





Jahrbücher der Literatur.

Dreyzehnter Band.

1821.

Herausgegeben

von

Matthäus v. Collin.

Jänner. Februar. März.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Jahrbücher der Literatur.

Dreyzehnter Band.

1821.

Herausgegeben
von
Matthäus v. Collin.

Jänner. Februar. März.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des dreyzehnten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XIII.

Jahrbücher der Literatur.

Jänner Februar März 1821.

Art. I. Orientalische Bibelausgaben.

1. ܕܝܬܝܩܐ ܚܕܬܐ ܗܘ ܟܬܒܐ ܕܐܘܢܓܠܝܘܢ ܩܕܝܫܐ ܕܡܪܢ
ܘܐܟܠܗܘܢ ܥܡܗ ܡܫܡܫܢܐ. ܐܬܛܒܥܬ ܟܬܒܐ ܕܡܫܝܚܝܐ
ܡܫܡܠܝܐ ܒܟܬܒܐ. ܘܐܬܬܩܢ ܡܢ ܐܓܪܬܐ ܕܫܠܝܚܐ ܘܐܦ
ܘܐܬܒܥܬ , ܘܒܬܟܬܒܐ ܘܐܬܩܢ ܡܢ ܡܦܩܢܐ ܒܫܘܠ
ܡܫܡܫܢܐ ܘܡܫܠܡܢܘܬܐ ܠܡܫܠܡܢܘܬܐ ܒܟܬܒܐ ܕܟܬܒܐ ܩܕܝܫܐ
ܠܡܟܠܗܘܢ ܘܐܦ ܠܒܢܝ ܒܪܢܫܐ , ܘܐܬܚܬܡ ܒܟܬܒܐ ܕܟܬܒܐ ܗܢܐ ܩܕܝܫܐ
ܡܢܛܠ ܗܫܢܐ ܡܬܝܚܐ ܡܬܩܢܐ ܒܫܘܠ ܡܫܡܫܢܐ.
ܘܐܬܬܩܢܬ ܥܠ ܝܕܝ ܗܫܢܐ ܡܢ ܟܬܒܐ ܕܬܠܬܐ ܐܠܦܐ
ܡܫܡܫܢܐ. *)

Novum Testamentum Syriace denuo recognitum atque ad fidem Codicum manuscriptorum emendatum. Londini impensis societatis ob Biblia sacra, tum apud Britannos, tum apud exteros evulganda institutae, impressit R. Watts. A. D. 1816 in 4.

2. العهد الجديد المنسوب الي ربّنـا و مخلّصنا عيسي المسيح طـبـع بعناية المجمع المعيّن ببرطنّة لانتشار الـكـتـب المقدسة فيها و في جميع الاطراف وذلك سنة الـف و ثمانماية و ستة عشر مسيحيّة بـالمطبعة الهنديّة المعروفة فى كلكتة

Das ist, das neue Testament, so seinen Ursprung unserem Herrn und Erlöser Jesus Christus verdankt. Gedruckt auf Veranstaltung der Mitglieder der Gesellschaft zur Verbreitung der heil. Schrift in England und aller Orten, im Jahre 1816 unsers Heils in der berühmten indischen Druckerey zu Kalkutta. Ohne ein lateinisches oder englisches Titelblatt, in 8.

---

*) Die hier verwendete syrische Schrift, so wie die in den Jahrbüchern gebrauchten orientalischen Schriftarten, verdankt der Verleger der gütigen Mittheilung des Herrn Buchdruckers Anton Schmid, dessen mit allen orientalischen Schriften reich versehene Officin der gelehrten Welt durch so manche gepriesene Werke bekannt ist.

3. الكتب المقدسة وهي كتب العهد العتيق والعهد الجديد مطبوع في سنة مسيحية ١٨١١

The Holy Bible, containing the Old and New Testaments, in the Arabic Language. Newcastle-upon-Tyne. Printed by Sarah Hodgson 1811 in 4.

4. پيمان تازه خداوند و رهانندهء ما عيسي مسيح كه افضل الفضلا هنري مارتين انكليسي از زبان يوناني بفارسي در دار العلم شيراز ترجمه نموده است طبع في سنة مسيحية ١٨١٥

Novum Testamentum Domini et Salvatoris Nostri Jesu Christi e graeca in persicam linguam a Viro Reverendo Henrico Martyno translatum in urbe Schiras nunc vero cura et sumptibus Societatis biblicae Ruthenicae typis datum. Petropoli apud Jos. Joannis 1815. 4to, 455 S.

5. انجيل مقدس يعني لسان تركيه ترجمه اولنان بزم ربمز عيسي مسيحك يكي عهد وصيتي ربمز عيسي مسيحك يلنده ١٨١٣

Sechshundert sechs und funfzig unpaginirte Seiten in Großqrt. Das heilige Evangelium, d. i. das neue Testament unsers Herrn Jesus in die türkische Sprache übertragen im Jahre 1813 nach Christi Geburt.

6. كتاب العهد الجديد المنسوب الي ربنا عيسي المسيح كه انكلتره نك و ساير ربع مسكونك اطراف و اكنافنه كتب مقدسلرك انتشاري اچون انكليز مملكتنده منتظم اولان جمعيتك مصارفي ايله طبع اولنمشدر في مدينة پاريز المحروسة بدار الطباعة الملكية المعمورة سنة المسيحية ١٨١٩

Das ist, das Buch des neuen Testaments unsers Herrn Jesus; gedruckt auf Kosten der zur Verbreitung der heiligen Bücher in alle Gegenden der bewohnten Erde eingerichteten Gesellschaft, zu Paris in der königl. Druckerey 1819. Oktav 483 S.

Die Anzeige dieser dem Referenten vorliegenden sechs, von der englischen Bibelgesellschaft veranstalteten Bibelausgaben, böte wohl die schicklichste Gelegenheit dar, sich mit Beantwortung der Frage zu beschäftigen, ob denn die allgemeine Verbreitung der

Bibel, für welche jene Gesellschaft mit so viel Kraft und Kostenaufwand arbeitet, wirklich das tauglichste Mittel sey, den erhabenen schönen Zweck zu erreichen, welchen sie sich unstreitig als Ziel aussteckte: Vergrößerung nämlich des heiligen Staates der Christusbekenner, festere Begründung ihrer Ueberzeugungen, Aufregung und Regelung des echt religiösen Sinnes, dessen, durch das Zusammenwirken vieler, analog mit der Geschichte aller Zeiten sich äußernder Ursachen, herbeygeführte Abnahme in der neuesten Zeit unläugbar mehr und mehr fühlbar wurde. Allein diese Frage wurde schon in älterer Zeit vielseitig besprochen, und ward auch neuerlich durch die Bemühungen jener Gesellschaft wieder zur Sprache gebracht, mehr oder weniger gründlich, unbefangen und parteylos beantwortet. Sehr natürlich ist wohl die Antwort jener Beurtheiler die gründlichste, welche bey ihren Urtheilen nur die Geschichte, den Ursprung und Zweck der göttlichen Schriften, besonders des neuen Bundes, und die Natur der Sache zu Rathe ziehen, wie dieß ganz vortrefflich in einer jüngst erschienenen Schrift geschieht, betitelt: »Mit welchen Bedingungen ist die Bibel ein »Lese- und Lehrbuch für Priester, Beamte und Volk, zur Wieder»geburt des allgemeinen christlichen Glaubens? Ein Ruf zur reif»sten Prüfung des Ausspruches: daß das Lesen der heiligen Schrift »für alle Katholiken ohne Unterschied des Standes, Alters und »Geschlechtes die heiligste Pflicht, und eben so nützlich als unent»behrlich sey. München 1818.«

Durch Hinweisung auf diese oder andere Schriften ähnlichen Inhaltes spricht Referent seine Meinung über diesen Gegenstand deutlich aus; und überzeugt, daß jene Leser dieser Blätter, welchen diese Untersuchung am Herzen liegt, entweder durch selbstgemachte Reflexionen zu einem Resultate gekommen sind, oder nach den Ansichten irgend eines Schriftstellers über diesen Gegenstand, ihre Ueberzeugung gebildet haben, glaubt er sich über jene Streitfrage nicht weiter verbreiten zu dürfen. Unverrückt den Grundsatz im Auge haltend, daß Gott als ein moralischer Weltbeherrscher alle Begebenheiten zu moralischen Zwecken leiten müsse, können wir uns indessen an dem lobenswerthen und wohlgemeinten Eifer jener Gesellschaft still erbauen, und gewiß seyn, daß die Vorsehung, indem sie jene allgemeine Bibelverbreitung zuläßt, ihre weisen, zum Wohle der Menschheit gereichenden Absichten hat, wenn wir diese gleich, so weit menschliche Vorsehungskraft die Geheimnisse der Zukunft zu enthüllen vermag, noch nicht absehen können. Da es sich durch ein glückliches Zusammentreffen fügte, daß dem Referenten die Exemplare jener Bibelausgaben zugleich mit dem dreyzehnten Berichte der brittischen und auswärtigen Bibelgesellschaft (The thirteenth Report of the British and

Foreign Bibel Society 1817, with an Appendix and a List of Subscribers and benefactors. *London.* Printed by *Tilling* and *Hughes*, Grosvenor-row Chelsea) zur Einsicht überlassen wurden, so hält er es für ganz zweckmäßig, hier einige Auszüge aus jenem Berichte mitzutheilen, der in statistischer und philosophischer Hinsicht ungemein viel Merkwürdiges enthält. Wenn man auch mit dem Verfasser der oben angeführten Schrift der Ueberzeugung ist, daß die Bibel als Volksschrift die Bildung der Menschheit zum Reiche Gottes nie auf sich genommen, noch durch sich die Beseligung der Völker durch Unterweisung, Warnung, Tröstung geleistet habe; daß sie aber diese allgemeine Volksbeglückung für alle Zeiten als Erkenntnißquelle des reinen Christenthums nur in der Hand apostolischer Priester leistet; wenn man auch, sagt Referent, dieser Ueberzeugung ist, so muß man bey Durchlesung vieler einzelner Berichte jener Sammlung doch unparteyisch gestehen, daß sich in ihnen der redlichste Eifer für die Beförderung des allgemeinen Menschenglückes ausspricht, und daß manche von ihnen mit wahrhaft apostolischer Salbung verfaßt sind.

Im zweyten Berichte der Hülfsgesellschaft zu Bombay vom 5. Februar 1816 heißt es: Doktor Taylor übernahm es freywillig, die Uebersetzung eines Theils der heiligen Schrift in die Mahrattische, Guzrattische oder Gudschuratische Sprache zu besorgen. Der Ausschuß ersuchte ihn, vor der Hand zuerst jene des Evangeliums des heiligen Matthäus zu Stande zu bringen, und hegt die gegründete Hoffnung, daß die vortheilhafte Lage, welche ihn in Stand setzt, die Eingebornen verschiedener Landstriche von Gudschrat und Mahratta zu Rathe zu ziehen, es ihm möglich machen wird, eine Uebersetzung zu verfertigen, die frey von wesentlichen Fehlern, würdevoll und doch einfach, und für den größten Theil des Volkes verständlich seyn wird. Aus Mangel anderer Gesellschaften, muß die ganze Strecke von Kap Comorin bis Mozambique und die afrikanische Küste gegenwärtig als innerhalb den Wirkungskreis der Bombayer Hülfsgesellschaft gehörig betrachtet werden. Die Verschiedenheit der Sprache in diesen Gegenden setzt der schnellen Verbreitung der heiligen Schriften längs der Küste dieses Theils des indischen Oceans viele Schwierigkeiten entgegen.

Vom Kap Comorin bis zum Berg Dili ist das Malayalim oder eigentlich Malabarische die allgemeine Sprache; die Bachadivischen und Maldivischen Inseln haben einen eigenen Dialekt; vom Berg Dili bis in die Nachbarschaft von Goa ist das Tuluvi die Sprache von Nieder-Kanara; in

der Gegend von Goa herrscht eine verdorbene Mischung von der Kanarischen, dem Tuluvi und der Mahrattischen Sprache; von hier an weiter nördlich gegen Surat, Bombay, Salsette und Karanga mit eingeschlossen, ist die Kokarische die herrschende Sprache; ein Dialekt der Mahrattischen, in welchen sich ziemlich viele fremde Wörter eingeschlichen haben. Südlich von Surat ist die gudschratische Sprache die gemeinste; aber in allen großen Städten, als: Surat, Ahmedabad, Cambay u.s.w. ist die Zahl der Mohammedaner, die sich der hindostanischen Sprache bedienen, sehr groß. Die Sprache von Ketsch gewinnt Fortgang, und reicht bis an die östlichen Arme des Indus, wo das Sindi anfängt vorzuherrschen, und sich bis Mekran in das Niederland von Persien ausdehnt. Längs der ganzen persischen Küste bis Buschir ist die arabische die herrschende Sprache; aber in den größeren Städten wird persisch gesprochen. Von Baßra um die ganze arabische Halbinsel versteht man nur das Arabische; dieß bleibt auch die Sprache des Landes gegen Abend vom rothen Meere, und gegen Süden bis Abessynien. Die Sprachen im Süden von Abessynien sind wenig bekannt, aber der Ausschuß hat Hoffnung, sich Materialien zu verschaffen, mittelst welcher man in kurzer Zeit von ihnen möchte Rechenschaft geben können. Um den Anfragen dieses ausgedehnten Landstriches, welcher von Kap Comorin bis an die Erdenge von Suez reicht, Genüge leisten zu können, sind also Uebersetzungen in die Malajalische, Tuluvische, Mahrattische, Gudschratische, Hindostanische, Sindische, Persische, Arabische Sprache nöthig. Zu wünschen wäre auch eine Uebersetzung in den Maldivi-, Ketschi-, Marwadi-, Goa-, Kanara- und Telegu-Dialekt.

Nach einem Berichte des korrespondirenden Ausschusses zu Kalkutta vom 22. April 1816, ist das neue Testament, von Sabat in die arabische Volkssprache übersetzt, schon im Umlaufe. Die Schreibart dieser Uebersetzung hat in Ansehung ihrer Korrektheit und Treue den größten Beyfall der Gelehrten in diesem Fache, der europäischen sowohl als der eingebornen. Das (seitdem erschienene und hier unter den angezeigten begriffene) persische neue Testament, von weiland Sr. Ehrwürden Hrn. Martyn, war (zur Zeit des Berichts) in der Presse bereits bis zur Apostelgeschichte vorgerückt. Die Schreibart dieser Uebersetzung wird als rein und in Ansehung ihrer Simplicität und Verständlichkeit zur allgemeinen Vertheilung besonders tauglich gepriesen. Man erwartet mit Ungeduld, die ganze heilige Schrift in dieser Sprache zu haben, und hegt die Hoffnung, daß Mir Seid Ali, der eingeborne Gelehrte, mit dessen Beystand Mr. Martyn seine

Uebersetzung des N. T. im Schiraf zu Stande brachte, noch in Kalkutta ankommen werde, um da bey der Uebersetzung des A. T. Hülfe zu leisten.

In einem Auszuge einer Denkschrift in Betreff der Uebersetzung der Bibel von Serampor im Jahre 1815 heißt es: Im Laufe des vergangenen Jahres ist der Pentateuch in der Orissa-Sprache abgedruckt worden. Er macht nun diese Uebersetzung vollständig, und so ist nun die ganze heilige Schrift in zwey der Sprachen Indiens herausgekommen — der bengalischen und Orissaischen. In der Sanskrit-Sprache haben die historischen Bücher die Presse verlassen. In dieser alten Sprache sind daher drey von den fünf Theilen, in welche wir die heilige Schrift abtheilen, und welche der Vater beynahe aller übrigen sind, übersetzt und ausgegeben; das N. T., der Pentateuch und die historischen Bücher. Zwey sind noch übrig: die Hagiographen, welche eben unter der Presse sind, und die prophetischen Bücher, deren Uebersetzung bald beendiget seyn wird. In der Hindi-Sprache sind die historischen Bücher gedruckt; die Hagiographen sind auch unter der Presse, und die prophetischen Bücher sind schon übersetzt. In dem letzten Memoir wurde erwähnt, daß die zweyte Ausgabe des N. T. in dieser Sprache bald fertig werde: jetzt ist sie schon im Umlaufe. In der Mahrattischen Sprache sind die historischen Bücher beynahe ganz aufgelegt; der Pentateuch und das N. T. sind schon lange im Umlaufe gewesen. An sie reihet sich die Seik-Sprache, in welcher das N. T. und der Pentateuch bis beynahe zum Ende des Buches Exodus aufgelegt ist. In der sinesischen Sprache ist der Pentateuch unter der Presse; doch haben mehrere Umstände zusammengewirkt, den Druck zu verzögern. Da die Methode, mit beweglichen Typen zu drucken, wie es in dieser Sprache nöthig ist, ganz neu ist, so wird viele Zeit erfordert, es zur gehörigen Vollkommenheit zu bringen. In der Telinga-Sprache ist das N. T. mehr als halb aus der Presse. In der Bruischen ist es auch bis gegen das Ende des Briefes an die Römer vollendet. Drey von den vier Evangelien sind in der Puschtu oder Afghanischen, in der Sprache der Beludschi und der Asamesischen Sprache zu Ende gebracht. Das Evangelium des heiligen Matthäus ist entweder schon ganz oder bald vollendet in der Karnatischen, Kancanischen, Multanischen, Sindhischen, Kaschmirischen, Bikamirischen, Nipalischen, Udunporischen, Marawarischen, Dschaiporischen, Chassischen und Birmanischen Sprache.

In einem Schreiben von J. C. Supper, Sekretär der Hülfsgesellschaft auf Java (Batavia den 12. August 1816),

liest man unter andern Folgendes: In Betreff einer Uebersetzung der Bibel in die japanische Sprache muß ich ihnen frey sagen, daß nach menschlicher Einsicht ein solches Unternehmen gegenwärtig unter die Unmöglichkeiten gehört. Ihrem Verlangen gemäß habe ich bey glaubwürdigen Männern, die sich viele Jahre in Japan aufhielten, und mit der Beschaffenheit der Regierung des Landes vollkommen bekannt sind, Nachforschungen angestellt, ob dort noch einige Bücher in jener Sprache sich vorfänden, die geignet wären, die Kenntniß der christlichen Religion dahin zu bringen? Ich erhielt zur Antwort, daß deren einige dort seyen, aber nur in den Händen des holländischen Residenten; sie beständen in einigen wenigen religiösen Abhandlungen und dem Heidelberger Katechismus. Die Regierungsbeamten machen häufige Besuche in jedem Hause, und wenn sie ein kleines Stück Papier entdecken, das auf die christlische Religion, besonders das Kreuz des Erlösers Bezug hat, so wird das Haus, in welchem so ein Papier gefunden wurde, niedergerissen und zerstört; die Bewohner aber werden zum Tode verurtheilt. Jeder Fremde ist bey seiner Ankunft in Japan verbunden, sich der strengsten Untersuchung in Rücksicht seiner Person und seines Gepäckes zu unterziehen: und jeder Brief, jedes Buch, das er bey sich hat, wird durchgelesen und durchforscht. Wenn nun die geringste Anspielung auf unsere Gottesverehrung darin gefunden wird, ist er dem Gesetze gemäß aus dem Lande zu verbannen. Wie, wird man sagen (fährt nun der Berichtgeber fort), ist es dann möglich, die heilige Schrift unter den Bewohnern dieses Landes bekannt zu machen und zu verbreiten? — Der Christ ist fest überzeugt, daß mit Gottes Hülfe nichts unmöglich ist. Ist Gott nicht so gut der Japanesen als der Europäer? Hat nicht Er ihnen Leben gegeben, und leitet nicht Er alles durch das Wort seiner Allmacht? Gewiß! so ist es. Wenn Jehova einst sagt: »Es werde Licht in Japan,« wird die dichteste Finsterniß augenblicklich zerstreut seyn, und wenn die Posaunen des Herrn erschallen werden, wird dieß Jericho in seinen Grundfesten erbeben, seine Mauern zu Boden gestürzt werden. Jenes große Japanesische Gebirge, das den Forschritten seines Wortes und seiner Diener entgegen steht, wird weggeschafft und in die See geschleudert werden. Sehen wir nicht täglich im großen Reiche der Natur die wundervollen Werke Gottes? Können wir glauben, daß er für das Reich der Gnade weniger thun werde? Sind seine Wunder nicht der ganzen civilisirten Welt offenbar in dem Erfolge der brittischen und auswärtigen Bibelgesellschaft und ihren zahlreichen Helferinnen? Hat nicht jeder fromme Beobachter Ursache auszurufen: Wenn ich diese Wunder betrachte, so verstummt mein Verstand ehrfurchtsvoll,

und ich kann nur anbeten und fühlen, daß die Liebe Gottes keine Gränzen hat!

Die Exemplare des sinesischen N. T., welches der eifrige Missionär Mr. Milun (der jetzt in Malacca ist), unter die Sinesen in der Nachbarschaft vertheilte, und welche ich zu verbreiten Mittel fand, sind sichtbarlich mit gutem Erfolge gekrönt. Ein Mitglied einer portugiesischen Kongregation kam vergangene Woche zu mir und sagte: »Ich bin mit einigen Sinesen bekannt, die zwey Mal die Woche zu mir kommen, wo dann das Wort Gottes der Gegenstand unserer Gespräche ist. Sie haben das sinesische N. T. gelesen, und finden seinen Inhalt viel vortrefflicher, als den irgend eines andern Buches, das sie je gelesen haben. Noch verstehen sie nicht alles, was darin gesagt wird, und wenden sich daher an mich, daß ich ihnen solche Stellen, die sie nicht verstehen können, auseinandersetze und erkläre. Ich gebe ihnen über diesen Gegenstand Belehrung, wie ich mich ihrer aus den Unterredungen mit Ihnen erinnere.« Dieser Portugiese ist einer meiner Katechumenen, und, Dank sey Gott, ich möchte sagen, die Krone und edelste Frucht meiner hiesigen Bemühungen. Jene Sinesen haben bereits ihre Götzenbilder aus ihren Häusern weggeschafft, und sind voll Begierde, Christen zu werden.

In dem Berichte eines Korrespondenten in der Türkey (Mardin, den 20. Februar 1816), nachdem gesagt wird, daß die Pforte die katholische Religion in der Türkey nicht anerkennt, und deßwegen den Christen, welche die Obergewalt der römischen Kirche anerkennen, keine öffentliche Ausübung ihrer Religion gestattet, heißt es: die Pforte würde wahrscheinlich weniger streng in diesen Angelegenheiten seyn, wenn ihre Aufmerksamkeit nicht immer von den Christen des alten Ritus rege erhalten würde, die, im Besitze des Rechtes und der Freyheit, öffentliche Kirchenämter zu verwalten, ihrer eigenen Landesleute wegen, die zur katholischen Kirche übergehen, der türkischen Regierung immer anliegen, Neuerungen zu verhüten. Ich bemerkte einmal, fährt der Berichterstatter fort, gegen einen armenischen Bischof, daß es doch zu bedauern sey, unter Christen so viele Streitigkeiten und Verfolgungen zu finden. Das ist sehr wahr, erwiederte er, aber wir können ohne sie nicht seyn. In Angora ist der größte Theil der Bevölkerung katholisch. Man rechnet dreytausend Häuser der Armenier, und hundert und funfzig der Griechen. Von den alten Sekten sind hier nur vierzig Familien Armenier, die sieben Kirchen und ein Kloster haben, und wenige Griechen, die zwey Kirchen haben, denen ein Erzbischof vorsteht, während den Katholiken kein öffentlicher Ort der Anbetung zugestanden wird. Eben ihre Versammlungen in andern Häusern, um ihrem Got-

tesdienste geheim obzuliegen, setzen sie oft grausamen Verfolgungen aus. Die einzige unter den Christen von Angora übliche Sprache ist die türkische, die sie aber in ihren eigenen Charakteren nicht lesen können. Einige Bibeln in türkischer Sprache mit armenischen oder griechischen Lettern, würden dort sehr willkommen seyn. Ein griechischer Priester zeigte mir ein Testament, wie er es nannte, das in türkischer Sprache mit griechischen Lettern zu Venedig gedruckt war; es entdeckte sich aber, daß es nur einige Lesestücke aus der heiligen Schrift mit Betrachtungen und Ermahnungen waren. Die Christen anderer Städte Kleinasiens, welches wir durchreisten, sind Armenier der ursprünglichen Sekte.

In der Bibliothek des Patriarchen von Diarbekir fand der Berichtgeber ein chaldäisches Manuscript auf Pergament vom Jahre Christi 1208, welches das N. T. enthielt. Der zweyte und dritte Brief des heiligen Johannes und der Brief des heiligen Judas fehlten. In 1 Joh. 5, 6 liest man statt: quoniam *Christus* est veritas — quoniam *Spiritus* est veritas. Der siebente Vers fehlt, und im achten ist in terra ausgelassen. Im Evangelium des heiligen Johannes fehlt die Geschichte von der Ehebrecherin. In der Bibliothek des Jakobitischen Patriarchen fand er drey sehr schöne syrische Manuscripte auf Pergament in Estrangelo geschrieben, in den Jahren 1043, 1073 und 1169. Sie enthielten nur die vier Evangelien. Die chaldäisch-katholische Kirche, heißt es weiter, ist in einem erbärmlichen Zustande des Verfalles, wovon, wie mich ihr Vorsteher versicherte, der Mangel tauglicher Subjekte für den Priesterstand die Schuld trägt. Diese Christen haben keine Schulen, und das Reich der Unwissenheit scheint sich täglich mehr bey ihnen zu erweitern. Die Bisthümer sind Mardin, Sert, Sadach in der Nähe von Sert, das Konvent von Mar Jakob bey Sert, Dschesira, Moßul, Selmas in Persien an der Gränze von Tebris. Doch gegenwärtig sind nur Bischöfe zu Moßul und Selmas. Die nestorianischen Chaldäer sind ein wildes kräftiges Volk, man findet sie besonders unter den nördlichen Stämmen von Kurdistan. Der Perser, zur Patriarchenwürde bestimmt, berührt von der Stunde seiner Geburt an kein Nahrungsmittel aus dem Thierreiche. Da diese Würde immer in derselben Familie erblich ist, so ist auch ganz natürlich der Besitzer derselben, wenn es möglich ist, noch unwissender als die übrige Priesterschaft. In der That ist er auf nichts stolz, als ein Stammhaupt zu seyn, und Muskette und Lanze führen zu können. Der Patriarch der Jakobitischen Syrer hat seinen Sitz im Kloster der Saaferan, ungefähr drey Meilen von Mardin. Die jakobitischen Kirchen von

Diarbekir und Mardin stehen unmittelbar unter ihm; außerdem hat er Bischöfe an folgenden Plätzen: zu Jerusalem, zu Damask, Hamas, Nebek, Hams, Sadad und Karietein, Aleppo, wo zwey Bischöfe sind, zu Orfa, von den Syrern Rakka genannt, zu Charput im Paschalik von Maaden, zu Have Manßor und Budschak, im Paschalik von Diarbekir, in Beschirin, in Hadhe und Saadet, Bedlis, in Iran in dem kurdischen Fürstenthum von Hakkaria zwischen Van und Persien, in Kese im Distrikte von Ton, zwischen Mardin und Dschesira am Tigris, in Trablono im Fürstenthum Dschesira, in Schamschem, in der Stadt Dschesira. Unter ihm steht ferner der Metropolit vom Distrikte Tor; die unabhängigen Gebiete von Mar Matai im Paschalik Moßul, die Gegend so einem kurdischen Oberhaupte mit Namen Calaf Asa gehört, zwischen Mardin und dem Tigris; die Stämme von Binebil in Tor und Malabar in Indien.

Nach einem Briefe von Abitochnai (7. Juny 1816), einem kleinen Dorfe in der sich weit ausdehnenden Wüste der kleinen Tatarey, sind die Bewohner dieser Gegenden für die Verbreitung der Bibel sehr empfänglich. Nachdem der Berichterstatter einigen Efendi's, den ersten Bogen der türkischen Bibel, und einen Theil des tatarischen N. T. gezeigt hatte, bat sich einer von ihnen diese Papiere zum Durchlesen aus. Er gewährte ihm seine Bitte. Nun ging dieser voll Freude fort, und nahm Platz vor dem Thore; eine Menge Volks und selbst Priester folgten ihm. Er las ihnen den Inhalt jener Bogen deutlich vor, und erklärte ihn. Alles hörte ihm voll Verwunderung zu. Nach geendigter Vorlesung kam jener Efendi, begleitet von einigen andern und den Priestern, und bat ihn angelegentlich um eine Kopie jener Bogen.

Es folgen nun einige Auszüge aus Briefen Sr. Ehrwürden Herrn Pinkerton's auf seiner letzten Reise durch Rußland, Polen und Deutschland. Nach einem Berichte von Kaffa oder Theodosia (8. Juny 1816), besuchte der Verfasser auf dem Wege von Taganrog 23,000 Griechen im Distrikte von Mariopolis. Er versorgte sie mit Bibeln, und trug ihnen auf, ihren Umlauf auch bey ihren Brüdern in Kleinasien zu befördern. Die dortigen Griechen schildert er als sehr unwissend. Wenige von ihnen verstehen neugriechisch; sie sprechen alle tatarisch. Von Abitochnai wandte er sich westwärts, um da die deutschen Kolonien anzutreffen, die sich neuerlich am Malochna-Fluße angesiedelt haben. Sein tatarischer Führer brachte ihn auch zu einer Niederlassung von Mennoniten an der Kamischinka

und der Molochna. Es sind vierhundert drey und achtzig Familien, die in Gewissens-Angelegenheiten 1803 aus Westrußland ausgewandert, und hier in neunzehn Dörfern vertheilt sind. Ihr Loos hier wird sehr glücklich gepriesen. Sie besitzen fruchtbare Ländereyen und volle Gewissensfreyheit.

Am rechten Ufer der Molochna besuchte der Verfasser achthundert Familien deutscher Ansiedler, die aus verschiedenen Gegenden Deutschlands ausgewandert sind, und sich hier in zwanzig Dörfern angebauet haben. Sie hatten großen Mangel an Bibeln, und machten, nachdem sie von dem Verfasser über den Zweck und die Fortschritte der Bibelgesellschaften unterrichtet waren, gleich eine Bestellung an die Gesellschaft in Petersburg von siebenhundert Bibeln für ihre Familien; achthundert N. T. für ihre Schulen, und fünf und siebenzig slawonischen Bibeln für ihre russischen Nachbarn. Der Berichterstatter durchkreuzte auf seiner Sendung das alte Klein-Scythien, machte unter den heutigen Einwohnern, Armeniern, Griechen, Tataren, Deutschen und Russen das Wirken der Bibelgesellschaften kund, und bahnte viertausend Exemplaren der heiligen Schrift den Weg zur Vertheilung. Bey seiner Ankunft in Theodosia fand er die Angelegenheiten der dortigen Gesellschaft im besten Stande. Man errichtete dort auf dem Marktplatze eine Niederlage zum Bibelverkauf; sie gehen stark ab. Untern andern Beschlüssen wurde bey einer dort gehaltenen Sitzung auch der gemacht; in Trebisunt, Samßun, Aunieh, Sinope, Amaßra, Seghamankala und Guria eigene Korrespondenten zu suchen, die in jenen Gegenden die Zwecke der Gesellschaft erreichen helfen sollen. Auch die Kosaken am schwarzen Meere sollen in den Wirkungskreis der Theodosianischen Bibelgesellschaft gehören. In der Nachschrift dieses Berichtes wird gebeten, sobald das hebräische N. T. für die Juden fertig ist, zwey oder dreyhundert Exemplare zu schicken, da von Seite der Juden häufige Nachfragen um Evangelien geschehen.

Ein Bericht von Bagdscheserai vom 16. Juny 1816 ist nicht weniger merkwürdig. »Die romantische Lage, heißt es, dieser alten Hauptstadt der Tatarey, in einem engen tiefen Thale, zwischen zwey Reihen hoher senkrecht schroffer Felsen, der alte Pallast der Abkömmlinge Dschingis-Chans, mit seinen festen verfallenen Ueberresten asiatischer Pracht und tatarischer Königshoheit, die zahlreichen fruchtbaren Gärtchen beynahe vor jedem Harem, die alle von hohen Mauern umfangen sind, welche die mürrische Eifersucht des moslimischen Stammes aufführte, um das weibliche Geschlecht für immer dem Anblicke Fremder zu entziehen, zwey und dreyßig Moscheen mit ihren schwebenden Mina-

rets und neun und siebenzig Fontainen des reinsten, gesundesten Wassers, alles dieses vereiniget sich, den Aufenthalt, aus dem ich ihnen schreibe, dem Reisenden anziehend und interessant zu machen. Doch es ist nicht meine Absicht, Ihnen die romantische Lage von Bagdscheserai und die Sitten seiner tatarischen Bewohner zu schildern. Die gütige Vorsehung hat mich hieher zu einem Vorhaben geleitet, welches innigst mit der zeitlichen und ewigen Wohlfahrt des Tatarstammes verbunden ist.

Nachdem der Verfasser die taurische Bibelgesellschaft in Sympheropol eingerichtet hatte, reisete er nach Sebastopolis. Hier machte er in Beförderung der Vortheile der Bibelgesellschaft unerwartete Fortschritte. Der griechische Metropolit mit mehreren andern Personen von Ansehen, unterschrieben sich nicht nur als Mitglieder der Bibelgesellschaft, sondern machten sich auch anheischig, Mitarbeiter und Korrespondenten der Gesellschaft in Sympheropol zu werden. Von Sebastopol aus kam er an dem Orte an, von welchem aus dieser Bericht geschrieben ist. Eines Morgens ritt er in Gesellschaft, die jüdische Festung zu besuchen, die auf dem Gipfel der Felsen ungefähr zwey Werste von dieser Stadt liegt, von Juden der Sekte der Caraiten bewohnt wird, und Dschufut-Kalaa heißt. Auf dem halben Wege dahin begegneten sie einem ihrer Oberrabbiner, der sogleich umkehrte ihnen den Platz zu zeigen. In einer Unterredung mit dem Verfasser antwortete er mit vieler Offenheit auf alle Fragen desselben, über den Zustand, die Meinungen und Gebräuche seiner Glaubensbrüder. Das Erfreulichste aber unter allem war ihm zu hören, daß diese Caraiten ein vollständiges A. T. in tatarischer Sprache besitzen. Endlich kamen sie auf der Höhe des Felsen an, gingen in die Feste hinein, und gelangten durch enge sich windende Gäßchen beym Thore der Hauptsynagoge an. Hier trafen sie den obersten Rabbiner, einen ehrwürdigen alten Mann, der sie freundlich bewillkommte. Sie traten in die Synagoge, und waren bald von den ältesten des Volks umgeben. Der Verfasser machte ihnen den Zweck seiner Reise und jenen der Gesellschaft bekannt, während sie ihm aufmerksam und voll Verwunderung zuhörten. Dann gab er dem obersten Rabbiner ein Exemplar des Evangeliums des heiligen Matthäus, und des Briefes an die Hebräer in hebräischer Sprache, und versprach ihm in kurzer Zeit auch die übrigen Bücher des N. T. in dieser Sprache zu schicken. Dieser nahm sie mit Dank an, und sagte, daß er es für ein Glück achten werde, auch die übrigen neutestamentlichen Bücher zu besitzen. Der Oberrabbiner brachte nun dem Verfasser ein schönes Exemplar des Pentateuchs in rein Dschagatai-tatarischer Sprache mit hebräischen Buchstaben geschrieben zur Ein=

sicht, und sagte ihm, daß diese Uebersetzung schon vor mehreren Jahrhunderten von ihren Voraltern verfaßt wurde, und daß sie immer zugleich mit dem hebräischen Texte gelesen werde. Nach mehreren Unterredungen mit den Aeltesten und Besuchen in ihren Häusern, begaben sie sich in das Wäldchen, wo ihre Todten beerdiget werden. Dort sah der Berichtgeber eine Grabschrift, die fünfhundert und siebenzig Jahre alt war; ein Beweis für das hohe Alterthum der Niederlassung dieser Caraiten in Dschufut-Kalaa. Bald nach ihrer Rückkehr brachte ihm der Oberrabbiner ein Exemplar aller kanonischen Bücher des A. T. in tatarischer Sprache auf feinem Velinpapier mit hebräischen Buchstaben geschrieben; vier Bände in Quart für zweyhundert Rubel. Ich habe nicht bald, sagt der Verfasser, ein schöneres Manuscript gesehen: es ist zierlich in rothes Ziegenleder gebunden, mit Gold verziert. Ich werde Sorge tragen, es mit sicherer Gelegenheit nach Petersburg zu senden, wo es mit Hülfe eines oder zweyer gebildeten Tataren unter meiner Leitung, so mir Gott das Leben schenkt, sauber mit tatarischer Schrift abgeschrieben, genau durchgesehen, und dann mit der Uebersetzung des N. T., welche die Missionäre in Karaß besorgen, unter die Presse kommen kann. So werden wir in Besitz einer tatarischen Bibel kommen, welche die zahlreichen Horden Nogaischer, Kasanischer, Trockmanischer und Bucharischer Tataren verstehen werden. Der den Caraiten eigene Grundsatz, den Talmud sammt allen fabelhaften Traditionen der Juden zu verwerfen, und sich bloß an den heiligen Text der Schrift zu halten, berechtiget mich zur Hoffnung, daß wir ihre tatarische Uebersetzung aus dem hebräischen Texte fehlerfrey finden werden.

In einem Briefe von Odessa (26. Juny 1816) schreibt jener Berichtgeber, daß er sich auf seiner Reise von Taganrog bis hieher durch die Krim alle Mühe gegeben habe, den Zustand der heiligen Schrift in Anatolien kennen zu lernen. Das Resultat seiner Nachforschungen war, daß es in dieser Rücksicht für die Bibelgesellschaft zum Besten der armen Christen in Kleinasien sehr viel zu thun gebe. Der größte Theil von ihnen hat seine Muttersprache vergessen, und redet und versteht keine als die türkische. Besonders gilt dieses von den Griechen und Armeniern. Die grausamen Verfolgungen ihrer mohammedanischen Gebieter waren die Ursache dieses gänzlichen Verfalls ihrer Muttersprache. Es gab eine Zeit, in welcher die türkischen Machthaber den Griechen in Kleinasien strenge verboten, unter sich ihre Muttersprache zu reden, und denen, so diesem barbarischen Verbote nicht gehorchten, die Zunge ausschneiden ließen, oder sie mit dem Tode bestraften. Es ist eine unwidersprechliche Thatsache,

daß die Sprache ihrer Unterdrücker schon lange beynahe die alleinherrschende ist, und daß in einem großen Theile von Anatolien sogar der öffentliche Gottesdienst in dieser Sprache gehalten wird. Der Verfasser zählt nun mehrere Religionsbücher auf, die alle in türkischer Sprache, aber mit griechischer Schrift gedruckt sind. Er verschaffte sich: die Psalmen, zu Venedig gedruckt; eine Sammlung Reden aus den griechischen Vätern für jeden Sonntag des Jahres ausgezogen, auch in Venedig gedruckt; ein gedrängtes System des christlichen Lehrbegriffes; die Evangelien, so in der Passionswoche in der Kirche gelesen werden im Manuscript. Für ein Exemplar der Apostelgeschichte und aller Briefe, auch in Venedig gedruckt, bot er einen hohen Preis, fand aber keinen anatolischen Griechen, der ihm eines überlassen hätte. Die Armenier in Kleinasien, die noch viel zahlreicher als die Griechen seyn sollen, befinden sich in eben dem erbärmlichen Zustande der Unwissenheit; die wenigsten von ihnen verstehen Armenisch, in welcher Sprache doch allein ihre heiligen Schriften aufgelegt sind. Der Verfasser räth daher, um die Absicht der Gesellschaft zu erreichen, zwey Ausgaben des türkischen N. T. zu besorgen; eine mit griechischen, die andere mit armenischen Lettern; und zu trachten, sie unter den Christen in Kleinasien zu verbreiten. Er bemerkt ferner, daß die Praxis der Caraiten von Dschufut-Kalaa, sich einer tatarischen Uebersetzung des A. T. zu bedienen, einen wichtigen Wink gebe, welchen Weg man einzuschlagen habe, um die Kenntniß der christlichen heiligen Schriften unter den Juden zu verbreiten, die sich im türkischen Reiche aufhalten. Er ist überzeugt, ein türkisches N. T. mit hebräischen Lettern würde das wirksamste Mittel seyn, die beseligende Lehre des wahren Messias ihnen bekannt zu machen. Schon die türkische Sprache, meint er, würde sie zum Lesen reizen: hätten sie nur einmal gelesen und erwogen, so wäre der Same gesäet, und dem göttlichen Geiste der Weg geöffnet, auf Verstand und Herz zu wirken.

Folgenden Bericht gibt der Verfasser aus der Quarantaine bey Donbasari (7. July 1816). Von Odessa ging er nach Bender, und von da in die Moldau. Von Bender reiste er durch Bessarabien, und kam in Kischenau an. Er wurde hier vom Exarchen und dem armenischen Metropoliten sehr wohl aufgenommen. Dieser zeigte ihm einen Brief, welchen er so eben von dem armenischen Patriarchen in Konstantinopel erhalten hatte, in welchem dieser versprach, für die Sache der Gesellschaft alles zu thun, was in seinen Kräften steht. Von diesen Männern und andern wurde er über den Zustand der heiligen Schrift in der Moldau, Walachey und Bulgarien genau unterrichtet. Von der walachischen Bibel gab es nie mehr als

zwey Ausgaben; die erste wurde in Bucharest 1688 gemacht, und die zweyte zu Blasendorf in Siebenbürgen 1795. Der Mangel an Bibeln in der Moldau ist so groß, daß der Exarch den Verfasser versicherte, er glaube nicht, daß funfzig Bibeln in allen den achthundert Kirchen zu finden seyen, die zu seiner Diözese gehören. Um nun diesem traurigen Mangel abzuhelfen, machte er Anstalten zum Drucke von fünftausend Bibeln in der Sprache der Walachey und Moldau, in der Druckerey des Exarchen. Der Ausschuß in St. Petersburg sollte Papier, Farbe und Lettern besorgen, und Se. Eminenz selbst nahm willig die Korrektur über sich. In Petersburg wurden auch fünftausend Exemplare gedruckt, und der Verfasser glaubt, daß diese Anzahl eine heilsame Aushülfe für die Bevölkerung der Moldau und Walachey seyn werde, die er auf zwey Millionen rechnet.

Ein anderer wichtiger Gegenstand, den ich beabsichtigte, als ich Kischenau besuchte, sagt jener Berichtgeber, war, die Bildung einer Bibelgesellschaft in der Moldau zu befördern. Ich fand hier, wie überall, eine Menge, die bey diesem guten Werke mitzuwirken bereit waren. Die Vorbereitungen, die ich während meines Aufenthaltes mit Beyhülfe Sr. Eminenz des Exarchen, des Metropoliten Gregors, Mr. Crupensky und anderer traf, werden, hoffe ich, einen erwünschten Erfolg herbeyführen. Der Wirkungskreis dieser Gesellschaft soll nicht blos auf den Theil der Moldau beschränkt seyn, der jetzt unter dem Namen Bessarabien zu Rußland gehört, und 80,000 Familien nährt, sondern auf das ganze Volk, so die romanische Sprache redet, die in der Moldau und Walachey gewöhnlich ist. Gelegenheiten bieten sich die Menge dar, die heiligen Bücher von Kischenau aus über Jassy und Bucharest in diese beyden Länder zu versenden. Der Exarch und Metropolit versprachen noch überdieß, sich zu verwenden, daß eine Uebersetzung des N. T. in der bulgarischen Sprache zu Stande gebracht werde. Diese Bulgaren sprechen den rohesten, unreinsten slavonischen Dialekt, der stark mit türkischen Wörtern gemischt, und den andern slavischen Stämmen unverständlich ist. Ihre Kirchenbücher und Uebersetzungen der Schrift sind in der slavonischen Sprache verfaßt; die nämlichen werden auch in der russischen und servischen Kirche gebraucht. Der Exarch sowohl als andere versicherten mich, daß die heutigen Bulgaren die slavonische Bibel durchaus nicht verstehen können. Man sagt, daß einige Stücke des heiligen Textes von einem ihrer Bischöfe zu Bucharest übersetzt worden seyen, und daß diese Uebersetzung im Manuscripte vorhanden sey. Dieß verdient noch eine weitere Nachforschung; verhält es sich auf diese

Weise, kann es ein Hülfsmittel abgeben. Indessen hat der Exarch es in seiner Gewalt, eine gute Uebersetzung ausarbeiten zu lassen, seiner Verbindung wegen mit den bulgarischen Bischöfen; und weil sich diese der slavischen Schrift bedienen, kann sie mit den Lettern gedruckt werden, die für den Druck der walachischen Bibel bestimmt sind, und zwar in der Druckerey des Exarchen. Diese wenigen Details werden Sie beobachten lassen, daß ein wirklich wichtiger Erfolg für die Beförderung der Sache der Gesellschaft wahrscheinlich die Frucht meines Aufenthaltes in der Walachey seyn wird. Ich habe eine Sammlung von Regeln für die in Vorschlag gebrachte Gesellschaft hinterlassen, und eine geschriebene Anleitung in Betreff ihrer Bildung und des Anfanges ihrer Thätigkeit. Ueber zweytausend Rubel sind bereits unterzeichnet, und in den Händen des Exarchen, um zu diesem Zwecke verwendet zu werden. Lasset uns Gott danken, daß er uns in den Stand setzte, dem Bedürfnisse so vieler christlicher Nationen abzuhelfen, unter denen seit Jahrhunderten buchstäblich eine Hungersnoth nach Gottes Wort gewesen zu seyn scheint.

In einem Briefe von Krakau (7. August 1816) liest man: Hier sind zu verschiedenen Zeiten fünf Uebersetzungen der Bibel in polnischer Sprache erschienen. Die erste wird die alte Krakauer-Bibel genannt, und wurde hier 1581 aufgelegt. Da sie mehrere Stellen aus der böhmischen Bibel der Protestanten aufgenommen hat, gab ihr der Papst nie seine Genehmigung. Demungeachtet erlebte sie zwey neue Krakauer Auflagen im Jahre 1575 und 1577. Es ist sehr schwer, jetzt ein Exemplar dieser Uebersetzung zu finden. Die zweyte Uebersetzung, die im Jahre 1563 erschien, heißt die Radziwilische Bibel; sie hat nur eine Auflage erlebt. Prinz Radziwil, auf dessen Kosten diese Uebersetzung ausgearbeitet und gedruckt wurde, war ein Protestant. Da er aber nach ihrer Bekanntmachung starb, kaufte sie sein Sohn, ein Katholik, sorgfältig auf, und verbrannte sie. Die dritte Uebersetzung von Simeon Budney, heißt die Socinianische Bibel. Sie erlebte zwey Auflagen; die erste 1570 und die letzte 1572, beyde zu Nieswiez in Lithauen. Von dieser Auflage sollen nur drey Exemplare in erheblicheren Bibliotheken vorhanden seyn. Die vierte polnische Uebersetzung ist die Danziger Bibel. Sie wurde ausgearbeitet und gedruckt von der reformirten Kirche in Danzig, und ging sieben Auflagen durch; nämlich in Danzig 1632; Amsterdam 1660; Halle 1726; Königsberg 1737; Brieg 1768; Königsberg 1799, und Berlin 1810. Die erste Auflage wurde von Wonzyk, Erzbischof von Gnesen, größtentheils verbrannt, und die Jesuiten gaben sich alle Mühe, so viele Exemplare von den andern fünf Ausgaben aufzukaufen und zu vertilgen, als sie hab-

haft werden konnten; so daß es ausgemacht ist, daß von den sechs Auflagen der Bibel der Protestanten, die zwischen 1632 und 1779 gemacht wurden, wenigstens dreytausend Exemplare auf diese Art vernichtet wurden. Alle sechs Ausgaben machten wahrscheinlich nicht über siebentausend Exemplare aus, so daß, wenn man die Exemplare, welche durch die Länge der Zeit abgenützt wurden, zu jenen schlägt, die zerstört wurden, es sich ergeben wird, daß (mit Ausnahme der siebenten in Berlin auf Kosten der Bibelgesellschaft gedruckten, und aus achttausend Exemplaren bestehenden Ausgabe), die gegenwärtige Anzahl der Bibeln auf 250,000 Protestanten, die polnisch sprechen, sehr klein seyn wird. Doch, wie viel kleiner die Anzahl der Bibel-Exemplare unter den Katholiken in Polen ist, mag aus folgender Thatsache erhellen. Die einzige autorisirte Uebersetzung der heiligen Schrift ist die von Jakob Wuiek, von Klemens VIII. approbirt, und das erste Mal hier herausgekommen 1599. Diese Uebersetzung gehört, nach dem Urtheile kompetenter Richter, unter die besten, so nach der Vulgata gemacht wurden; die Sprache, obschon gewissermaßen veraltet, ist doch rein und klassisch. Man hat aber so viel Sorge getragen, daß eben diese autorisirte Uebersetzung nicht in die Hände des Volkes kam, daß sie in Polen nie wieder nachgedruckt wurde. Nur außer Landes hat man zwey andere Auflagen gemacht, nämlich zu Breslau 1740 und 1771. Die ganze Anzahl der drey Auflagen dieser Uebersetzung kann nun beyläufig dreytausend Exemplare betragen. So wurden also in einem Zeitraume von zweyhundert und siebzehn Jahren nur bey dreytausend Bibeln für mehr als zehn Millionen Katholiken gedruckt, die polnisch sprechen. Daher kömmt es, daß man für Geld gar kein Exemplar bekömmt, und Sie mögen in Polen und Galizien bey 100,000 Familien suchen, und schwerlich eine Bibel finden. Der Verfasser erzählt dann weiter, wie er sich entschloß, einige Tage dazu zu verwenden, einen Versuch zu machen, in Krakau eine Bibelgesellschaft zu stiften, und eine Auflage der polnischen Bibel zu veranstalten. In der Universitäts-Buchdruckerey fand er eben eine Sammlung von Lettern, die zu einer solchen Auflage getaugt hätten. Er ging deshalb in Begleitung des Professors Bandtke zum Professor Kudrewitsch, der die Aufsicht über die Universitäts-Druckerey hat, und machte ihn mit seinem Vorhaben und seinem Wunsche bekannt. Dieser hatte gar nichts einzuwenden, äußerte vielmehr die jener Angelegenheit günstigsten Gesinnungen. Nun gingen sie zum Grafen Wodzisky, Präsidenten des Senats; sie wurden von Sr. Exzellenz gütig aufgenommen. Der Verfasser setzte ihm den Zweck und die Principien der Bibelgesellschaft auseinander, that seinen Erkundigungen Ge-

nüge, bemühte sich besonders, die Nothwendigkeit einer solchen Gesellschaft in Polen herauszuheben, und legte ihm einen Plan dazu in Krakau vor. Jener billigte ihn vollkommen, vorausgesetzt, daß die Mittel ihn auszuführen herbeygeschafft werden können: setzte aber hinzu, daß er gewiß überzeugt sey, eine für den Druck einer polnischen Bibel hinreichende Summe könne durch freywillige Subscription bey dem gegenwärtig erschöpften Zustande des Landes nicht aufgebracht werden. Verfasser that nun im Namen der brittischen Bibelgesellschaft den Vorschlag, in Krakau eine Gesellschaft zum Drucke und zur Vertheilung der heiligen Schrift ohne Noten und Kommentar unter allen Konfessionen zu bilden. Die Gesellschaft soll den Druck von fünftausend polnischen Bibeln, und fünftausend N. T. unternehmen: die brittische Gesellschaft würde sie mit einer Bewilligung von fünfhundert Pfund unterstützen. Dieser Antrag wurde von dem Präsidenten und den Senatoren freudig aufgenommen. Da aber der Bischof von Krakau gerade abwesend war, so machte der höhere Klerus die Einwendung, daß man ohne seine Genehmigung nichts unternehmen könne, und man also vor seiner Zurückkunft in einigen Wochen nichts festsetzen soll. Se. Exzellenz Graf Wodzisky versicherte den Verfasser, daß der Senat, die Universität und der Adel voll Bereitwilligkeit sey, an dem Unternehmen Theil zu nehmen; daß er hoffe, die Gesellschaft werde nach der Zurückkunft des Bischofs zu Stande kommen, und das Werk beginnen; und er selbst wolle alles, was in seinen Kräften steht, beytragen.

In einem Briefe von Wien (28. August 1816) theilt der nämliche Verfasser sehr interessante Bemerkungen mit, die er auf seiner Reise über den Zustand der Bibel unter den Stämmen slavischer Abkunft zwischen dem schwarzen und adriatischen Meere gemacht hat. Nachdem er kurz wiederholt, was er schon in einem vorigen Briefe von den Bulgaren gesagt hat, kömmt er nun auf die Serbier zu sprechen, die nach den Russen, Polen und Böhmen der zahlreichste Stamm sind. Sie bewohnen, fährt er fort, eine große Strecke Landes südlich von der Donau, Sau und Kulpa, und betragen sammt ihren Kolonien in Ungern und Slavonien bey fünf Millionen Menschen. Zum serbischen Stamme gehören alle Slaven, die in Istrien, Dalmatien, Montenegro, Herzegowina, Bosnien, türkisch Kroatien und dem eigentlichen Serbien wohnen. Denn sie alle sprechen den serbischen Dialekt der slavischen Sprache. Beyläufig zwey Millionen dieser Stammbrüder gehören zu Oesterreich; die eine Hälfte von ihnen ist katholisch, die andere griechischer Religion. Die andern drey Millionen sind noch unter türkischer Botmäßigkeit und griechischer Religion. Jene Million Serbier, die katholisch ist, be-

dient sich der lateinischen Schrift, und besitzt bis jetzt nur einen kleinen Theil der heiligen Schrift in ihrer eigenen Sprache. Die vier Millionen, so der morgenländischen Kirche angehören, bedienen sich noch immer der slavischen Schrift und slavischer Kirchenbücher, und besitzen blos die alte Cyrillische Uebersetzung der Bibel, die aber sehr selten bey ihnen ist. Die Serbier unter türkischer Herrschaft, haben keine öffentlichen Schulen oder Unterrichtsanstalten, außer einigen Klöstern, in welchen ihre Geistlichen erzogen werden. Der kleine Theil des Volkes, der lesen kann, lernt es entweder von sich selbst, oder hat es von den Nachbarn gelernt; denn man sagt, daß viele sich unter einander lesen lehren. Die österreichischen Serbier aber beyder Konfessionen haben ordentliche von der Regierung eingerichtete Schulen, und eben so Seminarien, in welchen junge Leute zu Lehrern vorbereitet werden. Die Cyrillische Uebersetzung ist noch immer die einzige unter allen den slavischen Stämmen, die der morgenländischen Kirche zugethan sind, und ist nicht leicht verständlich für die heutigen Serbier; denn obschon ihre Sprache, die sie reden und schreiben, der bibelslavischen näher kommt, als das heutige Russische, so ist doch der Unterschied so groß, daß eine Uebersetzung in das heutige Serbische zum Gebrauche von beynahe vier Millionen wirklich zum dringenden Bedürfnisse wird. Ich beobachte, daß in den wenigen literärischen Produkten, die bey den Serbiern erschienen, sie ihre Sprache nach der neuen russischen zu modeln scheinen; aber der Unterschied zwischen beyden ist noch so, daß die neue russische Uebersetzung von den Serbiern nie ganz wird verstanden werden können. Der Krainer Dialekt wird nach des Verfassers Angabe von beynahe anderthalb Millionen Menschen gesprochen, von denen 600,000 Krain, 300,000 Kärnten, 400,000 Steyermark bewohnen, und 200,000 in Ungern angebaut sind. Sie besitzen zwey Versionen der heiligen Schrift: die erste von Georg Dalmatin nach der lutherischen Bibel, gedruckt in Wittenberg im Jahre 1584. Sie wurde für die Protestanten Krains gemacht, die zu jener Zeit sehr zahlreich waren, aber dann durch den Eifer der Jesuiten größtentheils der römischen Kirche zugeführt wurden. Deßwegen ist Dalmatins Uebersetzung nicht zum zweyten Male aufgelegt worden. Die zweyte Uebersetzung der Bibel in die krainerische Sprache machte Georg Japel nach der Vulgata; sie wurde in Laybach 1784 gedruckt. Das N. T. wurde zum zweyten Male aufgelegt; und die in Ungern wohnenden slavischen Protestanten haben eine vortreffliche Uebersetzung des N. T. von Stephan Küsmitsch, gedruckt in Preßburg im Jahre 1771. Nebstdem ist auch eine dritte Uebersetzung der Bibel in die krainerische Sprache in der Arbeit, und zwar

nach dem Original-Texte. Die Kroaten sprechen einen von dem Slavonischen verschiedenen Dialekt, der ein Mittelding zwischen dem Serbischen und Krainerischen seyn soll. Sie werden auf 8 bis 900,000 geschätzt, und sind alle katholisch. Sie besitzen in ihrer Sprache nur die sonn- und feyertäglichen Evangelien. Doch ist auch eine kroatische Uebersetzung des N. T. und eine slavonische in der Arbeit; letztere in jene Sprache, welche in der südöstlichen Steyermark von beynahe 100,000 Menschen gesprochen wird.

Der Verfasser kömmt nun endlich noch auf die Böhmen und Wenden zu sprechen; die ersten in Böhmen, Mähren und Ungern unter dem Namen Czechen und Slovaken, die letztern in der Ober- und Niederlausitz. Die Czechen oder Böhmen rechnet er auf vierthalb Millionen, die Slovaken auf dritthalb. Von diesen sechs Millionen sind die Hälfte Protestanten; die Slovaken in Ungern meistens lutherisch. Seit 1488 sind vierzehn Ausgaben der katholisch-böhmischen Bibel, die nach der Vulgata übersetzt wurde, veranstaltet worden, die letzte in Prag 1804. Es ist zu bedauern, sagt der Verfasser, daß für die polnischen Katholiken, die doch drey Mal stärker sind, nicht eben so viele Bibelausgaben gemacht wurden. Die slovakischen und böhmischen Protestanten besitzen zehn Bibelausgaben; die Uebersetzung wurde nach dem Grundtexte von den mährischen Brüdern gemacht, und zuerst zu Kralitz 1593 gedruckt; die letzte in Preßburg 1808. Diese Angaben machen es einleuchtend, setzt der Berichtgeber hinzu, wie viel den Bibelgesellschaften für sechs Millionen Katholiken und Protestanten slavischer Abkunft zu thun übrig sey, für welche in einem Zeitraum von dreyhundert acht und zwanzig Jahren nur vier und zwanzig Ausgaben gemacht wurden, die wahrscheinlich nicht mehr als 35 bis 40,000 Exemplare ausmachten, von denen vielleicht das Drittel oder gar die Hälfte durch den Gebrauch oder durch Zufall zu Grunde gegangen ist.

Die 100,000 Wenden in der Ober- und Niederlausitz sprechen zwey verschiedene slavische Dialekte, und besitzen zwey protestantische Uebersetzungen der heiligen Schrift. Seit 1720 erhielten die Wenden der Oberlausitz drey Auflagen ihrer Bibel, die letzte wurde zu Bautzen im Jahre 1797 gemacht. Die Wenden der Niederlausitz haben nur eine Ausgabe des A. und N. T., doch getrennt und zu verschiedenen Zeiten gedruckt; das A. T. 1709 und das N. 1796.

Bey den Mechitaristen in Wien, deren wohlwollende Güte gegen ihn der Verfasser dankbar erwähnt, hatte er Gelegenheit, eine falsche Notiz zu berichtigen, die er in Kischenau in Ansehung des Neuarmenischen erhielt. Sie versicherten ihn nämlich, daß es keinen neuarmenischen Dialekt gebe, der allgemein verstanden

würde. In Persien werde ein Armenisch gesprochen, das mehr als die Hälfte persisch ist; in Rußland sey es mit dem Russischen vermischt, in der Türkey mit dem Türkischen u. s. w.

Wir schreiten nun zur nähern Betrachtung jener Auflagen. Druck, Papier und Einband vorliegender Exemplare, besonders des syrischen, leisten alles, was sich vom englischen Geschmacke, Fleiße und Vollendung in typographischer Hinsicht erwarten läßt. Das syrische neue Testament ist mit schöner maronitischer Schrift abgedruckt, der Titel im Estrangelo; er lautet:

ܕܝܬܝܩܐ ܚܕܬܐ ܗܘ ܟܬܒܐ ܕܐܘܢܓܠܝܘܢ ܩܕܝܫܐ ܕܡܪܢ

ܘܐܠܗܢ ܝܫܘܥ ܡܫܝܚܐ.

Das ist, das neue Testament, nämlich das Buch des heiligen Evangeliums unsers Herrn und Gottes Jesus Christus. Unten liest man:

ܐܬܛܒܥܬ ܒܠܘܢܕܘܢ ܡܚܝܠܬܐ ܒܡܥܕܪܢܘܬܗ ܕܐܠܗܐ.

ܕܐܝܬܝܗ ܡܕܝܢܬܐ ܪܫܢܝܬܐ ܕܐܢܓܠܝܛܪܐ. ܘܒܢܦܩܬܐ

ܕܐܢܫܐ ܡܗܝܡܢܐ ܒܫܘܡܗ ܕܡܫܝܚܐ ܕܡܫܬܘܬܦܝܢ

ܠܡܛܒܥܘ ܟܬܒܐ ܩܕܝܫܐ ܠܒܢܝ ܫܪܒܬܗܘܢ ܘܐܦ ܠܢܘܟܪܝܐ.

ܘܐܬܛܒܥ ܟܬܒܐ ܗܢܐ ܩܕܝܫܐ ܡܛܠ ܣܘܪܝܝܐ ܡܫܝܚܝܐ

ܡܕܢܚܝܐ ܕܒܫܡܗ ܕܡܫܝܚܐ. ܘܐܬܬܩܢ ܥܠ ܦܘܚܡܐ ܣܦܪܐ

ܥܬܝܩܐ ܒܫܢܬ ܐܠܦ ܘܬܡܢܐ ܡܫܝܚܝܬܐ.

Das ist, gedruckt in London, der durch Gottes Beystand mächtigen Hauptstadt Englands; auf Kosten einiger Christusbekenner, die sich zum Drucke der heiligen Schrift für ihre Landsleute und Fremde verbanden. Gegenwärtiges heilige Buch wurde für die syrischen Christen des Orients aufgelegt, und nach einigen alten syrischen Handschriften verbessert im Jahre 1816 christlicher Zeitrechnung.

Schade daß dieses Titelblatt durch einen Druckfehler entstellt ist; denn Zeile 4 von unten soll es ܘܡܫܬܘܬܦܝܢ statt ܘܡܫܬܘܬܦܢ heißen.

Bey den Evangelien ist der in der Londner Polyglotte vorangesetzte Eingang weggelassen. So heißt es z. B. dort vor dem Anfange des Evangeliums des heiligen Matthäus:

ܠܟܠ ܚܣܝܐ ܕܡܢ ܡܠܟܘܬܗ ܢܩܘܡ ܡܩܝܡܢܐ: ܡܥܕܪܢܝ
ܠܥܠܡܝܢ ܕܠܐ ܫܠܡ ܐܘܪܚܬܐ ܡܫܝܚܐ. ܡܫܒܚܝܢ
ܐܘܪܚܬܐ ܕܫܘܒܚܐ ܕܡܫܝܚܐ.

Dafür heißt es in unserer Ausgabe blos:

ܐܘܪܚܬܐ ܡܫܝܚܐ ܕܫܘܒܚܐ ܕܡܫܝܚܐ ܘܫܠܡ ܡܫܝܚܐ.

Die Schlußformeln der Lond. Pol. sind beybehalten; eben so die Kapiteleintheilung und jene in die Perikopen mit ihren Aufschriften, wie vor Matth. 1, 1.: ܕܝܢ ܟܬܒܐ ܕܡܘܠܕܗ ܕܝܫܘܥ . ܐ

Die Apostelgeschichte ist mit der Eingangs- und Schlußformel der Polyg. abgedruckt. Vor dem Briefe an die Römer ist die Eingangsformel: ܟܬܒܐ ܕܡܢ ܡܠܟܘܬܗ u. s. w. weggelassen, dafür steht vor allen Briefen nur eine einfache Aufschrift, z. B.

ܐܓܪܬܐ ܕܦܘܠܘܣ ܫܠܝܚܐ ܕܠܘܬ ܥܒܪܝܐ ܐܓܪܬܐ ܐܓܪܬܐ
ܕܝܥܩܘܒ ܫܠܝܚܐ — ܬܘܒ ܐܓܪܬܐ ܕܦܛܪܘܣ ܫܠܝܚܐ

ܟܬܒܐ ܕܓܠܝܢܐ. Vor der Apokalypse sind die Worte: ܟܬܒܐ

ܐܬܐ ܕܘܩ ܕܝܗܒ ܠܗ ܠܝܘܚܢܢ ܐܘܢܓܠܝܣܛܐ ܡܢ ܐܠܗܐ ܒܦܛܡܘܣ weggelassen; die Aufschrift der Lond. Polyg. ist beybehalten. Da auf dem Titelblatte einer Verbesserung des Textes nach Manuscripten Erwähnung geschieht, so verglich Referent unsere Ausgabe mit der Lond. Polyg., und fand sie bis auf folgende Abweichungen mit ihr übereinstimmend. Matth. 12, 11 ܒܫܒܬܐ mit Guido Fabricius, Martin Trost und der Wiener Ausgabe; die Lond. Polyg. hat ܒܫܒܬܐ K. 13, 27 ist die Leseart der Polyg. ܗܘܐ ܠܐ beybehalten, wogegen die Wien. Ausg. Fab. und Tr. ܠܗ haben. V. 35 statt ܬܫܒܘܚܬܐ mit der Wiener Ausgabe Fab. und Tr. ܬܫܒܘܚܬܗ K. 27, 20 statt ܢܫܐܠܘܢ ܠܒܪܐܒܐ mit Tr. ܢܫܐܠܘܢ, V. 35 sind die Worte ܐܝܟ ܕܐܬܐܡܪ ܒܝܕ ܢܒܝܐ ܕܦܠܓܘ ܠܒܘܫܝ ܒܝܢܝܗܘܢ ܘܥܠ ܠܒܘܫܝ ܐܪܡܝܘ ܦܣܐ. welche in der Wien. Ausg. und bey Tr. stehen, in der

Lond. Polyg. aber weggelassen sind, in unserer Ausgabe unter den Text als kritische Note gesetzt. Marc. 6, 56 ist nach der Wien. Ausgabe Fab. und Tr. bey den Worten: ܠܩܘܪ̈ܝܐ ܠܟܦܪ̈ܝܗ, ܠܡܕܝܢ̈ܬܗ, das Wort ܠܟܦܪ̈ܝܗ, ausgelassen. K. 13, 8. statt ܪ̈ܦܐ mit Fab. und Tr. ܪ̈ܦܩܐ K. 15, 20. Lond. Polyg. ܐܪܓܘܢܐ, unsere Ausgabe mit der Wien. Ausg. Fab. und Tr. ܐܪ̈ܓܘܳܢܳܐ Luc. 9, 17 ܕܩܘܦܝܢ, wird die Wien. Ausg. Fab. Tr. und die Pariser A.; in der Lond. Polyg. ܐܩܘܦܝܢ, K. 13, 9. ܠܫܢܬܐ ܐܚܪܬܐ mit der Wien. Ausg. Fab. und Tr.; die Londner Polyglotte hat ܠܫܢܝܬܐ K. 16, 7. ܐܢܬ ܟܡܐ ܚܝܒ ܐܢܬ wie die W. A. Fab. und Tr. die Lond. Polyg. ܘܐܢܬ ܡܢܐ ܚܝܒ ܐܢܬ K. 19, 15 hat die Londner Polyg. ܡܢܐ ܟܠ ܚܕ ܡܢܗܘܢ; die Wien. und Par. Ausg. Fab. und Tr. ܟܠ ܚܕ ܡܢܗܘܢ ܡܢܐ; Unsere Ausgabe läßt ܡܢܗܘܢ aus, und setzt ܚܕ zwey Male: ܡܢܐ ܟܠ ܚܕ ܚܕ V. 28 ܘܩܡ mit der Wien. Ausg. Fab. und Tr. die L. P. ܩܡ

Johann. 2, 14. ܠܗܠܝܢ ܕܡܙܒܢܝܢ mit Tr. und dem Pariser Exemplar die Lond. Polyg. hat mit der Wiener Ausgabe ܠܗܠܝܢ, ܕܙܒܢܝܢ K. 7, 28 ܘܠܐ ܡܢ ܢܦܫܝ mit Tr.; die L. P. ܠܐ ܡܢ ܢܦܫܝ K. 9, 35 ܐܢܬ ܡܗܝܡܢ ܐܢܬ mit der Wien. Ausg. Fab. und dem P. E.; die Lond. Polyg. ܡܗܝܡܢ ܐܢܬ Tr. ܐܢܬ ܡܗܝܡܢ K. 17, 23 ܘܐܚܒܬ wie die Wien. Ausg. und Tr. die Lond. Polyg. ܘܐܚ̈ܒܬ K. 19, 13 ܓܒܬܐ mit der Wien. Ausg. Fab. und Tr.; die L. P. ܓܒܬܐ K. 21 im Schlusse ist ܘܐܡܝܢ weggelassen, wie bey Tr. und in dem P. E.

Apostelgesch. 3, 13 statt ܠܒܪܗ mit Tr. ܠܒܪܗ ܗܘ K. 12, 20 mit Fab. ܠܨܝܕܢܝ̈ܐ statt ܠܨܝܕܢܝܐ K. 17 14 mit Tr. ܘܠܛܝܡܬܐܘܣ statt ܘܛܝܡܬܐܘܣ in der Lond. Pol. K. 27, 12 nach Tr. ܢܒܥܐ ܗܘܐ statt ܢܒܥܐ in der L. P. K. 28, 28 nach Tr. ܠܗܘ, ܦܘܪܩܢܐ statt ܦܘܪܩܢܐ allein in der L. Polyg. Der V. 29 in allen Ausgaben fehlend, ist von Tremellius übersetzt, als Note unter dem Text gesetzt.

Brief an die Röm. K. 2, 3 mit Tr., dem W. und P. Ex. ܬܥܪܘܩ ܡܢ statt ܬܥܪܘܩ allein in der Lond. Polyg.

Erster Brief an die Kor. K. 7, 9 statt ܕܠܡܝܩܕ, in der Lond. Polyg. ܠܡܝܩܕ wie Fab. und Tr. haben. K. 10, 11 ܘܐܬܟܬܒܝ mit Tr. wo die W. A. und das P. E. sammt Fab. ܘܐܬܟܬܒ hat. Zweyter Brief an die Kor. K. 2, 5 ܐܟܪܝ mit der W. A. und Tr.; die L. P. hat ܐܟܪ

Brief an die Koloss. K. 4, 16 ܩܪܘܗ̇ mit Tr. und das P. E., wo die L. P. ܩܪܘܗܘ hat.

Zweyter Brief an Tim. K. 3, 7 ܡܠܦܣܝܢ wie Tr. und das P. E., die L. P. ܡܠܦܣܢ

Erster Brief des heil. Petr. K. 1, 10 ܕܐܬܢܒܝܘ, wie Fab. und Tr. in der L. P. ܐܬܢܒܝܘ,

Erster Brief des h. Joh. K. 2, 24 ܐܢܬܘܢ ܡܟܝܠ ܐܢܬܘܢ mit Tr.; in der L. P. ist das zweyte ܐܢܬܘܢ ausgelassen.

Was die arabische Bibelausgabe des A. und N. T. (Newcastle 1811) betrifft, folgt der Text ganz jenem der L. P., nur im Pentateuche sind einige von Eduard Pococke angezeigte verschiedene Lesearten aufgenommen. Die Kapitel- und Verse-Abtheilung folgt im A. und N. T. jener des Originaltextes. Im N. T. ist die Eintheilung in Sektionen, die in der L. P. angezeigt ist, weggelassen. Den Versen sind keine Zahlen beygesetzt. Viel mehr Aufmerksamkeit verdient die arabische Uebersetzung des N. T. (Kalkutta 1816), von welcher schon in jenem Auszuge aus dem dreyzehnten Berichte der Bibelgesellschaft die Rede war. Sie weicht sehr von der Uebersetzung der L. P. ab, da sie sich der Mundart, welche heut zu Tage in jenen Gegenden üblich ist, oder der sogenannten neuarabischen Sprache in Ausdrücken und in der Wortsetzung anbequemt. Die Kapitel heißen da nicht الفصل sondern الاصحاح Uebrigens sind die Verse die nämlichen, wie im Grundtexte.

Die vorliegende persische Uebersetzung verdient um so größere Aufmerksamkeit der Kritik, als dieselbe sowohl durch die Berichte der Mitglieder der Bibelgesellschaft, als durch Zeitungen als eine besonders vortreffliche gepriesen worden ist, so, daß sogar ein Schreiben des regierenden Schachs von Persien an den englischen Botschafter Sir Gore Ouseley erschienen, worin er die

Vortrefflichkeit der Uebersetzung apreiset. Ueber die Richtigkeit derselben konnte der Schach oder sin Ministerium, welches weder die alte noch die neue Sprache ds Originals versteht, woraus Martyn seine Uebersetzung ver?rtigte, wohl schwerlich mit Sachkenntniß ein Urtheil fällen. Die ertheilten Lobsprüche können also nur auf den Inhalt des Auchs, oder auf die für Perser leichte Verständlichkeit der Uebersetung bezogen werden. Dieselben sind aber um so erklärbarer, as der selige Martyn, dessen vortrefflichem Gemüthe und apstolischen Eifer, alle die ihn kannten, übrigens das größte Lob ollen, einen persischen Mollah oder Schriftgelehrten zu Hülfe gezogen zu haben scheint, welcher die schlichte Uebersetzung fast durchaus mit Paraphrase umschrieb, und überdieß hier und da ganz rei mohammedanische Bilder und Ausdrücke einmischte, die er aus de Koran genommen und die nicht ins Evangelium gehören. So kömmt z. B. im 12. Vers, III. Kapitel bey Matthäus: »Cujus ventilabrum in manu sua et permundabit aream suam;« sogar der Quell des mohammedanischen Paradieses Selsebil vr [1]). In demselben Kapitel Vers 16: Et vidit spiritum Di descendentem sicut columbam, et venientem super se, heißt es im Persischen: Und er sah den Geist Gottes, der wie ein Taube herunterstieg, und sich in ihn verkörperte [2]). Ber wei lulul miküned. — Hulul ist nämlich das in der Lehre der Imamije gebrauchte Wort, welches die Verkörperung der Gottheit in der Person Ali's und seiner zwölf Nachfolger bezeichnet. Der mohammedanische Paradiesesquell Selsebil, und die schiitische Transsubstantiation Hulul haben hier auf eine sehr sonderbare Weise ihren Weg ins Evangelium gefunden. Wenn sich ähnliche Bilder und Ausdrücke des Korans ganz gewiß wider den Willen und die gute Absicht des Uebersetzers in seine Arbeit eingeschlichen haben, so kann ihm doch die Weitschweifigkeit und das beständige Umschreiben eines Wortes durch mehrere mit Recht zur Last gelegt werden. Orientalisten, welche sich hiervon einen deutlichen Begriff machen wollten, dürfen nur die auf der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, unter Nr. 546 befindliche persische Uebersetzung des Psalters und der vier Evangelien mit der Martynischen der vier letzten vergleichen, wie dieses mit einen Bruchstücke in dem Katalog der orientalischen Handschriften der kaiserlichen Bibliothek geschehen ist. Wo die auf der kaiserlichen Bibliothek befindliche persische Uebersetzung

---

1) بر سلسبیل کمال پاك خواهد نمود

2) بر وي حلول میکند

rein persischer Worte gebrauch, finden sich in der martynischen überall arabische Umschreibungn. So z. B. im fünften Kapitel Matthäi:

Vulgata.	Martyn.	
V. 16 *Luceat* lux vestra.	Tedshelli dehed	st. Ruschenaji dehed
Eben da opera vestra bona.	Aamli hassne	— Girdarhai nik
V. 17 Nolite putare.	Tasswur mekünid	— mepindarid
V. 19 Qui autem docuerit.	Taalm nümajed	— amused
Eben da *Magnus* vocabitur.	Kebir	— büsürg
V. 21 Non occides.	Katlmekünid	— meküsch
V. 29 Erue eum.	Kalasch kün	— berkün
V. 33 Dictum est antiquis.	Ehliejammi sabik	— pischinin.

Diese Einmischung arabischer Wörter hat keineswegs, wie man vielleicht bey einem der semitischen Sprachen wohlkundigen Uebersetzer voraussetzen möchte ihren Grund in einer besondern Vorliebe für solche arabische Wrter, welche den hebräischen des Textes wurzelverwandt sind, dann vielmehr ist diese Annäherung hebräischer und arabischer Wörte nirgend zu finden, so, daß dieselbe nicht sowohl mit Fleiß, as durch den Umstand vermieden worden zu seyn scheint, weil der Uebersetzer entweder des Hebräischen ganz unkundig war, und seine Uebersetzung nicht nach dem griechischen Texte, sondern nach einer englischen Uebersetzung verfertigte. Einige Beyspiele werden das Gesagte erläutern: Die streng nach dem Buchstaben des Gesetzes lebenden Pharisäer kommen in der arabischen Geschichte als Farisiun [1]) vor, von der Wurzel: *Farasa*, d. i. nach Golius: Imperavit nobis Deus, necessario observandum. Daher *Farisat*-res sancita, statutum pecc. a Deo. Und bey Mouradjea D'Ohsson — Introduction VI. Les articles d'obligation divine sont désignés par le nom de *Farz;* sous ce mot, la loi comprend tous les préceptes du Cour'ann. Statt also die Pharisäer wirklich mit dem echt arabischen Worte Farisiun, d. i. die nach dem Gesetz lebenden, zu schreiben, schreibt Martyn ganz falsch: Farissian [2]), durch falsche Uebertragung der englischen Buchstaben in arabische. Dasselbe gilt von den eigenen Namen der Oerter, welche dem Texte nach rein arabisch sind, und wo der Uebersetzer, statt dieselben nach ihrer richtigen arabischen Schreibart aufzuführen, dieselben aus Unkunde des Grundtextes und des Arabischen fehlerhaft der englischen Uebersetzung nachschreibt. So ist z. B. bekannt, daß Bethlehem noch heute Beitollahm, d. i. das Haus des Fleisches heißt; dennoch wird es hier überall Beitolham geschrieben, und Jerusalem, das im ganzen Morgenlande Kudssi scherif

[1]) فريضيون [2]) فريسيان

heißt, kömmt hier mit den der englischen Uebersetzung nachgeschriebenen Buchstaben als Jeroschalem, oder gar (Marcus III. V. 22) als Orschlim statt Ιεροσολυμαι vor. Hätte der Uebersetzer gründlich arabisch verstanden, und nach dem griechischen Texte übersetzt, so hätten ihm außer der Identität so vieler im neuen Testamente vorkommender echt arabischer Namen, auch noch manche andere Beziehung, wo das Griechische auf das Arabische, oder dieses auf jenes hinweiset, nicht entgehen können. So z. B. Et dimitte nobis debita nostra, sicut et nos dimittimus debitoribus nostris. Καὶ ἀφές ἡμῖν τὰ ὀφειλήματα ἡμῶν, ὡς καὶ ἡμεῖς ἀφίειμεν τοῖς ὀφειλέταις ἡμῶν. Das hier zwey Mal vorkommende griechische ἀφὲς hat Laut und Sinn mit dem arabischen: Afw عفو gemein, welches dem Uebersetzer nothwendig hätte in den Sinn kommen müssen, wenn er wirklich gründlich arabisch verstanden, und seine Uebersetzung nach dem griechischen Texte verfertiget hätte. Da das Gebet des Herrn die wesentlichste Form christlicher Andacht ist, so wollen wir die Uebersetzung Martyn's (Lucas VI. 9, 14) mit einigen Anmerkungen, und mit einem Rückblick auf die in Adelung's Mithridates gegebenen drey persischen Uebersetzungen desselben von Wheloc, von Angeli a S. *Josepho* und von Chambers beleuchten. Adveniat *regnum* tuum. Statt regnum (mülk) setzen Chambers und Martyn melkut, d. i. die Herrschaft; Wheloc aber, und der Verfasser der auf der kaiserlichen Bibliothek befindlichen persischen Uebersetzung des Psalters und der Evangelien Padischahi, welches das einzige echt persische Wort dafür ist. Voluntas bey Wheloc Chast, Angeli Risai, Chambers Mersi, Martyn Iradet, so auch das Manuscript der k. k. Bibliothek. Nur das letzte heißt eigentlich Wille, ist aber arabisch, wie alle andern, bis auf Chast, welches rein persisch ist, aber eigentlich Wunsch bedeutet. Dem Fiat (bad) hat Martyn das arabische nafis beygesetzt, nafis bad d. i. penetret. Das nani rusine, tägliches Brot, Martyn's ist wörtlicher als bey allen andern. Den Satz: sicut et nos dimittimus debitoribus nostris, hat Martyn vorausgesetzt, nämlich so: ut nos dimittimus debitoribus nostris et tu dimitte debitum nostrum, und den Sinn als Geldschuld gegeben, während Chambers, Wheloc und das Manuscript der kaiserlichen Bibliothek statt Kars (das arabische Wort für Geldschuld) das rein persische: Günah, d. i. Sünde setzen. Im Griechischen steht aber οφειλημα, während Günah eigentlich das im vierzehnten Verse vorkommende παραπτωμα — ist. Et ne nos inducas in tentationem; am wörtlichsten, wie Chambers, der Asmaisch meiawer (nicht Mi-

jar wie bey Adelung), Martyn hat überflüssig das arabische Maaras beygesetzt. — A malo am besten Angeli: Es bedi und nicht wie Martyn: Es scherair, d. i. von den Bosheiten. Libera, besser das persische Reha, wie bey Angeli, als das arabische Chalass, wie bey den Uebrigen.

Von der Geschichte der beyden türkischen Bibelübersetzungen (Nr. 5 und 6) weiß Recensent, daß die erste zu Karas unter der Aufsicht dortiger Missionäre, die zweyte zu Paris in der königlichen Druckerey, unter Aufsicht des Freyherrn Sylvestre de Sacy gedruckt worden sey. Die letztere sollte Anfangs zu Berlin unter der Leitung des nun friedseligen Hrn. von Diez gedruckt werden. Da aber der Druck einerseits durch den Tod desselben unterbrochen ward, und andererseits wider die Richtigkeit seiner Verbesserungen nur zu gegründete Zweifel sich erhoben, wurden nach seinem Tode die schon gedruckten Bogen vernichtet, und der Druck unter Freyherrn von de Sacy's Leitung neuerdings zu Paris begonnen, so, daß wider die Richtigkeit desselben nichts einzuwenden ist. Auch wider die Richtigkeit der beyden Uebersetzungen ist nicht viel zu erinnern. Der Unterschied derselben besteht darin, daß die zu Karas gedruckte eigentlich grob türkisch (Kaba Türkdsche), die zu Paris gedruckte aber feiner türkisch, d. i. schon mehr mit arabischen Wörtern untermischet ist. Die feinere ist also nicht zugleich die reinere, sondern umgekehrt, indem das sogenannte grobtürkische der Regel nach blos ursprünglich türkische Wörter ohne Einmischung von arabischen und alt-tatarischen enthält, das verfeinerte Türkische aber die alt-tatarischen zwar ausschließt, hingegen überall arabische einmischt. Indessen finden sich doch auch selbst in der Ausgabe von Karas eine Menge arabische Wörter für metaphysische Begriffe, für welche das Alt-türkische entweder kein Wort hat, oder wo das Arabische durchaus üblicher geworden, als das Türkische. In diesem Falle gebraucht die Ausgabe von Karas oft von zwey üblichen arabischen Formen die richtigere, während sich wider die in der Ausgabe von Paris gebrauchte manches einwenden läßt.

So scheint (Lucas II. Kap. 27 Vers) für das griechische Wort οχλος (turba), die Form Dschemaat [1]) richtiger, als die Form Dschemijet [2]); indem das erste wirklich noch heut zu Tage von den Rotten der Janitscharen gebraucht wird, welche bekanntermaßen die erste, zweyte, dritte u. s. w. Dschemaat heißt. Auch dünkt dem Rec. diese Form die richtigere, um das Wort: Gesellschaft, auszudrücken, statt des auf dem Titel für die

---

1) جماعت 2) جمعيت

Bibelgesellschaft gebrauchten Medschmaa, welches eigentlich einen Sammelplatz, und nicht eine Versammlung bedeutet. Da die Bemerkungen des Rec. hier die eingemischten arabischen Wörter treffen, so nimmt er zum Prüfstein den Anfang des Evangeliums Johannis, in welchem fast nur metaphysische Begriffe vorkommen, und das in der Pariser Ausgabe zwar hie und da die richtigere Form aber meistens arabische Wörter enthält, wo sehr füglich türkische hätten gebraucht werden können. Für das Wort Kapitel hat die Pariser Ausgabe durchaus das richtige Bab (Hauptstück). Die andere Faßl (Abschnitt) Erster Vers. In principio: in der Pariser Ausgabe Ibtida [1]), in der Karasser Bedajetde [2]). Verbum: in der Pariser Ausgabe Kelam [3]), in der andern Kelimet [4]). Das erste ist unstreitig das Wahre für das Wort (le Verbe), während das zweyte nur in dem Sinne la parole gebraucht wird. Apud Deum, richtiger in der Pariser Ausgabe Allah-katinde [5]), als Allahde [6]), in Deo. Der dritte Vers hingegen: Omnia per ipsum facta sunt — ist in der Pariser Ausgabe verfehlt. Herschei Anünile jaradildi, wörtlich: Omnis res cum illo creata fuit. Im folgenden Verse, wo der Text wieder dasselbe Wort factum beybehält, variirt dasselbe die Pariser Uebersetzung mit dem arabischen Chalk (creari) statt dem türkischen Jaradilmak. — Diese Variationen der Uebersetzung, wo im Texte eines und dasselbe Wort vorkommt, sind nach dem Urtheile des Rec. durchaus tadelhaft. Der fünfte Vers bietet zu mehr als einer interessanten philologischen Bemerkung Stoff. Für das Licht gebrauchen beyde Uebersetzungen das arabische Wort: Nur [7]). Für die Finsterniß gebraucht die Pariser Uebersetzung das arabische Wort Sulmet [8]), die andere das türkische Karanlik [9]); für lucet, jene das arabische Isaat [10]), jene das persische ruschen [11]). — Das Merkwürdigste ist aber, daß die Pariser Uebersetzung das non comprehenderunt mit Idrak etmedi (nicht begriffen), die andere mit Tutmadi (nicht ergriffen) übersetzt hat. Das lateinische Wort comprehendere verstand der letzte Uebersetzer nämlich als gleichlautend mit prehendere. Vers 6. — Fuit homo missus a Deo, in der Uebersetzung von Karas ganz einfach: Bir adam tanriden, göndürüldi Kiadi Johanna

---

1) ابتدا 2) بدايتده 3) كلام 4) كلمة 5) الله قاتنده 6) اللهده 7) ظلمة 8) نور 9) قراڭلق 10) روشن 11) اضاعت

idi [1]). In der Pariser Ausgabe ist dem Göndürüldi das arabische Irssal substituirt, und statt a Deo steht der Zusatz: a Deo omnipotente (Allah tealaden [2]). Ueberhaupt ist die Pariser Uebersetzung umschreibender, während die von Karas sich viel kürzer ausdrückt. Um eine der wichtigsten Stellen in beyden Uebersetzungen zu vergleichen, heben wir hier das Gebet des Herrn aus. Lucas II, III, IV. Die Pariser Uebersetzung gebraucht für Vater: Baba, die andere das gleichbedeutende, aber minder gebräuchliche Ata. — Regnum tuum, in der Pariser Melkütün, d. i. deine Herrschaft, in der andern Memleketün, d. i. dein Reich; fiat voluntas tua, in der Uebersetzung von Karas: Iradetün olsun; die Pariser kehrt den Satz um, und stellt denselben so: Wie derselbe im Himmel erfüllet wird, so auf Erden soll dein Wille erfüllt werden: Weit kürzer und richtiger die erste: Dein Wille geschehe wie im Himmel, auch auf Erden. Panem nostrum quotidianum, in beyden gleich. So auch: Et dimitte nobis peccata nostra; das: Debitoribus nostris ist in der Uebersetzung von Karas wörtlich mit Bordschlii, d. i. Geldschuldnern, in der Pariser mit Sudschlii, d. i. Schuldigen (reis) übersetzt. Für in tentationem und a malo hat die Ausgabe von Karas, echt türkische, die von Paris wieder arabische Wörter, von denen das zweyte, chabis, nicht einmal wie das türkische Jaramaf alles Uebel überhaupt, sondern nur das Schlechte und Niedrige (Vile) bedeutet. Auch für libera hat die erste das echt türkische Kurtar, die zweyte das arabische chalaß. Diese Affektation mit arabischen Worten, statt mit den echt türkischen zu prunken, scheint dem Rec. in einer doch zunächst für das Volk, und nicht für die Gelehrten bestimmten Ausgabe der Bibel ganz und gar nicht an ihrem Platze. Wenn das Christenthum einmal bey den Türken Eingang finden, und Bemühungen der Missionäre mit lohnenderen Früchten, als bisher gekrönet werden sollten, so dürfte diese Bekehrung wohl schwerlich von den Schriftgelehrten beginnen, welche am meisten des Arabischen kundig sind, aber auch das meiste weltliche Interesse haben, die Religion ihrer Väter nicht zu ändern. Eher darf man hoffen, daß die Wahrheit des Evangeliums unter dem Volke Eingang und Gehör finden werde. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, scheint dem Rec. die Ausgabe von Karas die zweckmäßigere, wenn sie gleich von der Pariser an arabischer Wortfülle wie an Weiße des

---

1) بر ادم تكريدن كوندرلدي كه آدي يوحنا ايدي

2) الله تعاليدن

Papiers übertroffen wird. In jedem Falle ist die Ausgabe von Karas zweckmäßiger für die ungebildeten Türken, worunter hauptsächlich die Unterthanen des russischen Reichs gehören, als für die gebildeten des osmanischen. Jenen wird die schlichte, und nur wenig mit Arabischem vermengte Sprache ihrer Väter, diesen, die schon mehr auf fremdartige Bildung Anspruch machen, die weitschweifigere und zierlichere, reich mit arabischen Wörtern verflochtene Uebersetzung die vorzüglichere dünken. Die tatarische Uebersetzung, deren in dem Bibelberichte Erwähnung geschieht, hat der Rec. nicht zu Gesichte bekommen, und er mußte sich daher hier auf die Anzeige der ihm vorliegenden syrischen, persischen, der beyden arabischen und türkischen Bibeln beschränken. A.

Art. II. Staatengeschichte des Kaiserthums Oesterreich — von Christi Geburt bis Bonaparte's Sturz — Von Julius Franz Schneller, Professor zu Grätz. — Zweyter Theil. — Zwietracht des Vereins.

Bundes-Anbeginn von Ungern, Böhmen, Oesterreich, Steyermark, in den Jahrhunderten der Roheit. — Von Julius Franz Schneller, Professor zu Grätz. — Zeitraum von 1526 bis 1711. — Grätz 1819. Im Verlage der Miller'schen Buchhandlung.

Bey jedem neu in die Welt tretenden Werke dringt sich den Lehr- und Lernbegierigen allemal zuvörderst die Frage auf: ist die Literatur und worin insonderheit ist sie durch diese neue Erscheinung reicher geworden? Welche Ausbeute hat dadurch das Quellenstudium, die historische Kritik, oder welchen Gewinn hat die Geschichtschreibung dabey gemacht? Welche Berichtigungen alter Irrthümer, welche Ausfüllung längst empfundener Lücken hat man diesem Buche zu danken? — und wenn es sich, seiner Natur nach, nicht für die Gelehrten, sondern (wie man nach der persönlichen Widmung des Verfassers vorzugsweise glauben darf) für die Jugend eignet, strahlt wirklich jene edle Einfalt in Sache und Ausdruck, jene väterliche Umsicht daraus hervor, welche die theure Hoffnung der kommenden Geschlechtsalter in unsern Tagen mehr als jemals begehrt?

Eine ernste und gründliche, ab ira et studio gleich ferne Erörterung wird daher um so mehr an ihrer Stelle seyn, je bestimmter den Ton in seiner Wissenschaft angebend, der Verfasser uns versicherte: »Er berühre die obersten Gipfel der Dinge. — Er enthülle diese Geschichten, wie Keiner vor ihm, — Er wolle der Welt ein Muster diplomatischer Historiographie stiften, — Er habe nun endlich gelernt,

was er als Bürger dieser Welt gedacht, in Worte eines Unterthans zu kleiden!«

Bey der Anzeige des dritten Theiles dieser österreichischen Staatenhistorie oder der Geschichten Oesterreichs und Steyermarks in diesen Jahrbüchern (III. 287) wurde zuvörderst hinsichtlich des Ausdrucks bedauert, daß er aus lauter Bestreben zu fliegen, und Schritt für Schritt lauter Ungewöhnliches und Ungemeines zu sagen, häufig ins Komische und ins Niedrige falle, daß, wie von einem Schauspieler, der jede Sylbe scharf betont, und auf jedes Wort eine heroische Emphase legt, die gewöhnlichsten Dinge von der Welt wie Entdeckungen und wie Kernsprüche jener unsterblichen Alten vorgetragen werden!! —

Die beharrliche Affektation, jedem Paragraph dieser Reihe von Bänden ein veraltetes Weidsprüchlein, einen breiten Gemeinplatz an die Stirn zu setzen, hat sich in diesem Bande wo möglich noch gesteigert. Wie (II. 334—342) die sieben Bitten des Vater unser die Anfangssprüchlein zum Hussitenkriege hergeben mußten, so erscheinen hier, — (difficile est, satyram non scribere!) die sieben Todsünden als Devisen des dreyßigjährigen Krieges!! — Dann folgen in reicher Fülle solche Herrlichkeiten: »Wo frißt der Krebs am wüthendsten um sich? an den Organen des Lebens und der Zeugung?« IX. »Bey gleichem Muth und gleicher Zahl der Streiter, muß die Kriegskunst entscheiden« (wie neu!). Eben so §. 10: »Kurz ist das Leben, lang ist der Nachruhm.« »Ein zu stark, zu oft gedrückter Schwamm verliert die Schnellkraft, eben so der Geldbeutel« §. 22. — §. 47. »Auf dem Platz wo ein Eichbaum starb, wächst lang nichts Aehnliches mehr.« §. 49. »Jede Völkergeschichte zeigt eine Schattenseite und eine Lichtseite.« §. 57. »Gefangen nehmen, einkerkern, vorzüglich aber das Zusammenhauen vor gepflogener Untersuchung widerspricht dem Grundbegriff eines Gerichtsstandes«!! §. 69. »Wie unterscheidet sich die Menschenseele vom Poltergeist? durch Ordnung und Ruhe.« §. 60. »Er ist abgereist mit den Nerven das heißt mit Geld.« §. 61. »Dem Schuldigen wackelt das Mäntlein, auch der Rock, auch das Beinkleid, auch das Hemde, wenn die Schuld in Aufruhr besteht.« §. 72. »Der Körper ist für den Geist das mitlebende Werkzeug«!! §. 202. — (Wirklich ganz unerhörte Entdeckungen.) »Irrwissen und Wirrwissen greifen leicht in einander. §. 210 — §. 246. »Von oben billig von unten willig.« §. 277. »Mann und Roß kann nicht von der Luft leben,« §. 281 oder nach Bethlem Gabors Sprüchwort §. 255. »Gold, Mann, Fraß.« — Steigen, fallen, sterben, darauf läuft im Ganzen die Geschichte des Adels hinaus. §. 303. »Rings um die Braut schmücken sich die Kran-

zeljungfern, die meisten Städte bildeten sich nach Wien! — Es gibt Maler und Anstreicher. Der Pöbel streicht an, die Gelehrten malen! §. 376. »Der Majestät des historischen Styls, dürfte nicht sehr zusagen, daß Kardinal Martinuzzi die Ränke so hoch anrechnete, die er ganz allein ausgeschmiedet! §. 21 und daß Fürst Wenzel Euseb Lobkowitz die Jesuiten mit Worten bestichelte, und in der That papierelte.« §. 361. »Susanna! auffallend Wortspiel, da die erste Sylbe in Ungern auch eine — Stute bedeutet!« §. 267. In diesen erhaben seyn sollenden Devisen, die oft unter das Vademecum heruntersinken, so wie darin, können wir eben nicht wieder finden, was der Verfasser (III. 390) in strengem Wortspiele begehrt: »Geschichtschreiber sollen vor Allem geschickt schreiben; dazu ist scharfes Denken nöthig!« — So wenig wir es zu bewundern vermochten, daß der Abt von Mölk, der Mölker Abbas, daß die römischen Hügel, die römischen Colles genannt würden, so dünkt es uns auch wunderlich gezwungen, daß §. 250 gesagt wird. »man habe die protestantischen Fürsten als Vasallen getadelt, wegen unrechtlicher Hinneigung zu den französischen und schwedischen Fremdlingen; aber sie hätten den Dominus (warum denn nicht ihren Kaiser?) wegen gewaltsamer Unterdrückung des Zeitgeistes geschmäht.« Warum nicht lieber ganz in fremden Wörtern: sie blamirten den Dominus wegen violenter Oppression der temporellen Tendenz!!

Nicht mehr als eine seltsame Grille dünkt es uns auch, daß die Ungern gewidmeten §§. stets mit lateinischen, oft bey den Haaren herbeygezogenen Worten anfangen müssen: »Diaetae et Conventus, — resolutio et articuli, — persequar et impugnabo, — innoxia societas, — molimen sisyphicum, — Austeritas Austriaca, — nec simul, nec semel etc.«

Leider scheint es, wir würden noch auf mehrere Stellen stoßen, die uns nur zu sehr den im §. 368 geschilderten Geschmack der Leopoldinischen Epoche recht unverkennbar vor die Augen hinstellen. »Wahre Beredsamkeit und echte Dichtkunst blieben zurück. Welches Gemisch einheimischer und ausländischer Wörter, »welcher Zwang in Sprache und Wendung, welche Spiele mit »Vers und Bild!!« Nach solchen Proben könnte man allerdings leicht in die Versuchung gerathen, es als Anhänglichkeit an ein häufig nachgeahmtes Vorbild zu achten, daß in einer Staatsgeschichte Oesterreichs der P. Abraham a S. Clara den ganzen §. 406 einnimmt!

Wir gehen von dieser, gegen den Ausdruck und Styl gekehrten Rüge, zur Sache über, zur Beleuchtung einzelner Sätze und Angaben.

S. VI. »Stellt dem Manne andere Männer, der Sache andere Dinge entgegen, um in Ermanglung eines allgemein gültigen Maßstabs durch Vergleichung näher zu rücken.« Nicht das Vergleichen des Menschen mit dem Menschen gibt dem Menschenwerth den Maßstab. Dieser beruhet auf dem höchsten Sittengesetze. — S. VIII. »Bey der Unzulänglichkeit der archivalischen, bey der Unsicherheit der parallellisirenden Geschichte, hat den einzigen untrüglichen Rettungsfaden der Philosoph, zu deutsch: Freund der Wahrheit!« (Philosoph, Philaleth?) Dieser Weltweise supplirt nach des Verfassers Ansicht so ziemlich die Providenz. »Er wägt die »Fehler des Alten, gegen die Reize des Neuen, die Macht des »ruhigen Herkommens, aber auch den Werth und die Lust »des muthigen Umformens. Er scheidet in verworrener »Zeit, den Schein vom Seyn. — Er erspürt Hochmuth, »Uebermuth, Unmuth, Mißmuth, Wankelmuth, Kleinmuth, »Freymuth, Gleichmuth — und — — Muth!! (oh P. Abra»ham!) Er prüft Fürsten und Volk, Herr und Knecht, Dok»tor und Scolar, Narr und Thor, Schelm und Wicht!!«

»Große Staaten sollen keine Bündnisse haben, und kleine dürfen nicht darauf rechnen.« §. 12. Unglaublicher Satz in dieser Allgemeinheit! — Oh Gattinara und Trautmannsdorf, William Temple und Eugen, wie wäre die Summe und Glorie eurer Lebensmüh, durch solches αυτος εφα hinweggewischt!! — »Die Kanone ist das letzte Hilfsmittel der Fürsten. Der Aufstand ist das letzte Hülfsmittel der Völker« §. 13. — (Welche Lehre und Richtschnur soll denn die unerfahrene Jugend aus solchen vornehm hingeworfenen, generalisirenden Machtsprüchen entnehmen? Der Verfasser glaubte einst einer frühern Rüge dieser Art dadurch zu begegnen, daß er den getadelten Stellen beschränkende, berichtigende, ja entschieden divergirende, die er an andern Orten und in andern Jahren geschrieben, gegenüber stellte. Aber dieses scheint uns kein Beweis für die Unumstößlichkeit der ausgebotenen Wahrheiten. Unseres Bedünkens, heißt es nur, dem Irrthum und der Unvorsichtigkeit auch noch den Widerspruch beygesellen.)

»Lehrer bearbeiten die Schule für idealische Wahrheiten der »spätesten Zukunft. Herrscher behandeln das Leben nach dem »Bedürfniß des Augenblicks. Daher könnten die vorsich»tigsten (??) Schulmeister Sätze behaupten und erwei»sen, die ein vorsichtiger Staatsmann noch nicht an»zunehmen vermochte!!« (§. 32) (Jawohl! Das dürfte auch hier häufig der Fall seyn.) Wie schneidend kontrastirt mit diesem beständigen Generalisiren §. 56. »Die Staatskunst halte Ich für

»die Seelenlehre der Völker. In beyden gibt es wenige, allgemeingültige Wahrheiten. Für allgemein gültig erkläre ich, daß das Erbkönigthum einen Erbadel heische.« (Wie oft wurde dieß seit dem »Geist der Gesetze,« meist in Nothwehr gegen seichte Einwürfe philantropisch-encyklopädischer Reformers und Radikalen, bis zum Ekel wiedergekäut?) — »Am Staatsruder erwiesen sich Ordensleute gewaltsamer, unschonender, als Weltpriester.« §. 166. Die Rückseite dieser Münze begünstigt die vorliegende Behauptung keineswegs. — §. 176. »Münzveränderung gränzt nahe an Geldverfälschung. Verfälschung gehört zu den Verbrechen. König Mathias entschuldigte sie mit dem Nothfall« rc. §. 182. »Die Gedankenwelt soll sich nicht im Lehensband der Kirche befinden, viel weniger in der Dienstbarkeit der Priester. — Auch die deutschen Protestanten, auch die böhmischen Brüder unterwarfen die Weltweisheit der Gottesgelehrtheit. — Predigtstuhl und Ohrenbeicht verbreiteten laut und still Unduldsamkeit, sogar die fleißig bearbeitete Geschichte diente der Leidenschaft, der Glaubensmeinung.« — Offenbar viel zu wenig und viel zu viel für ein bloßes, auf das große und gemischte Publikum, auf die Leute von Aufklärung und poetisch-prosaischem Geschmack, auf unerfahrene junge Leute und Tagespolitiker berechnetem Lesebuche. — Gleichen Schlages dünken uns die (§. 288—289) folgenden Sätze. »Nur ein Edelmann kann das liebe Vaterland seinem Gewissen aufopfern!« — Treue Adelsgeschlechter konnten bey Aufständen gewinnen, indem sie die Güter und Rechte der Aufrührer bekamen. Nicht so die treuen Städte und Märkte, diese verloren stets.« — §. 291. »Liebe zum Recht und ihr Herz leitete beyde Ferdinande zur Gerechtigkeit. Doch geschah niemals mehr Ungerechtes!!« — Des Florianer Chorherrn Kurz urkundliche Beyträge zur Geschichte des Landes ob der Enns, wären, ohne Zuziehung irgend einer andern Quelle, für sich allein hinreichend, zu bewähren, wie die Glaubensfreyheit fast unaufhörlich nur mißbraucht worden, als Deckmantel und Hebel politischer Umwälzung, zur Behauptung eines vermeintlichen Wahlrechtes der Bewaffnung, der Bündnisse mit Auswärtigen, der schrankenlosesten Selbsthülfe für kecke Entwürfe zur Absetzung, Einsperrung, ja wider das Leben der Monarchen!

§. 332—335. Im wunderlichen Einklange mit der §. 12 ausgesprochenen Maxime von der gänzlichen Nutzlosigkeit der Bündnisse und Associationen, »da große Staaten keine »eingehen sollen, und kleine nie darauf rechnen könnten!!« wird hier das System des Gleichgewichts als ein Hirngespinst

erklärt, so lange man nicht einen ewigen Frieden verbürgen, oder in dennoch entstandenem Kriege jeden entscheidenden Glückswechsel vereiteln könne! — Allerdings ist kein Menschenwerk ewig, keines über Mißbrauch und Entartung erhaben, keines absolut, aber auch immer nur in bewegtem Leben und nicht in der Versteinerung zu betrachten. — Sonst hätten wir uns wohl schwerlich Glück zu wünschen, zu jenem, durch hohe Selbstverläugnung und Aufopferung und durch jede männliche Tugend verherrlichten Verein, der endlich das Netz des Kontinentalsystems zerrissen, — das eiserne Fremdlingsjoch zertrümmert, und die von Danzig bis Lissabon, vom Belt bis an den Pharus von Messina reichende Geißel Gottes des Soldatenkaisers gebrochen hat, — zu dem heiligen und zu dem deutschen Bunde!? — Sollte man nicht glauben, dem Sirenen-Gesange jener Bonapartischen Publizisten aufzuhorchen, die das Gleichgewicht als Chimäre erklärten, und jenes Gravitationssystem der Alleinherrschaft, des Weltreichs, für eine weit zuverläßigere Bürgschaft des ewigen Friedens. In diesem Geiste sprach ja Napoleon: »binnen sechs Jahren müsse seine Dynastie die älteste in Europa seyn, und kein Kanonenschuß dürfe künftig schallen, außer mit seinem Willen und auf sein Geheiß!«

§. 337. Die Wiederherstellung eines gestörten Gleichgewichts kann nur durch Zuwagen geschehen, dieß verkündigt den kleinern Staaten ihr Schicksal über kurz oder lang. — Die Kriege um das zerstörte Gleichgewicht beabsichtigten zuvörderst und zunächst Herausgabe der unrechtmäßigen Eroberungen. Aber wo ein erbloser Hintritt, wo eine Heirat das Gleichgewicht der Kräfte störte, sollten nicht Zuwagen aus fremdem Eigenthum eine Wiederherstellung erzwecken, sondern aus möglichster Beschränkung, aus wohlberechneter Vertheilung des Herrnlosen, wieder eine Gleichheit der Kräfte, eine Freyheit und Selbstständigkeit der koexistirenden Staaten hervorgehen! — Das sollte der Sieg und die Frucht des Gleichgewichtes seyn, daß kein einzelner Staat die Mehrheit oder Gesammtheit der Andern so überwiegen durfte, daß nicht gerechte Sorge um die Folgen, ohne offenen Krieg genügt hätte, ihn abzuhalten, von eigenwilligem Bruch der Verträge, von jeder ungerechten Unternehmung, sie heiße nun Reunion, Satisfaktion, Arrondirung, Theilung, Anfall oder Indemnisation! — Obiger Seitenblick auf die Zuwagen und auf die Unsicherheit aller Mindermächtigen, trotz des Gleichgewichtes, dünkt uns ein Wiederhall der Zeitungsdiatriben der Bonapartischen Staatsredner, welche die längst in die völkerrechtliche Ordnung,

in die anerkannte und verjährte Verfassung Europas übergegangene leidige Theilung Polens, als eine kosmopolitische Aufforderung, als einen publizistischen Titel voranstellten, Kriege auf Kriege zu häufen, die ganze Welt umzustürzen, und eine Löwentheilung über die Trümmer zu halten, weil vor beynahe einem halben Jahrhundert das von wüthenden Parteyen zerrissene Polen getheilt worden war!! — Ohne alle Anwendung auf den vorliegenden Fall, aber mit derber Hinweisung auf manche Brandleger in Frankreich und Deutschland, sey es gesagt, wie aus den ehemaligen Bonapartisten auf einmal zärtliche Freunde der alten Dynastien, aber zugleich heuchlerische Optimisten geworden sind, die mit höhnischem Achselzucken auf die Resultate der Wiener-Kongresse, auf Südamerika, auf Polen, auf Norwegen, auf Neapel, auf den deutschen Bund (den kein Bundesmitglied innerlich und ernstlich wolle), triumphirend auf Spanien, verächtlich auf Rom und Turin hinweisen, sich aber wohl hüthen der Frage Worte zu geben, die sie gern ins Innerste aller Gemüther vacciniren möchten: Was denn eigentlich gewonnen sey, durch die Wiederkehr und ungehinderte Versteinerung des Alten, und durch den Sturz des Helden, der, nach einem glücklichen Ausgange seines russischen Heerzuges, gewiß früher und aufrichtiger der Regenerateur der Menschheit, und das mächtige Organ der Zeitgeistes, der Wiederherstellung aller großen und liberalen Ideen geworden seyn würde!! —

§. 338. »Zum Entwurf eines Gleichgewichts der Staaten paßt nichts weniger als ein Wahlreich, welches durch Erhebung eines einzigen Mannes mehr gewinnen kann, als ein ganzes Land werth ist. — Was zuviel beweiset, beweiset nichts. — Ist nicht derselbe Fall bey jedem großen Feldherrn und Minister? — Die Wahlen des Schwächlings Wiesniowiecky, des Helden Sobiesky, der Nebenbuhler Lesczinsky und Friedrich August, waren im Ganzen viel gleichgültiger, als daß eine kleinliche Kabale den unerreichten Eugen nach Oesterreich trieb, daß das gemeinste Favoritenglück Marleborough an die Spitze des Britten-Heeres setzte, und diese Freunde Heinsius zum zeitweise allmächtigen Kleeblatt verband. — §. 341. »Habsburg in Spanien und Oesterreich verschwägerten sich so vielfältig, daß ihre geistrgen und körperlichen Anlagen fester als anderswo wurzelten, im Geiste die Regierungsgrundsätze, im Gemüthe die Andacht, im Antlitz die Lippe (!!) Oesterreich wurde viel angeschwärzt durch die einheimischen und ausgewanderten Empörer, durch die deutschen Glaubensfeinde und Reichsfürsten-Anhänger, durch die fran-

zösischen Unterhändler und Geschichtschreiber. Obschon man den Ehrgeiz und Hochmuth der Erzherzoge öffentlich verschrie, sah man die Fürsten im Grunde ihrer Herzen und im Kreise ihres Hauses, meistens als liebenswürdige, wohlwollende, zutrauliche Herren, welche die Gemüthsstimmung unter der Kaiserwürde verpanzerten — Obschon man von der Unduldsamkeit und Verfolgungssucht auch der österreichischen Habsburger die gräulichsten Beyspiele anführte, so ließ sich doch nicht läugnen, daß die Herren mehr mißleitet als bösartig, mehr betrogen, als betrüglich, mehr schwärmerisch als eroberungssüchtig waren.«

Jener »bescheidene Edelmuth,« den der Verfasser so oft an sich rühmt, spricht allerdings hier laut, wenn auch nicht durchgehends richtig. Dennoch müssen wir gestehen, daß wir auch dieses zur wahren Feststellung der Begriffe, wie ein zahlreiches und gemischtes Publikum selbe braucht, wiederum zu wenig und zu viel finden, zumal bey dem Schlußzusatz der Vorrede: der Verfasser »habe Wolf, Wolf — und Schaf, Schaf genannt, so oft er durfte!!« —— Es wäre wohl besser gewesen, sich hier, länger und gründlicher aufzuhalten, als längst gedruckte Briefe Max II., Citationen zum böhmischen Landtage, Wallensteins Instruktion ꝛc. §. 301, das Verzeichniß aller steyrischen Kapuziner, Franziskaner und Karmeliten aus der Ferdinandeischen Epoche, — noch einmal abdrucken zu lassen, eben so §. 303 des Fürsten von Eckenberg großen Titel und Addresse. §. 275. »Ein ausführliches Programm der Hinrichtung der böhmischen Rebellen und zweymal §. 212, 213 und 399, ganze Aktenauszüge von Hexenprozessen in eine Staatsgeschichte Oesterreichs einzuzwängen: »wie die Hexen als Geyer oder »andere Vieher, gleich als in einem Kugelwagen durch die Lüfte »fuhren, wie ihnen der Teufel mit einem Krambsel Zeichen auf »den Leib gemacht und persönlich gekommen, als großer schwar»zer Hund, oder kleiner dicker Kerl, ungefähr in der Größe eines »Salz-Gippels, mit schnaufelnder Stimme und brennenden Au»gen, und Kasperle hieß oder Hänsel!!« — »wie dann die Hexen mit ihm Fleischeslust pflogen, welche anfangs natürlich, zuletzt aber wegen Kälte der Natur sehr verdrüßlich war«!!! — In der That, wo solcher Kram, für ganze Seiten, Platz genug fand, hätte doch auch gründlichere, quellengemäße und dennoch unparteyische Würdigung der herrschenden Dynastie und ihrer ewig denk- und ehrwürdigen Richtung in den großen Stürmen der europäischen Welt, Raum finden können und Raum finden sollen. — Weit wichtiger als solche, veraltete Curiositätenjagd, ist dichtende nicht erdichtende Darstellung all-

gemein ansprechender, großer Momente des Kaiserstaats und Kaiserhauses, des eigentlich Charakteristischen im heimatlichen Leben und Streben, freundliche Anregung auch der mit den sybillischen Blättern der Historie weniger Vertrauten und vermehrte Liebe zu dem Hause, das unter so verschiedenartigen Elementen der nothwendigen Einheit einziges Bindungsmittel ist.

Unsere Anzeige des dritten Bandes dieser Staatenhistorie (III. 287) war häufig im Falle, Mangel an Quellenstudium zu rügen, ja hier und da, daß selbst die angeführten Quellen nicht aufmerksam gelesen, und hiermit vielleicht nur aus Citaten citirt worden! Wir stoßen aber auch häufig darauf, daß mühevolle, urkundliche Entdeckungen Anderer, mit so vornehmer Miene und so bestimmtem Tone der Neuheit, als wären es eigene, vorgetragen und ihre wirklichen Ergründer, gelegenheitlich, an einem andern Orte, mit einem gnädigen Beyfallsnicken betheilt worden, das sie schwerlich allzu stolz machen dürfte! Auch dieser vierte Theil zählt seitenweise Wiederholungen und längst ausgesprochene Ansichten anderer Werke, die selbst nur Compendien nicht Quellen sind. Im Ausdrucke gebricht es häufig an jener logischen Bestimmtheit, deren Mangel der Verfasser an andern so strenge tadelt. So z. B. heißt es §. 28: »Karl bekam Steyermark sammt Innerösterreich. — Ist denn Steyermark nicht selbst ein Theil Innerösterreichs? VII. haben Kärnten, Krain, Tyrol rc. nicht ein eben so gültiges Recht, als Ungern und Böhmen, Oesterreich und Steyermark im österreichischen Staatenverein (oder nach des Verfassers publicistisch unrichtigem Lieblingsausdruck: »Bunde«) zu erscheinen.

In geographischer Hinsicht fielen uns auf §. 298. »Die Felsenthore des Mürzthales.« Wo sind sie? doch nicht die Klause zu Schottwin, jenseits des Semerin? §. 211. das Ennsthal, als Ortschaft gleich Aussee, Gröbming, Schladming, Rottenmann rc. aufgeführt. §. 308. »Bethlen Gabors Streifer holten Vieh aus der Gegend von Vorau. — — Auf der entgegengesetzten Seite streiften Türken, zwischen die Muhr und Drau;« Vorau liegt an der östlichen Gränze Steyermarks, kamen denn die Türken über die westliche Gränze, etwa von Salzburg ins Land? — Am meisten überraschte uns die unstreitig originelle strategische Entdeckung, daß das der Theis nahe Erlau, »der Schlüssel zu Böhmen und Mähren« sey!! Wohl aus keiner andern Ursache, als weil Raab, als Schlüssel von Oesterreich und Steyermark, gerade vorausgeht!?

S. VII. »Volksthum dringt vor allen auf Selbstbestand, auf Unabhängigkeit von fremder Gewalt, auf eigene Gesetze der Heimat. —— Die im Herzen geschiedenen Völker beherbergen noch einen hundertjahrigen Haß. Sie vergaßen die beschworenen Bundesverträge der Vater, und strebten abgesondert fortzubestehen.« — Hier hatte doch auch das mehrmalige, hochherzige Zusammentreten der fünf österreichischen Provinzen zu gemeinsamer Berathung, zu gemeinsamer Vertheidigung 1508, 1518, 1519, 1578, 1678 Erwähnung verdient. — Jene Bundesverträge der Väter beschworen keineswegs das Niederschmettern der Provinzial-Unterschiede eines unfehlbaren und unersetzlichen Palladiums gegen allgemeinen Zeitschwindel und allgemeinen Umsturz, trotz mancher unvermeidlichen Hemmung, trotz des Aergernisses der Centralisirer, die Alles gern zum einförmigen Schachbret machen, und unfähig, eine große Maschine mit ihrem verwickelten Triebwerk zu leiten, gern alles auf den Mechanism eines Marionettentheaters zurückführen möchten!! — §. 34 betrachtet der Verfasser diese nationale Verschiedenheit und ihre Richtung in der Hand der obersten Staatsgewalt eben nicht mit dem gewöhnlichen philantropischen Blick. Er sagt: »Bey der Züchtigung der Böhmen reichen die Ungern die hülfreiche Hand, die Böhmen mußten dagegen aufbrechen, Ungern den Türken zu entreißen. Der sogenannte blutige Landtag beschloß das Ganze.«

S. XXI. Das Unschriftliche und Mangelhafte (der ständischen Verfassung) veranlaßte einen Widerstreit, worin sich jeder Theil auf Gewohnheit und Herkommen berief. Das Unschriftliche wohl nicht. So gut Ungern sein Andreanum und seinen Inaugural-Eid etc., Böhmen seine Majestas Carolina etc. hatte, Steyermark sein Testament Ottokars, sein Fridericianum, seine Landhandfesten etc. Tyrol seine Ehehafttaidigung, sein Landlibell etc., hatten alle Provinzen ihre geschriebenen und beschworenen Reverse. — Dieser Weg dünkt uns nicht der klügste, zu enthüllen, wie die Territorialhoheit sich auf den Trümmern der (bey den Fortschritten der Zeit, ohne planvolles Mitfortschreiten) schlechterdings unhaltbaren Feudalunabhängigkeit ausgearbeitet habe. — Die Zeit und das Staatswohl, Fehler und Vergehen von der einen, Gebrauch des Augenblicks von der andern Seite, geben hier, wie allenthalben, das einzig treffende Wort des Räthsels.

§. 7. »Mit den Einfällen der Osmanen stand die Anordnung bleibender Vertheidigungsanstalten, mit diesen die Festsetzung des Steuerwesens, und mit beyden die Reglung der ständischen

Verfassung im genauen Zusammenhange.« — Die Reglung der ständischen Verfassung in Steyermark ging der Anordnung der bleibenden Vertheidigungsanstalten, und der Festsetzung des Steuerwesens lange vorher, und die Modifikationen, die die erstere in diesem Zeitraume etwa erhalten haben mochte, wurde damals ohne direkten Einfluß des Landesfürsten herbeygeführt. Ferdinands II. Dringen, daß wieder ein Prälat im verordneten Rathe sitzen sollte, fällt in die folgende Periode.

§. 30. In Steyermark, wo die Landstände mehr als jemals eine eigene Verwaltung führten.« Ist faktisch unrichtig, ein einziger Blick zeigt es, auf die Zeit des großen Interregnums nach Friedrichs des Streitbaren und Kaiser Friedrichs II. Tode und nach dem Hintritte Max I. — §. 106. »Die Stifter verloren auf dem Landtage allen Einfluß. Man schloß die Aebte von der Stelle der Verordneten aus.« — Bischof, Aebte und Pröbste erschienen, wie es die Landtagsprotokolle beweisen, auch während des Protestantismus in Steyermark in Landtagsversammlungen. Sie gaben ihre Stimmen nicht selten mit vielen Bemerkungen, ihre Stimmen und Bemerkungen wurden beachtet. Wenn durch etwa vierzig Jahre kein Prälat zum Verordneten gewählt wurde (und bey wie vielen landständischen Geschlechtern trifft derselbe Fall ein, und zwar für eine noch viel längere Zeit!), so lag der Grund darin, daß die Stimmenmehrheit bey jener Verordneten Wahlen auf Weltliche fiel. Der Ausdruck ist also staatsrechtlich unrichtig: man schloß die Aebte von der Verordneten Stellen aus.

§. 107. Nicht das ganze Landhaus wurde 1563 neu erbaut. Ein beträchtlicher Theil bestand schon seit 1527—1531.

Daß 1563 alle Adelsgeschlechter abgelesen, und die Wappen verzeichnet wurden, ist irrig. Es sollte heißen, alle steyermärkischen landständischen Geschlechter, denn nur der letzteren Namen wurden in das steyermärkische Matrikelbuch eingetragen, und nur der letzteren Wappen im sogenannten Rittersaal des Landhauses abgemalt. — Die übrigen Adeligen wurden 1567 verzeichnet, in der Absicht, sie gleich den Landständen, zur Landesvertheidigung ausziehen zu machen.

Schwer und unerwiesen ist die Beschuldigung: »sie (die Herren und Ritter als Landstände) benützten die Gelder der Landschaft zu ihren eigenen Zwecken und Plänen??« —

Ferners: »sie (die Fürsten) mußten genau einschärfen, welche Ausgaben von Unterthanen, welche aus der Landschaftskassa, welche aus dem Säckel der Herren zu bestreiten?« Ist nicht historisch, bey dem in der Vorzeit den Ständen unstreitig zukommen-

den Steuerbewilligungs- und Repartitionsrechte. — Wie kömmt das Patent von 1579 wegen Unterschrift der Supplikationen in diesen §., da es eigentlich nur eine Verfügung gegen Winkelschreiberey, gegen anonyme, nicht selten von Anzüglichkeiten strotzende Einlagen bey den Behörden war?

§. 112. Bey der Gerichtsordnung, bey der Landgerichts- und Polizeyordnung, wirkte die Landschaft nicht blos »durch veranlassende Beschwerdeführung und durch Annahme,« — sondern durch Vorschläge und Einrathen. So sagen die Protokolle, so die Vorreden obiger Urkunden.

Eben da heißt es: »Er (Erzherzog Karl) ereichtete in Gratz den innersten geheimen Rath, die innerösterreichische Regierung, die Hofkammer und den Hofkriegsrath, als vier Hauptgewalten, welche von ihm allein ausgingen, und die wesentliche Kraft, Macht und Herrlichkeit den Beamten zuwandten.« — Vermöge der feyerlich ausgefertigten Original-Urkunde vom Jahre 1578 hatten die Stände den Präsidenten, alle Räthe etc. für den Hofkriegsrath zu benennen. Uebrigens hätte die geschichtliche Treue und der bescheidene Freymuth wohl hinzudenken können, daß der Nerv aller Macht: Geld, Mann, Rüstung und Proviant, von den Ständen ausging. Sie hatten, wie es so viele Urkunden und Thatsachen beweisen, jene Mittel den Landesfürsten bewilligt, und das Bewilligungsrecht gebührte ihnen urkundlich.

§. 114. »Seit Karl II. führten und bewahrten die Gutsherrn das Urbarium, und die Landstände den Kataster mit größerer Sorgfalt.« — Wie beweiset man wohl, daß man vor Karl II. die Urbarien nicht eben so sorgfältig, als seit desselben Regierung führte und bewahrte? Sind denn nicht Urbarien noch aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert vorhanden? Der ständische Kataster ward erst nach 1469 errichtet; ging er denn bis auf Karls II. Zeiten je zu Grunde? —— Die Drohungen und wirklichen Strafen wegen verschwiegener Gülten und wegen Saumsals in Steuerzahlungen, dann Ausschreibungen von Kopfsteuern finden sich ja nicht erst in dieser Periode von 1526, 1576 oder 1590, sondern schon früher; auch die Zapfenmaß (Weintaz) wurde vor Karl II. schon im Jahre 1557 eingeführt.

§. 115. »Karl ersann und ordnete die Kriegsgränze in Kroatien und Slavonien, welche seit ihm mit ihrem eigentlichen Wesen bis auf den heutigen Tag sich erhielt.« — Nicht Karl, sondern die Stände von Steyermark, Kärnten und Krain, waren es, die, bey dem immer furchtbarern Näherrücken der Türken, die Vertheidigung der windischen und kroatischen Gränzen übernahmen. Die Stände nur, nicht Karl be-

festigten Kanischa, Petrinia rc., sie sandten Mannschaft und Waffen, und Proviant und Sold, sie setzten die Hauptleute rc. dorthin, sie befestigten auf ihre Kosten die steyermärkischen Gränzpunkte, z. B. Fürstenfeld, Radkersburg, Rain rc. Die jetzige kroatisch-slavonische Militär-Gränzeinrichtung ist nicht Karls II., sondern ein viel späteres Werk. — Auch gehört ein großer und sehr wichtiger Theil der Festungswerke der Stadt Grätz, dem Plane und der Ausführung des geschickten Franz Theobald, und nicht Franz von Pottendorf.

§. 116: »Die Widmannstätten gründeten die Buchdruckerey« — Lange schon vor Widmanstätten hatten Bartsch und Schmidt, und früher als diese beyde, Frank zu Grätz, Buchdruckerarbeiten geliefert, noch finden sich gedruckte Werke von diesen Dreyen.

§. 119. Nicht 1576, sondern 1586 wurde die Universität zu Grätz errichtet. — Der Platz, worauf jetzt die Lyceums-Bibliothek ist, war in dem angeblich ungeheuern Raume nicht begriffen, welchen Karl den Jesuiten gab; denn hier stand des Kanzlers Schranz Haus, das erst dieser ihnen vermachte.

§. 128. »Man trug sich damals mit so wunderlichen Begriffen vom Staate, daß man mit dem Tode eines Herrschers seine Verträge aufgehoben hielt.« Nur damals? — Montesquieu sagt in seinem Werkchen: Grandeur et Décadence des Romains. chap. I, da er von Roms ersten Königen spricht: On pensoit alors dans les républiques d'*Italie* que les traités qu'elles avoient faits avec un Roi, ne les obligeroient point envers son successeur, c'était pour elles une espèce de droit des gens.«

§. 129. »Einer kriegerischen Staatskunst folgt unausbleiblich Verlegenheit in Geldsachen.« — Die Römer und Napoleon liefern doch nicht hiezu die Beweise??—

§. 192. »Die Abgaben der Grundholden an den Gutsherrn sind Zinsen eines unbezahlten Kaufschillings.« — Dieser Satz, wenn man auf das Ganze des Entstehens des Unterthänigkeitswesens hinsieht, wie steht er dem gegenüber, was der klassische Hüllmann hierüber in seinem Werke über den Ursprung der Stände in Deutschland sagt? — Rechtlich mag diese Idee wohl seyn, aber ist das Rechtliche, das Ideale, wohl auch immer historisch war? Ist der obige Satz, wie der Verfasser doch glauben machen will, in seiner Allgemeinheit, urkundlich erwiesen?? ——

§. 198. »Das Land (Steyermark) erschien noch in der Kraft des Alleinseyns und Selbstbestands, während alle übrigen Theile des Reiches, seit dem Absterben der tyrolischen Linie

wider sich vereinten.« — Steyermark war um die hier bezeichnete Zeit ja doch mit Kärnten, Krain, Görz rc. vereinigt, und in Vielem vermengt.

§. 205. Ferdinand II. soll die Klarissinnen zu Grätz gestiftet haben? — Der Stiftbrief nennt Marien, Ferdinands Mutter; auch unterschrieb sie ihn eigenhändig zwey Mal.

§. 298. »Doch behielt der Landtag seinen ordentlichen, fast alljährigen Gang, mit einer nicht völlig entscheidenden, doch auch nicht völlig unwirksamen Stimme.« — Unter vielen nur ein Beyspiel aus den Landtagsprotokollen. — Kaiser Joseph I postulirte für das Jahr 1707 eine Summe von 750,000 Gulden. Ungeachtet alles wiederholten Dringens von Seite des Hofes bewilligte der Landtag nicht mehr als 492,000 Gulden, und diese Landtagsbewilligung war und blieb völlig entscheidend.

»Die Abnahme seines (des Landtages) Ansehens ging allmählich aus drey Hauptpunkten hervor« — — drittens weil der ganze Geschäftsgang immer mehr die gelehrte und schriftliche Verhandlungsart herbeyführte, wodurch die Gesammtheit einigen besser Unterrichteten Platz machen mußte.« — Dieser Schluß ist wunderlich. Konnten denn alle Landstände aus allen Kreisen immer im Landtage zur Schlichtung der täglichen oft dringenden Geschäfte beysammen bleiben? Wählte denn nicht der Landtag stets die zur Verhandlung der Kurrentgeschäfte bestimmten Verordneten und Ausschußräthe? Würde der Landtag denn nicht sogleich den Verordneten die Macht benommen haben, wenn sie selbe auf Kosten des Ansehens des Landtages gebraucht hätten? und setzte der Landtag denn nicht wirklich oft genug, schon nach Verlauf der ersten Amtszeit einen andern Verordneten, wenn man eine Veränderung für zuträglich hielt? — Worin sollte denn des Landtags Ansehen abgenommen haben? — Wenn die Gesammtheit die besser Unterrichteten aus ihrem Mittel wählte, so that sie ja wirklich Alles, was Weisheit nur immer fordern kann. Uebrigens muß man nur nicht vergessen, daß der Committent alle reelle Macht und das davon abhängende Ansehen immer ungeschmälert fortbesitzt, wenn er auch derselben Ausübung zum Theil an einen andern überträgt. Nimmt des Souverains Ansehen, als Souverain ab, weil er Minister und Feldherren an seine Seite ruft?

§. 299. Die Landesverweser in Steyermark entstanden ja nicht erst zur Zeit der Landeshauptmannschaft des Eckenbergers; sie waren ja schon viel früher.

§. 303. Wichtige Gründe machen zweifeln, daß die Niklasburger Lichtensteine von den Murauern abstammen.

§. 304. Wenn der Landtag Städten und Adeligen wegen

Brand Beyträge oder Unterstützungen bewilligte, so deutet dieß noch keineswegs auf gänzliche Erarmung der Verunglückten, sondern es war damals gewöhnlich, derley Beysteuer in größern Summen zu geben. Später ward zu gleichen Zwecken alljährig eine systemisirte, freylich nur kleine Summe verwendet.

Eben da: Wird — »die Pachtung der öffentlichen Abgaben, welche größtentheils den thätigen Bürgern blieb« — viel zu allgemein als Bereicherungsursache des Bürgerstandes angegeben. — Wurde denn die Grundsteuer, die Leibsteuer ꝛc. je verpachtet? War der Tatz nicht schon 1642 vom Landesfürsten an Privaten verkauft? Entstand der Bieraufschlag nicht viel später? —

§. 307. Grundsteuer, Zapfenmaß, Ungeld ꝛc. brachte ja nicht erst die Regierungsperiode Ferdinands II. und Ferdinands III. nach Steyermark, sie bestanden ja theils schon hundert und mehr Jahre vor diesen zwey Ferdinanden.

Eben da. Die Grätzer Währung und Grätzer Münzbank reicht ja sehr weit über diese zwey Ferdinande hinauf.

§. 380. »Mit wohlbedachtem Muth.« — Der Verfasser nimmt das Wort Muth in dieser Verbindung in dem heute gebräuchlichen Sinne, und scheint nicht zu ahnen, daß Muth in dieser Formel Gemüth, und der Ausdruck mit wohlbedachtem Muth, so viel als reifes Ueberlegen, Erwägen heißt, obwohl das Wort wohlbedacht Herrn Schneller auf den richtigen Sinn des Wortes: Muth hätte führen können.

§. 390. Die Ernennung des Landeshauptmannes für Steyermark geschah schon zu der Ferdinande Zeiten, und geschieht noch jetzt auf diese Art, daß der Landesfürst eines aus den von den Landständen vorgeschlagenen Individuen hinzu ernennt.

§. 391. Nicht nur der damalige Sekauer Bischof Graf von Wagensperg predigte noch persönlich; dieß that häufig der 1802 verstorbene Bischof Joseph Adam Graf von Arko.

§. 394. Der Ausdruck: — »Die Städte und Märkte —— hatten den sechsten Theil der Kontribution übernommen«, — ist nicht richtig; denn er wurde ihnen nur vom vierten Theile, den sie vermöge Augsburgerlibell vom Jahre 1510 zu allen Landesanlagen beyzutragen hatten, auf den sechsten Theil 1543, im Jahre 1603 auf den zwölften Theil herabgesetzt, aus Güte der obern Stände.

§. 397 steht: »Die Drittelskaufrechte — fielen an den Grundherrn beym Absterben des dritten Bauers zurück.« — Man kennt in Steyermark wohl Kaufrechtsgründe, mit den zehn, sieben, fünf ja auch dritten Pfennig Veränderungsgebühr, aber eine solche

Heimfälligkeit der Drittelkaufrechte, wie der Verfasser sie angiebt, wo in Steyermark existirt diese?

Am Schlusse heißt es: »Die Hunderttausende der Landleute besaßen kein eigentliches Vaterland.« — Die ganze jetzige starke Bevölkerung der Steyermark erreicht nicht 800,000 Menschen, und in der damaligen Zeit, wo Kriege, Pest, Auswanderungen, Druck der Zeiten ꝛc., die Volkszahl so sehr vermindert hatten, sollten mehrere Hunderttausende von Landleuten in Steyermark kein eigentliches Vaterland gehabt haben? Sollte man doch fast glauben, die Bauern hätten damals noch kein freyvererbliches Grundeigenthum besessen, wenn nicht die Kaufrechtsbriefe, Urbarien ꝛc. laut gegen den Verfasser sprächen.

§. 400. »Einleitung und Erhebung — der Steuer blieb den Landständen, obwohl ihr Bewilligungsrecht in Wesen und Hauptkraft verlor« Die damaligen landesfürstlichen Postulatrescripte, die Rezesse und die Schuldlosverschreibungen erkennen das ständische Steuerbewilligungsrecht in seinem ganzen Umfange, wie es für das Jahr 1707 oben bey §. 298 anschaulich erwiesen ward; zahlreich genug sind ähnliche Beyspiele.

Eben da steht weiter: »Die Postulate enthielten blos den allgemeinen Grund von Noth und Drang, ohne eine besondere Verrechnung. — Noch vorhandene Originalpostulate widerlegen diese Behauptung.

Eben da. Rezesse und Bewilligungen scheint der Verfasser für gleich bedeutend zu nehmen, obgleich sie sehr von einander verschieden sind, wie Gattung und Geschlecht. Rezesse sind hier vertragsmäßige Bewilligungen, allein es sind keineswegs alle Bewilligungen auch Rezesse. — Die Angabe: — die ordentlichen und außerordentlichen Bewilligungen drehten sich mehr oder weniger um die nämlichen Zahlen, — steht in einem wunderlichen Lichte, wenn man sieht, daß die außerordentliche Bewilligung im Jahre 1667 auf 370,000 stieg, in den beyden folgenden Jahren 1668 und 1669 aber nur 200,000 Gulden, im Jahre 1673 wieder 350,000 Gulden betrug, und überdieß noch ein Hochzeitsgeschenk für die Kaiserinn von 80,000 Gulden beygefügt war; für das Jahr 1707 gibt der Verfasser ja selbst 492,000 Gulden als außerordentliche Bewilligung an. — Darum (»weil sich die Steuer-Bewilligungen um die nämlichen Zahlen drehten«) erschienen von den Landtags-Mässigen immer Wenigere, sagt der Verfasser. Daß die Zahlen oder Summen der bewilligten Steuern nicht immer die nämlichen waren, ist anschaulich genug. Sollte mancher Landstand nicht vielmehr durch die beträchtlichen Reise- und Zehrungskosten in der Stadt, da viele der Landtags-Mässi-

gen mehrere Tage weit von Grätz entfernt lebten, dann durch die Liebe zum Landleben, z. B. Jagd, Weinlese ꝛc. vom Landtagsbesuche abgehalten worden seyn.

§. 400. Der Verfasser sagt, daß die Stände Steyermarks zur zweyten Vermählung Kaiser Leopolds, nämlich mit Klaudia Felicitas von Tyrol, nur 30,000 Gulden bewilligt hätten. Die kaiserliche Original Schadlosverschreibung vom Jahre 1673 spricht von 80,000 Gulden.

Ebenda. Die Landeshauptleute nicht allein, sondern sie gemeinschaftlich mit den übrigen Landständen haben für die schnellste Abstoßung aufgelaufener Schulden gesorgt. — Nicht darum ging die Abzahlung der Schulden langsamer, weil die Stände im Jahre 1708 auf einmal eine Million zu zahlen übernommen hatten; denn in diesem Falle müßte es ja auch früher, z. B. im Jahre 1569, wo sie ebenfalls auf einmal eine Million, und im Jahre 1631, wo sie eine Million und sechsmal hunderttausend Gulden landesfürstlicher Schulden zu zahlen übernommen hatten, eben so schwer und langsam, ja wohl noch schwerer und langsamer mit der Abzahlung gegangen seyn.

Diese Verstoße gegen die Geschichte der Steyermark zählen wir deßhalb in ununterbrochener Zusammenstellung auf, weil der Verfasser nur in dieser, hier und da, neue und wesentliche Details liefert. Die Geschichten Ungerns und Böhmens sind nach Verhältniß weit dürftiger abgefunden, und mehr ein flüchtiger Auszug für die lange Weile der après-diners.

Der bescheidene Freymuth scheint bey der Darstellung der steyermärkisch ständischen Verfassung plötzlich ganz vom Verfasser gewichen zu seyn, um anderswo stärker hervorzutreten! Aber selbst ein Herzog Karl von Würtemberg hätte während des heftigsten Streites mit seinen Ständen einem Sachwalter wenig Dank gewußt, der Zug für Zug der Unrichtigkeit seiner Angaben überführt werden konnte! — Der ganze Kampf wäre übrigens bloße Antiquität. — Des Oesterreichers hausgebackener Verstand hat es immer, bald unbewußt, bald bewußt empfunden, nicht unbedingte Wiederkehr des Veralteten, noch weniger metaphysische und optimistische Variationen über das häufig auf den Kopf gestellte Thema des contract social, nicht exotische Konstitutionen thäten noth, sondern Institutionen, wie sie die große Theresia, und ganz in ihrem Geiste ihr erhabener Enkel, inmitten eines Vierteljahrhunderts beyspielloser Stürme gab und noch geben wird, nach der successiven, rein historischen Natur seines Reiches, des Schwerpunktes der europäischen Welt! —

§. 20. »Der feige Aldana verließ Lippa, und dankte nur einem Weiberrock die Rettung vom Todesurtheil. Der schlechte Niari entging blos durch einen Priestermantel gerechter Strafe für die Aufopferung des neu befestigten Szolnok.«

Dieß ist die Darstellung, wie Brenz aus dem Heldenstamm der Nyary, Szolnok gegen Ali Pascha von Ofen mit 750 gegen 20,000 Mann heldenmüthig vertheidigt, und als sein, vom Schicksal der Temeswarer Besatzung (die trotz der Kapitulation niedergehauen, und ihr tapferer Oberst Lasſonzi lebendig geschunden worden) erschrecktes Häuflein von Ungern und Deutschen, Spaniern und Welschen sich empörte, und heimlich in Castaldos Lager entwich, nachdem sie ihren heroischen Befehlshaber mißhandelt, mit seinem Lieutenant Pekry und zwanzig Getreuen, unter Abfeurung aller Kanonen mitten in die Feinde hinausbrach, und mit siebzehn Wunden bedeckt zu Boden sank; wie eben dieser Cäcidius Nyary, selbst in der unmenschlichen Gefangenschaft alle Lockungen Zapolyas verschmähte, und Ferdinanden unerschütterlich getreu blieb!! — Der 4. September 1552 bleibt eben so durch Nyary ein dies fastus magyarischen Heldenruhms, als der 7. September 1566 durch Zriny in Szigeth!! — Dieser ganz verkehrte Ausfall auf Nyary bildet einen seltsamen Gegensatz mit dem Ausspruche §. 64, der Unger repräsentire im österreichischen Staatenbunde den Heldenruhm, wogegen aber §. 83 wieder der Kriegsruhm den Böhmen zugetheilt wird.

§. 105—111 wären zahlreicher faktischer Beysätze und Berichtigungen fähig, wie bald die Religionsunruhen in politische ausarteten, wie schnell die Katholiken in den Fall dringender Nothwehr geriethen, wie die Akatholiken sich überall als leidende Kirche darstellten, und als streitende (oder vielmehr streitsüchtige) Kirche handelten, wo sie nicht als herrschende und triumphirende auftreten konnten. §. 18 schließt: »Ueberall wo der Glaube nicht ins Spiel kam, erwarben sich die Protestanten außerordentliche Verdienste um Volkssprache, Verstandesbildung und Vernunftansicht. In Glaubenssachen verfielen sie in die Fehler des Fanatism's, welchen jeder Weise mißbilligt, obwohl viele Schriftsteller unserer Tage ihn dem Pyrrhonism und Indifferentism (!!) vorziehn.«

§. 122—125 schildern Rudolph II. fürchterlichen Blödsinn und seine unabsehbaren Folgen, auch einzelne tyrannische Gewaltthätigkeiten, selbst gegen die Größten, z. B. den Oberſthofmeister Lobkowitz. §. 174. Nicht die Tochter Eva En-

sebia, sondern der berühmte Cluver (der deßhalb in kurze, aber schwere Haft gerieth), verfaßte die berühmte 1606 zu Leyden gedruckte Schutzschrift: »Philaretis Amyntae Codomani »Apologia pro Georgio Popelio Barone de *Lobkowitz*, regni »Bojohemiae quondam supremo aulae praefecto post ab »Imperatore Rudolfo secundo Hungariae ac Bojohemiae »Rege, per duodecim annos, contra jus fasque, carcere »adtento.«

»Ad Reges, Principes, ceterosque christiani nominis »mortales. Dicaepoli apud Theophilum Agathonem, Anno »MDCVI. 8. 143 Bl. Dennoch wird der Hausvertrag von 1606, und das nothgedrungene Zusammentreten der erzherzoglichen Agnaten und des katholischen Königs als Hauptes der ältern spanischen Linie, S. 14 mit den schwärzesten Farben geschildert. Wann waren diese Fürsten denn: »völlig entschlossen, um jeglichen Preis den Bruch des Rechtes zu vollenden«?? und von Ferdinand II., dem (wie auch der dritte Theil zwey ganz verschiedene Friedriche IV. zeigt) §. 199 »alle fürstlichen, geselligen und häuslichen Tugenden« zugeschrieben werden, heißt es §. 121, er, obwohl von jüngerer Linie, habe sich gegen Mathias: »mit Keckheit und Heuchellist zur Herrschaft gedrängt!«

Ob Ferdinand im Glücke die im Unglück verdiente Bewunderung verwirkt, und seine Siege zu streng benützt habe? §. 141, 224. Diesen alten, hier erneuerten Vorwurf religiöser und politischer Widersacher haben Schmidt, Hormayr und Kurz längst aktenmäßig abgefertiget.

Ein flüchtiger Blick auf die gleichzeitigen Quellen zeigt, daß bey Jankau nicht mit der geringsten Ueberlegung gefochten, sondern Torstensohns sicherem Adleraug sein Sieg durch die ungeschickteste Aufstellung Götzes und Hatzfels auf durchschnittenem ungünstigen Boden, und durch ungestüme, den Schlüssel der Position im trunkenen Uebermuth preisgebende Hitze gar sehr erleichtert worden sey.

§. 247. »Die Krönung eines Königs vermehrt weder seine Pflichten, noch seine Rechte.« — Auch nicht, wenn der Grundvertrag solches ausdrücklich vorschreibt? Selbst die gemäßigtesten ungrischen Staatsrechtslehrer (von den frechen Thorheiten des Jahres 1790 weit entfernt) dürften seltsame Mienen machen, zu der absprechenden Allgemeinheit dieses Satzes?

§. 255. Der Jugurtha, Bethlen Gabor, treulos und kühnfest und geschmeidig, verdient und erhält nächstens ein ausführliches, ein richtigeres Ebenbild aus seinen eigenen Papieren und aus den Depeschen geistesverwandter venetianischer Diplo-

maten. Er traf es oft, mit Allen zu halten, und stets Alle zu betrügen. — Die Idee hat ihn nie beherrscht, ein großer, überall durchlaufender Plan, waltet nicht durch sein Leben. Aber der Erfolg des Augenblicks steigerte ihn allemal in geometrischem Verhältniß, und es war bey mancher Roheit der Sitte ein Verein großer Kräfte in ihm.

Wir konnen unsere, mit des Verfassers eigenen Worten, aus der Natur der Sache gezogenen Bemerkungen nicht anders als mit einem trüben Gefühle beschließen. — Ist was uns hier geboten ward, wirklich nur ein Kompendium aus Kompendien, flüchtig zusammengebrannt, und mit den Mode- und Schlagwörtern des Tages ausgestattet, erhalten wir für jede, längst nicht mehr neue Wahrheit, so ziemlich auch einen Irrthum, oder ein Schock halb wahrer Sätze und schiefer Folgerungen, so ist die Ausbeute, an und für sich, wahrlich nicht groß. — Sind aber obendrein die täglichen Klagen nicht übertrieben; daß das Ey klüger als die Henne seyn, daß die Söhne, heißen Kopfes und kalten Herzens, ihre Väter meistern wollen, so können wir uns über Bücher von dieser Richtung noch weniger erfreuen! — Liegen in einem jugendlich aufstrebenden Wesen die mindesten Keime anmaßenden Absprechens über die höchsten Aufgaben in Staat und Kirche, Frieden und Krieg, ohne berechtigende Leistungen, ohne andere Unterlage, als jene des allen Füßen gerechten Marktschuhes hochtrabender Sprichwörter und fader Gemeinplätze, — schlummert in der leicht bewegten Brust die Anlage leichtsinnigen Abfindens mit der Pflicht gründlichen Durchdringens, eitler und darum bald in Stillstand und Rückschritt versinkender Selbstgenügsamkeit, so könnten wir, nach den gelieferten Proben, dieß Werk, weder seinem Ausdruck, noch seinem Geiste nach, nicht als Muster des Styls und Geschmacks, nicht als Leitfaden in dem heiligen Studium der Vaterlandsgeschichte für die Jugend empfehlen. — Diese Geschichte wohnt nicht im Treibhause, sie dauert im Freyen aus. Sie entwickelt die Gegenwart aus der Vorzeit. Sie rankt die Liebe zu dem, in der Heimat glücklich Bestehenden, weder um das Einmaleins, noch an dunkler Behaglichkeit, noch an der überall und nirgend hausenden, und in der Stunde der Noth stets unsichtbaren Weltbürgerlichkeit hinauf. Sie stützt selbe vielmehr auf gründliche Kenntniß und auf eine, in Licht und Wärme erglühende Anschauung der wirklichen Vorwelt. — Uns beruhigt inzwischen über diesen Seitenblick auf das Fiebern der Zeit die herzerwärmende Wahrnehmung, wie wenig das hier und da gewaltsame Vordrängen der Eisblöcke vom Nordpol des Verstandesfanatismus

unserer österreichischen Jugend und ihrem (wills Gott immer mehr und mehr) nationalen Leben gefährlich geworden, und wie es dem geliebten Vaterlande vergönnt sey, auch den Krisen dieser Geistesseuche, mit dem ruhigen Gleichmuth väterlich sorglicher Beobachtung und mit erlaubtem Stolze zu folgen:

Non quia, vexari quemquam, est jucunda voluptas:
Sed, quibus ipse malis careas, quia cernere suave est!

Art. III. Philolaos des Pythagoreers Lehren nebst den Bruchstücken seines Werkes, von August Boeckh. Berlin, in der Vossischen Buchhandlung. 1819. gr. 8. 200 S.

Was gewiß jeder Freund der hellenischen Philosophie schon längst gewünscht, daß ein Alterthumskundiger die Lehren des Philolaos, dieses denkwürdigen Pythagoreers, besonders beleuchten, und die zerstreuten Bruchstücke seiner Schrift zusammenstellen möchte, dieses verdanken wir jetzt der Bemühung des gelehrten und scharfsinnigen Hrn. Boeckh, der sich schon früher um einzelne Theile der pythagoreischen Philosophie verdient gemacht hat, besonders durch die Schrift: de Platonico Systemate coelestium globorum et de vera indole astronomiae Philolaicae. Heidelberg 1810. 4.

Wir wollen die Resultate dieser gelehrten Forschungen zusammenfassen. Philolaos, ein Zeitgenosse des Sokrates (s. Plat. Phädon, S. 61, D), blühte ungefähr zwischen der siebenzigsten und fünf und neunzigsten Olympiade, und war unstreitig aus Tarent gebürtig. Nach der Auflösung des pythagoreischen Bundes flüchtete er sich mit mehreren nach Theben, wo ihn, nach Platons Aussage, Simmias und Kebes hörten. Scharfsinnig vermuthet der Verfasser, daß ein Familienband (die Verwandtschaft mit den korinthischen Bakchiaden) die Pythagoreer bewogen habe, dorthin zu wandern. Nachdem der pythagoreische Bund aufgelöst war, konnte Philolaos kein Bedenken mehr tragen, in Theben zu lehren und zu schreiben; auch scheint er der erste Pythagoreer gewesen zu seyn, der ein Werk herausgab, welches Platon nach seiner Weise (nicht als Ausschreiber) benutzte (daher das von den neidischen Peripatetikern erdichtete und verbreitete Gerücht, daß Dion für den Platon des Philolaos Werk oder Bücher gekauft, und dieser seinen Timäos aus ihnen zusammengesetzt habe. Das frühzeitige Vorhandenseyn eines philolaischen Werks ist nach den Zeugnissen des Alterthums unläugbar; und dieses Werk scheint aus drey Abtheilungen oder Büchern bestanden zu haben, von denen das erste,

nach des Verfassers Vermuthung, die Darstellung des Kosmos (nach der Randbemerkung beym Stobäos: ἐκ τοῦ Φιλολάου περὶ κόσμου) enthielt; das zweyte von der Natur, und das dritte von der Seele handelte. Diese drey Bücher hatten unstreitig den Namen Bakchen, als Erzeugniß heiliger Betrachtung, geheimnißvoller Begeisterung voll tiefen und göttlichen Sinnes. Was wir von ihnen besitzen, ist größtentheils so merkwürdig, und enthalt so eigenthümliche Gedanken, daß man durchaus nicht geneigt seyn kann, sie einem Betrüger zuzuschreiben, und zugleich steht es in vollkommner Uebereinstimmung mit dem, was nach Platon, Aristoteles und der allgemeinen Ueberlieferung des Alterthums als wahrhaft pythagoreisch angesehen werden muß, so daß, einige Stücke des Archytas ausgenommen, diese Bruchstücke und Auszüge für die sichersten Ueberreste auf der pythagoreischen Schule zu halten sind: worin wir dem Verfasser vollkommen beystimmen. Treffend wird darauf das Eigenthümliche der jonischen und dorischen Philosophie bey den Hellenen charakterisirt. Die griechische Philosophie hat sich, nach unsrer Ansicht, in diesen drey Formen ausgebildet, in der jonischen, dorischen (italischen oder pythagoreischen) und attischen Schule, die sich zu einander verhalten, wie Materie, Form und Wesen, oder Anschauung, Begrift und Idee: Reflexion, Contemplation und Spekulation. Bey den Joniern war auch die Philosophie an das Endliche, in der Natur und Sinnenwelt vorliegende, gebunden, und nichts anderes, als Reflexion über das erscheinende, wandelbare Daseyn der Dinge, dem sie einen materiellen Urgrund unterlegten; die pythagoreische Philosophie bestrebte sich, die unwandelbaren Gesetze des Lebens zu ergründen, und sprach sie, mit Strenge und Bestimmtheit, mathematisch aus; die attische endlich stieg zur Idee auf, in welcher sich Materie und Form, gegenseitig sich verklärend, durchdringen.

Für den wirklichen Anfang des Werkes hält der Verfasser das Bruchstück beym Stobäos (Eclog. Physic. Th. I. S. 454, Heer.): »Nothwendig ist alles Seyende entweder begränzend oder unbegränzt, oder begränzend und unbegränzt.« Was ist nun, fragt der Verfasser, das Begränzende und das Unbegränzte? Nicht das Ungerade und das Gerade, sondern, wie nach Aristoteles das Eins gerade und ungerade ist, also beyde Gegensätze enthält, so setzte auch Philolaos über beyden Gegensätzen eine höhere Einheit, in welcher beyde wurzeln, so wie Platon im Philebos über der Gränze und dem Unbegränzten als Ursache die Gottheit setzt. Die höchste Einheit ist schlechthin Eins; die Einheit kann aber auch als unendlich theilbar gedacht werden. Durch den Gegensatz zwischen dem Einen und Vielen oder Unend-

lichen, der in der Einheit selbst gesetzt wird, geht demnach aus der höchsten Einheit, die ohne Gegensatz ist, das doppelte Wesen des Einen und Vielen, der Gränze und des Unbegränzten, hervor. Die Gränze ist das Eins oder Dasselbige, das Unbegränzte das Viele oder Verschiedene, von denen das Erstere der höchsten Einheit verwandter ist. Diese Gegensätze sind die Urgründe des Gewordenen, über welchem die höchste Einheit als nicht geworden schwebt.

Diese Darstellung dürfte manchem unverständlich erscheinen. Wir tragen daher unsere Ansicht vor; vielleicht daß sie den dunklen Gegenstand mehr aufklärt. In dem Ausdrucke *περαίνοντα* (Begränzendes) liegt, was der Verfasser läugnet, zugleich der Begriff des Begränzten oder Bestimmten; denn nur das Bestimmte oder Begränzte kann nach der ihm inwohnenden Bestimmtheit ein anderes bestimmen (nur ein bestimmtes Maß z. B. mißt das andere nach seinem Umfange, also seiner bestimmten Quantität). Daher auch Platon im Philebos die beyden Principien so bezeichnet, daß er, das Unbegränzte *τὸ ἄπειρον* und das Begränzte *τὸ πὲρας* oder *τό πέρας ἔχον* (das eine Gränze, ein bestimmtes Maß habende, folglich Begränzte) nennt, z. B. S. 24 A: *τὸ μὲν ἄπειρον, τὸ δὲ πέρας ἔχον*, S. 26 E: *τῶν δὲ ὧραί τε καὶ ὅσα καλὰ πάντα ἡμῖν γέγονε, τῶν τε ἀπείρων καὶ τῶν πέρας ἐχόντων ξυμμιχθέντων.* S. 27 E: *ἡδονή καὶ λύπη πέρας ἔχετον* u. a. Das *ἄπειρον* und die *περαίνοντα* (activ: das Begränzende, und passiv: das Begränzte, *τὸ πέρας* oder *πέρας ἔχον*) entsprechen demnach den gewöhnlichen Ausdrücken: Unendliches und Endliches. Diese beyden Elemente sind aber an sich oder in der Idee Eins (die pythagoreische Monas, das Unbedingte); denn das Seyn und Leben an sich ist das sich selbst Bestimmende und Bildende, folglich Bestimmbares (Unbestimmtes, Unbegränztes oder Unendliches) und Bestimmendes oder Begränzendes (darum in sich selbst ursprünglich schon Bestimmtes, und durch sein Wesen Begränztes) zugleich; daher sich beyde auch im wirklichen Leben (der Offenbarung des idealen) durchdringen und harmonisch darstellen. Die ideale Einheit (Monas) stellt sich daher in der wirklichen Einheit (*τὸ ἕν*) als die Harmonie des Unendlichen und Endlichen dar; jene ist die ewige, schlechthin einfache Wesenheit des Seyns und Lebens, diese das in seiner Fülle aufgeschlossene, aber von der Wesenheit alles Seyns oder der Seele alles Lebens (der idealen Einheit) durchdrungene, durch sie bestimmte und geregelte Seyn. So unterschieden wirklich auch die Pythagoreer die Monade, als die intelligible oder ideale Einheit (die Einheit an sich), von dem Eins (*τὸ ἕν*), als der konkreten, wirklichen Einheit, die als wirkliche nur Einigung eines Mannigfal-

tigen und Verschiedenartigen, folglich Harmonie seyn kann. Vergl. Stob. I. S. 20. Anonym. de vit. Pythag. S. 44. Holst. Theon. d. Smyrn. K. 3, S. 25, wo es unter andern heißt: *καὶ μονὰς τοίνυν ἐστὶν ἡ τοῦ ἑνὸς ἰδέα, ἡ νοητή, ὅ ἐστιν ἄτομος, ἓν δὲ τὸ ἐν αἰσθητοῖς καθ' ἑαυτὸ λέγομεν οἷον εἷς ἵππος εἷς ἄνθρωπος.* Dieses ist die Monas als *ἀριθμὸς ᾧ ἀριθμοῦμεν* 6. Aristotel. Physik. IV, 11, oder als *ἀριθμὸς μαθηματικός*, auch *μοναδικός*, s. Metaphys. V, 6. XIII, 8, u. a. Die wirkliche Einheit (*τὸ ἕν*) ist nur als Einigung des Mannigfaltigen, Unbestimmten unbestimmt und bestimmt, oder unendlich und endlich zugleich (denn alles Wirkliche ist Ausdruck der erfüllten Möglichkeit, also Bestimmtheit des Unbestimmten); folglich trägt sie beyde Elemente in sich. Diese treten dann aus der Einheit wieder als besondere Principien hervor, jedoch so, daß das eine immer mit dem andern verbunden ist (weil das eine nur in und mit dem andern gesetzt seyn kann, das eine also immer das andere voraussetzt: das Unendliche das Endliche, wenn es als Wirklichkeit in die Erscheinung treten soll, und das Endliche umgekehrt das Unendliche, wenn es überhaupt seyn soll, indem es nur Darstellung und Erscheinung des Unendlichen ist). Das Unendliche ist folglich in der Erscheinung immer mit dem Endlichen verknüpft, und wir heben das eine vor dem andern nur hervor, dadurch daß wir es als vorherrschendes Princip bezeichnen. Das Unbegränzte ist also in sich selbst wieder ein Begränztes (jede unbestimmte Vielheit, wie Thierreich, Pflanzenreich u. s. f., ist in Beziehung auf ein Höheres, die Natur z. B., wieder bestimmte Art einer höheren Gattung; und eben so ist das bestimmte einzelne Wesen, die Pflanze, das Thier u. dgl., in sich selbst wieder ein Vielfaches, als Inbegriff unendlicher Gebilde, Theile u. s. f. Dieses bezeichneten die Pythagoreer symbolisch durch die Zahlen. Die Einheit an sich (Monas) ist das ideale Princip des Lebens, nicht das Leben (das Wirkliche, Bestimmte) selbst, daher keine eigentliche Zahl, sondern das alle Zahlen Setzende und aus sich Entwickelnde; sie ist also das eine geschlechtlose, d. h., weder blos unendlich, noch blos endlich, sondern beydes in ungetheilter Wesenheit, oder das sich selbst Setzende und Bestimmende (also bestimmend und bestimmbar, folglich unbestimmt, zugleich), das aber in der Erscheinung oder wirklichen Darstellung entweder das bestimmende oder das unbestimmte Princip hervotreten und vorherrschen läßt. Das Leben kann sich nur bestimmen, in sofern es bestimmbar, also unbestimmt oder unendlicher Bestimmungen fähig ist; folglich ist das Unbestimmte das negative Element, das Bestimmende dagegen das positive. Die Monas läßt daher zwey Principien aus sich herausgehen; in dem einen stellt sie sich selbst als positives Princip

dar, und in dem anderen als negatives; jenes ist sie selbst, nämlich die Eins als Zahl, das negative aber ist die Zwey, die sich beyde zu einander verhalten, wie Form (das bestimmende, thätige, also positive Princip alles Seyns, wie auch Aristoteles annahm) und Materie oder Stoff, als reine Bestimmbarkeit oder Unendlichkeit gedacht. Das Wirkliche entsteht nun erst aus der Verknüpfung von Form und Materie (indem sich das Unendliche als Endliches, das Unbestimmte als Bestimmtes darstellt); also bildet auch die Verbindung von Eins und Zwey die erste eigentliche oder bestimmte Zahl, die Drey. Die beyden Principien, das Bestimmende, die Quelle aller Bestimmtheit, und das Unbestimmte oder Unbegränzte laufen nur durch das ganze Zahlensystem hindurch, eben so wie im wirklichen Leben das Unbestimmte, noch im Werden Begriffene oder sich erst Bildende und das Bestimmte, wirklich Seyende und Gebildete ewig wechseln, und mit einander so unzertrennlich gesetzt sind, daß nur durch die Reflexion das eine vom andern als gesondert und entgegengesetzt aufgefaßt wird. Daher zwey Reihen von Zahlen, eine der geraden und eine der ungeraden Zahlen. Das Gerade ist das in noch unentschiedenem Gleichgewicht (1—1 oder 2—2), oder auch im schwebenden Gegensatze stehende (daher die Dyas bey den Pythagoreern das Symbol des Gegensatzes, des Streites, des Bösen, Finstern u. s. f. war); es ist also das Unbestimmte, das erst durch das Hinzutreten des Bestimmenden in sich geregelt, geordnet und bestimmt wird. Das Ungerade dagegen ist das durch die bestimmte Form Gebildete, und in die Wirklichkeit als Besonderheit Uebergetretene. Demnach sind die geraden Zahlen der Ausdruck des Unbegränzten (des Möglichen oder des Werdens), die ungeraden dagegen der Ausdruck des Begränzten (des Wirklichen oder des Seyns).

Die Dinge, aus dem Begränzenden und Unbegränzten bestehend, nehmen eine Harmonie auf, welche die Einheit des Vielgemischten, und die Zusammenstimmung des Entzweiten ist. Die Harmonie ist die Form, unter welcher allein der Kosmos entstehen konnte; folglich ist alles durch die Harmonie. Nur durch den Kosmos, in welchem das Begränzende und das Unbegränzte erscheinen, ist eine Erkenntniß der Urgründe und der Natur selbst möglich, weil sie im Kosmos als Gewordenes erkennbar sind. Die Harmonie nennt Philolaos die Octave, nach der harmonischen Weltansicht der Pythagoreer, die der Verfasser nach dem hellenischen Tonsysteme erläutert. An die Entwickelung der Harmonie reihte sich wahrscheinlich die Darlegung der großen kosmischen Verhältnisse an. Hier betrachtet der Verfasser zunächst das Bruchstück b. Stob. I. S. 370, das von der Einheit der Welt, dem

Anfange ihrer Bildung und dem Oben und Unten handelt. Philolaos scheint nach diesem Bruchstücke die eine himmlische Halbkugel die obere, die andere die untere genannt zu haben, doch so, daß er annahm, in Beziehung auf den Mittelpunkt verhielten sich beyde völlig gleich. Nach dem besser erhaltenen Auszuge (Stob. I. S. 488) ist in der Mitte des Alls das sogenannte Centralfeuer, der Herd des Alls, das Haus des Zeus, die Mutter der Götter, oder auch das Alter, die Zusammenhaltung und das Maß der Natur. In diesem Mittelpunkte, dem Sitze des Göttlichen, ist die Wirksamkeit des einen der höchsten Einheit verwandteren Urgrundes, die Gränze überwiegend; daher jener selbst auch das Eine (τὸ ἓν) genannt wird; im Gegensatze des Centralen, im Peripherischen oder Obersten muß daher der entgegengesetzte Urgrund, das Unbegränzte herrschen. Dieses Aeußerste, Einschließende ist der Olymp. Zwischen dem Centralfeuer und dem Olymp bewegen sich zehn göttliche Körper, oder vielmehr Kreise: der Himmel (ἀπλανής), die fünf Planeten, unter diesen die Sonne, unter ihr der Mond, nächst diesem die Erde, und jenseits dieser die Gegenerde (ἀντίχθων). Das Gebiet des Veränderlichen (Οὐρανός) war dem Philolaos unstreitig nichts anderes, als die Erde mit ihrer Atmosphäre. Bey dieser Gelegenheit setzt der Verfasser gegen seinen Freund Schleiermacher seine frühere Behauptung (Heidelb. Jahrb. Heft I. S. 112 ff.), die auch unsere Ansicht ist, auseinander, daß nämlich der platonische Phädros Spuren des philolaischen Systems enthalte. Die Hestia ist das pythagoreische Haus des Zeus, und der außerhimmlische Ort der Olymp des Philolaos (s. uns. Bemerk. z. Uebers. d. Phädros, S. 219 ff.). Außerhalb der Welt setzen die Pythagoreer einen unbegränzten Hauch, aus welchem ein Leeres in den Kosmos eingeht, so als wenn dieser einathme; dieses Leere trennt die Natur der Zahlen, d. h., das Unbegränzte außerhalb des Kosmos ist die Quelle des Verschiedenen und Vielfachen, das in den Formen des Raums und der Zeit erscheint; der Raum (das Leere) gibt das gesonderte Nebeneinander, die Zeit das gesonderte Nacheinander Raum und Zeit sind also aus dem Unbegränzten eingezogen, als die Formen des Verschiedenseyns; und dieses räumliche und zeitliche Auseinanderseyn kömmt den Dingen durch den wallenden Athemzug des Weltalls, den Pulsschlag der Natur zu. Die Lehre des Philolaos von der Bewegung der Gestirne im Kosmos stellt der Verfasser kürzer dar, weil er diesen Gegenstand schon in der Abhandlung de Platonico Systemate coelestium globorum et de vera indole astronomiae Philolaicae erörtert hat. Die Gegenerde steht zwischen der Erde und dem Centralfeuer, und ist ganz das, was die entgegenge-

setzte Halbkugel nach unsrer Vorstellung ist, nur daß die Gegenerde des Philolaos abgetrennt ist von seiner Erde. Die Erde bewegt sich von Abend gegen Morgen in einem schiefen Kreise um das Centralfeuer herum, und die Kreisbewegung der Erde um den Weltherd ist die tägliche, durch welche die Abwechselung von Tag und Nacht entsteht. Die Erde und der Mond erhalten ihr Licht von der Sonne, d. i., von der glasartigen Scheibe oder Spiegelscheibe, welche von der Hestia (dem Centralfeuer, auch Sonne genannt) das Licht und die Wärme auffängt.

Das zweyte Buch (περὶ φύσεως) handelte nach der Vermuthung des Verfassers, von der Natur der einzelnen Zahlen, welche das Wesen der natürlichen Dinge sind; vorzüglich von der Zehnzahl, die, als die vollkommne Zahl, alle Einheiten in sich faßt und beschließt. Philolaos scheint mehrere Einheiten angenommen zu haben. Der eine Urgrund nämlich, die Gränze, ist die Einheit; und diese gibt den gewordenen Dingen durch ihre Mittheilung die Einheit. Als Urgrund ist sie ferner der Gegensatz des Verschiedenen oder Unbegränzten. Beyde hat die Einheit gesetzt, welche der Anfang aller Dinge ist, und in der das Eine und das Verschiedene ungetrennt und ohne Gegensatz sind, so daß erstlich eine höchste, absolute Einheit gesetzt wird, und dann der Gegensatz in dieser Einheit. Diese höhere Einheit ist das, was Platon im Philebos die Ursache (αἰτία) nennt, oder die Gottheit. — Auch beym Philolaos finden wir eine Götterlehre, indem er dem höchsten und einzigen Gott andere Götter, als einzelne Richtungen der göttlichen Kraft in der Natur, unterordnete, und zwar einige durch den Winkel des Dreyecks, andere durch den des Vierecks symbolisch bezeichnete. Die Eins ist ferner der Punkt, Zwey die erste Linie, Drey die erste Zahl, die einen Anfang, eine Mitte und ein Ende hat, oder der Körper (wegen der drey Dimensionen). Nach der Vierzahl nimmt Philolaos vier Hauptsätze der Erkenntniß und Lebenskräfte an, das Haupt oder Gehirn als Sitz der Vernunft, das Herz als Sitz der Seele oder des thierischen Lebens und der Empfindung, den Nabel als Princip der Anwurzelung und Aufkeimung, und die Geschlechtstheile als Organe der Zeugung; das erste ist des Menschen, das zweyte des Thiers, das dritte der Pflanze, und das vierte des gemeinsamen Lebens Wurzel. Was von der Fünfzahl ausgesagt wird, sie beherrsche die äußere Form, scheint mit der Lehre von den fünf regelmäßigen Körpern im Zusammenhange zu stehen. Die fünf Körper sind der Kubus, das Tetraedron, das Oktaedron, das Ikosaedron und das Dodekaedron; und dieses sind die Formen der Elemente, der Erde, des Feuers, der Luft, des Wassers und des fünften, das gewöhnlich Aether ge-

nannt wird. — Endlich betrachtet der Verfasser die Bruchstücke, die ihm aus dem dritten Buche entlehnt zu seyn scheinen. Durch die Seele, das Kräftigste und Mächtigste, besteht die Unvergänglichkeit der Welt. Der Kosmos hat nach pythagoreischer Ansicht keinen Anfang in der Zeit; sein Werden aber hat einen Anfang im Gegensatz gegen das ungewordene Daseyn der Urgründe; daher der Ausspruch, die Welt sey geboren nicht nach der Zeit, sondern nach dem Begriffe. Die Seele hat die Einheit in der Hestia, die Vielheit oder das Unbegränzte im Olymp durchdrungen, und in der Mitte beyder den aus beyden gewordenen Kosmos. Der Theil des Kosmos, in welchem die Seele vorzugsweise erscheint, ist der unveränderliche, derjenige, worin das Werden und die Veränderung herrschen, der veränderliche; daher man den Kosmos eine ewige Thätigkeit Gottes und der Erzeugung nennen kann, so daß die veränderliche Natur dem Göttlichen oder Astralischen folgt. Die Seele pflanzt sich nach Maß und unsterblicher Harmonie dem Körper ein, und nach der Lösung von demselben führt sie ein körperloses Leben in der Welt. Die Seele befindet sich im Körper wie in einer Gefangenschaft, aus der sie sich nicht selbst befreyen darf; denn der Mensch ist gleichsam ein Besitzthum Gottes. Das Sittliche scheint besonders beym Philolaos dem Physischen noch untergeordnet gewesen zu seyn, daher sich nur wenige in die Sittenlehre einschlagende Stellen zusammenbringen lassen. Besonders gehört hieher die Stelle im Gorgias des Platon, S. 493, A. ff., in welcher der Verfasser mit Recht Anklänge der philolaischen Lehre und Ausdrucksweise zu vernehmen glaubt. Zur Erkenntniß bedarf der Mensch der Sinne, wegen welcher er den Körper liebt; aber die Seele derer, die blos unter der Herrschaft der sinnlichen Begierden stehen, kann wegen ihrer Unsicherheit und Vergeßlichkeit nichts fassen, sondern gleicht einem durchlöcherten Siebe (vergl. Gorg. d. Pl. angef. St.). Verschieden von der sinnlichen Empfindung und von der Seele, als dem Grunde des blos thierischen Lebens, ist die Vernunft; das System der Sinnlichkeit und Empfindung und des thierischen Lebens liegt im Herzen, das der Vernunft aber im Haupte. Das Gebiet der Seele und der Vernunft ist das Astralische; und auf die in diesem Theile des Kosmos ausgeprägten harmonischen Verhältnisse bezieht sich die Weisheit, deren Organ folglich der mathematische Verstand ist.

Am Schlusse stellt der Verfasser noch einige Betrachtungen über die mathematische Symbolik der Pythagoreer an. Wir hätten gewünscht, daß der Verfasser besonders hier nicht bey den Nachrichten der Griechen stehen geblieben, sondern auf die Quelle, aus welcher der Pythagoreismus unläugbar geflossen ist, zurück-

gegangen wäre, vorzüglich, was die mathematische Philosophie betrifft, auf die Zahlenphilosophie der Chinesen, so wie sie in dem alten Y— king, dem Buche von der Einheit vorgetragen ist. So viel also auch der Verfasser für die Erklärung und Berichtigung der von den späteren Griechen aufbehaltenen Bruchstücke des Philolaos geleistet hat, was jeder Freund des Alterthums dankbar erkennen muß, so finden wir doch noch eine wesentliche Lücke in seiner Arbeit, die erst ein zur Quelle aufsteigender, und mit dem Orientalismus vertrauter Gelehrter auszufüllen im Stande seyn wird. Im Pythagoreismus ist nämlich ein tiefer und inniger Zusammenhang mit früheren und in einem gewissen Zeitraume allgemein verbreiteten Philosophemen unverkennbar; daher uns nur der Orient den Schlüssel geben wird zum Verständnisse der Lehre des Pythagoras und seiner Schüler und Anhänger; das Abgeleitete kann ja nur im Ursprünglichen, das Besondere nur im Allgemeinen seine Begründung haben, und auch für die Erkenntniß nur aus diesem seine Bedeutung und Wahrheit schöpfen.

Wir verbinden mit dieser Beurtheilung die Anzeige einer kleinern Schrift verwandten Inhalts:

Tentamen de Archytae Tarentini vita atque operibus a Josepho *Navarro*, Academiae Regiae Neapolitanae socio, pro summis in philosophia honoribus rite capessendis conscriptum. Pars prior. *Hafniae*, MDCCCXIX. Typis excudebat Andreas *Seidelin*, aulae regiae et universitatis typographus. 4. S. 66.

Der erste Theil dieser Abhandlung über des berühmten Pythagoreers, Archytas, Leben und Werke beschränkt sich auf die Geschichte seines Lebens und seiner Schriften; der zweyte soll, wie die Vorrede ankündigt, die Bruchstücke seiner Werke erläutern, und der dritte seine philosophischen Lehren und Ansichten würdigen. Der Verfasser widerlegt zuerst die Meinung des Franc. Patricius, daß es einen älteren Archytas, einen Schüler des Pythagoras, und einen jüngern, einen Zeitgenossen des Platon, gegeben habe, und stellt die Vermuthung auf, daß Archytas in der sechs und neunzigsten Olympiade, also gegen hundert Jahre nach Pythagoras (vierhundert Jahre v. Chr.) geblüht habe. Im zweyten Kapitel werden des Archytas Vorzüge und ausgezeichnete Eigenschaften aufgeführt, seine häuslichen Tugenden, seine Bescheidenheit, Mäßigung, ferner seine Beredtsamkeit und seine Verdienste um das Vaterland als Feldherr und Staatsmann: alles nach den unzuverläßigen Angaben und Anekdoten der spätern unkritischen Sammler. Darauf betrachtet er den Archytas als Philosophen, und erzählt uns von seinen Reisen, seiner Bekanntschaft mit dem Dionysios und Platon,

der des Archytas Schriften nach dessen Tode vorzüglich benutzt haben soll, u. s. f. S. 41 führt er nach dem Fabricius die Schrift des Johann Andreas Schmid über den Archytas an, die er aber nicht gesehen zu haben bekennt. Da diese Abhandlung gewöhnlich falsch citirt wird, so wollen wir den Titel vollständig angeben: Archytam Tarentinum dissertatione historico-mathematica, praeside M. J. Andrea *Schmidt*, eruditorum disquisitioni subiiciet autor et respondens Joannes Georgius *Mertz*, Augustanus, a. d. 1. Augusti anno MDCLXXXIII. *Jenae*. 4. Hätte der Verfasser diese fleißig gearbeitete Abhandlung benutzen können, und zugleich die neueren kritischen Hülfsmittel mehr zu Rathe gezogen, so würde uns seine Schrift vielleicht genügendere Resultate dargeboten haben. A.

Art. IV. Handbuch der National-Wirthschaftslehre von Heinrich Storch, kaiserl. russischem Staatsrathe ꝛc., aus dem Französischen mit Zusätzen von Dr. Karl Heinrich Rau, ordentlichen Lehrer der Kameralwissenschaft und zweytem Universitäts-Bibliothekar in Erlangen. Drey Bände. Hamburg bey Perthes und Besser. 1820.

Das vorliegende Werk gewährt ein zweifaches Interesse, und zugleich dem Beurtheiler den Anlaß zur Verfolgung einer doppelten Richtung. Beydes liegt in der Geschichte seines Entstehens.

Der berühmte Verfasser, durch den weit umfassenden Kreis seiner allgemeinen statistischen und staatswirthschaftlichen Kenntnisse eben so sehr ausgezeichnet, wie durch seine vertraute detaillirte, und den übrigen Angehörigen seiner Wissenschaften zum Theil verborgenen Bekanntschaft mit der inneren Beschaffenheit des russischen Reichs, hatte den beyden Großfürsten Nikolaus und Michael staatswirthschaftliche Vorlesungen gehalten, aus manchen Gründen aber deren allgemeinere Bekanntmachung und Mittheilung für das europäische Publikum nützlich erachtet. Wäre sie dieß auch nicht aus andern Gründen, sie muß es schon deßhalb seyn, weil der Verfasser Gelegenheit hatte, die Wirkungen und das Entsprechen der staatswirthschaftlichen Lehren auf einem den meisten übrigen Beobachtern nicht nur verborgenen, sondern auch sich von den sonstigen Oertlichkeiten durch einen abweichenden Naturzustand unterscheidenden Gebiete zu beobachten. Er hat daher im Text und durch die Zusätze, welche mit Zugaben des Uebersetzers den dritten Band des Werks bilden, nicht selten dem Vortrage des Allgemeinen und Theoretischen Betrachtungen und Mittheilungen angefügt, welche sich auf Rußland beziehen, folglich

den Kreis erweitert, der die Beobachtungen liefert, aus welchen der Stoff zu den staatswirthschaftlichen Doktrinen zu beziehen ist. Zugleich hat er die Lehre von der geselligen Bildung (civilisation) als einen zweyten gleich wesentlichen Theil der Wissenschaft, die mit erweitertem Gebiete die ganze Wohlfahrt umfassen soll, indeß sie bisher nur auf den Reichthum der Völker beschränkt wurde, hinzugefügt, und nennt diese letztere eine vorzüglich von ihm herrührende Darstellung. Diese doppelte Erweiterung des Gebiets durch Ausdehnung der Betrachtung auf die gesellige Bildung und auf die nationalökonomischen Erscheinungen innerhalb der Gränzen des russischen Staats geben das zweyte, dem Werke neben seinem Hauptthema inwohnende Interesse ab, und fordern zur Dankbarkeit wegen seiner Bekanntmachung auf. Indessen werden die aus der russischen Eigenthümlichkeit mitgetheilten Angaben und Resultate weniger hineingezogen werden in die gegenwärtige Beurtheilung, weil sie als Stoff zur Erweiterung und Berichtigung der Wissenschaft überhaupt zu betrachten sind, den erst Schriftsteller wieder zu bearbeiten haben, bevor er ein Material für die Beurtheiler wird. Was dagegen die Lehre von der Civilisation betrifft, so kann diese hier nicht zum Wesentlichen erhoben, vielmehr nur benutzt werden, Anschauungen vorzubereiten darüber, wie die Lehre von der Nationalökonomie andere Natur schon dann anzunehmen beginnen muß, wenn sie mit der von der Civilisation, die sich offenbar aus einem moralischen Princip zu entwickeln hat, nur in Verbindung treten will, geschweige gar wenn versucht werden sollte, diese Seite als die ursprüngliche zu behandeln, und die ökonomische ihr nur als ihr Gegenbild gegenüber zu stellen. Solche Versuche sind in der Wirklichkeit bereits manche angestellt worden, und es findet sich vielleicht Gelegenheit, bey Berichten über sie dasjenige nachzuholen und mitzutheilen, was hier unvollständig geblieben und vorbehalten worden.

Ist hiermit im Kurzem das Interesse, welches die Schrift gewährt, und der Umkreis, in welchem die Beurtheilung sich halten soll, angegeben, so kann nun der doppelten Richtung Erwähnung geschehen, welche seiner kritischen Anzeige dadurch angewiesen zu seyn scheint, daß, der Entstehungsweise des Buchs nach, es Belehrung für zwey Zweige des russischen Kaiserstammes, und zugleich für europäische Staatsmänner und Staatswirthe enthalten sollte. Man könnte besorgen, diese beyden Zwecke möchten sich entgegen gearbeitet, und die Leser zu Gunsten oder auf Kosten jener erhabenen Veranlasser des Buches eingebüßt oder gewonnen haben. Allein dieß ist nicht der Fall, und daher möchte auch, wenn die gegenwärtige Anzeige überhaupt Ersprießlichkeit gewähren, wenn sie zu der vom Verfasser selbst anerkannten Vervollkommungsfä-

higkeit der Wissenschaft beytragen sollte, sich dieser Nutzen mit auf diejenigen ausdehnen, welchen wir den Gewinn dieser Schrift zu verdanken haben.

Ganz darf jenes Ziel des Werks nicht aus den Augen gelassen, ganz die damit zusammenhängende letztere Behauptung nicht unbewiesen bleiben. Darum soll auch diese Pflicht erst durch eine kurze nur einmal vorkommende Erörterung erfüllt werden, und dieß kann, indem sie in medias res versetzt, glücklicherweise auf eine Art geschehen, welche auch bey später folgenden Auseinandersetzungen den Leser in stets gegenwärtiger Vertrautheit mit dem Mittelpunkt des durch das ganze Werk schreitenden Gedankens erhalten wird.

Der Verfasser ist, mit allen jetzigen Lehrern der Staatswirthschaftsdoktrin, der aus Adam Smith's Ansichten hervorgegangenen Meinung von der Wohlthätigkeit eines raschen Gewerbebetriebes sehr zugethan. Daher behauptet er Th. I. p. 273, daß der Umlauf, je schneller er geschieht, d. h. in je kürzerer Zeit er dem Unternehmer die feilgebotene Waare abnimmt, und ihm den Erwerbstamm, das Kapital, in seiner ersten Gestalt zuführt, um so mehr hervorbringend sey; ferner, daß dieser Umlauf einer Produktion in warmen Ländern gleiche, wo ein Grundstück mehrere Ernten im Jahre gewährt, endlich daß der langsame Umlauf für den Verzehrer die Verbrauchsgegenstände vertheuern, theils durch Verminderung der Güter, theils durch Vermehrung der Zinsen des Erwerbstammes; und als wirksamste Abkürze- oder Beschleunigungsmittel des Umlaufs nennt er: 1) Absonderung einer ausschließlich dem Handel gewidmeten Klasse; 2) Leichtigkeit der Waarenversendung; 3) das Geld; 4) das Leihvertrauen, den Kredit.

Die höchste Vollkommenheit der Gegenwart dieser vier Mittel in einem Lande beschleunigt den Umlauf, und muß nach obigem die Waare wohlfeiler machen, zugleich aber den Reichthum des Landes so wie den der Unternehmer vermehren. Daß dieß nur von dem wahren Umlauf zu verstehen sey, entgeht dem Autor nicht; daher unterscheidet er diesen, circulation réelle, von dem falschen, der circulation postiche, der, das Maß überschreitend, zur Bereicherung des Volks nichts mehr beyträgt. Von letzterem führt er ein sehr merkwürdiges Beyspiel an. Während der jetzt überwundenen Handelssperre brauchten die Kaufleute in Petersburg ihre müßigen Kapitale, um Waaren an Ort und Stelle zu kaufen und wieder zu verkaufen. Ungeheure Vorräthe von Zucker, Kaffeh, Hanf, Eisen u. s. w. gingen rasch von einer Hand in die andere, eine Waare wechselte oft zwanzig Male den Eigenthümer, ohne nur aus dem Speicher gezogen zu werden. Er nennt diesen

Handel ein Glückspiel, das Einige durch den Ruin Anderer bereichert, ohne dem Gesammtvermögen zu nützen, und stellt ihn sehr richtig dem Handel mit den verschiedenen Geldsorten, oder der Agiotage, zur Seite. Dieß aber gibt Anlaß zu verschiedenen Betrachtungen.

Handelsgeschäfte, wie das beschriebene, fanden zu den Zeiten eines wahrhaft blühenden und soliden Handels nie Statt, aber sie müssen immer mehr Erzeugniß der jetzigen Natur des Handels werden, nachdem dieser selbst jene Natur als Folge von der Anwendung der Theorie vom raschen Gewerbsbetrieb angenommen hat. Darum ist die Eintheilung von circulation réelle und postiche keine im Wesen der Sache gegründete, sondern eine durch die jetzige Degeneration veranlaßte, und sie unterscheidet nicht einmal wirkliche Verschiedenheiten, sondern charakterisirt nur ein Symptom der Degeneration, welches zwar nur in einzelnen Organen hervortritt, aber dort lediglich deßhalb erscheint, weil der ganze Organismus schon latent davon ergriffen ist. In andern Staaten, wie gezeigt werden soll, sind ähnliche Symptome hervorgetreten, und sie fordern zu allgemeinen Betrachtungen auf. Das Beyspiel in Petersburg aber gibt derselben eine lokale Richtung. Bis zu einem Exzeß, wie der, den jenes Beyspiel enthält, ward in andern Ländern nur mit Geldsorten und Papier gehandelt; erst jüngst hat der Getreidehandel auf dem Kontinent einen etwas ähnlichen Charakter in viel schwächerem Grade angenommen, auch geschah es erst vor einigen Jahren. Geschäfte wie die Petersburger unterblieben selbst während der Handelssperre. Papierhandel ist an sich kein Handel, sondern Spekulation, ihm kann nicht die Aufmerksamkeit gewidmet werden, die der wirkliche Handel begehrt, weil dieser im geselligen Leben nothwendig ist. Jener Handel litt durch die Sperre, wo nicht mehr, doch vollkommen, was der russische, auch auf dem Kontinent, auch in England. Hier waren die Unternehmer vom Markte des Absatzes, dort vom Markte des Ankaufs getrennt, also an beyden Orten in Anlegung ihrer Kapitalien beschränkt, indem Staatsanleihen denselben nur an wenigen Punkten und in beschränktem Maße eine Gelegenheit darboten, angelegt zu werden. Dennoch trieben deren Inhaber nicht jenen geistigen Verkehr, wiewohl sie bedrängter seyn mußten wie die Petersburger Kaufleute, die in den ausgedehnten Landesgränzen ein so weites Gebiet für den Handel zu besitzen schienen. — Aber jenem alt-europäischen Handel, bevor er durch die auf schnellen Verkehr hinarbeitenden Maximen, und deren Einfluß auf die geselligen Zustände, welchen er sich anschließen mußte, eine der Erwartung zuschreitende Beschaffenheit angenommen, war eine lange Periode langsamer Entwicklung und sich einem solide-

ren Lebensverhältniß anschließender Ausbildung vorangegangen. Dieß hatte ihn selbst verhindert, seinem ihm nur zu sehr eigenthümlichen Hang nach schnellem Verkehr und Umsatz nachzugeben, und so in sich bereits zur postichen Erscheinung zu werden. In Rußland trat das Entgegengesetzte ein. Hier entwickelte er sich als ein Erzeugniß von so schnellem, und einem dem angebornen Triebe nach schnellem Umsatz und Verkehr so ungehindert folgenden Wachsthum, daß er der Krankheit einer daraus entspringenden Entartung früher ausgesetzt seyn mußte. Er trug eine mit letzterer drohende Natur, also die Natur eines übertriebenen Wachsthums, einer zu sehr beschleunigten Blüte, schon an sich, als ein unausgebildeter Naturzustand ihm der Zeit nach noch nicht fern war, in der Gegenwart noch gegenüber lag. Er besaß übrigens, indem die erwähnten Geschäfte in Petersburg gemacht wurden, alle vom Verfasser in Anspruch genommenen Erfordernisse eines schnellen Umlaufs, nämlich eine blos dem Handel gewidmete Klasse, denn er fand nur unter der Handelsklasse Statt: Leichtigkeit der Versendung, denn die Waaren verließen nicht einmal den Speicher; Geld, denn dieß war so in Ueberfluß, daß Verlegenheit war, wie man es anlegen sollte, und Leihvertrauen, denn Geld und Waarenüberfluß vereinigten sich in dem Grade, daß man nicht einmal die Gegenstände des Umsatzes in Besitz nahm. In der frühern Zeit des Handels, als z. B. Augsburg seinen Mittelpunkt bildete, die wohl die gesündere war, zeigen sich die Verhältnisse ganz umgekehrt; der Handelsstand trat in weit öftere und unmittelbarere Berührung mit dem Produzenten und Verarbeiter, die Waarenversendung war schwieriger, vornämlich als es nur Landhandel gab, des Geldes vor der Entdeckung der neuen Welten weit weniger, und theils deßwegen, theils weil Spedition jederzeit der baren Geldmittel benöthigter ist, endlich weil Produzenten und Verarbeiter an bare Bezahlung gewöhnt waren, auch das Leihvertrauen, der Kredit minder im Spiele. So war die Ausbildung des Handels langsamer und hielt Schritt mit einer andern, tiefer begründeten im geselligen Zustande. Sie folgte nicht ihrem einseitigen, sich von letzterer oft losreißenden Hange, und nöthigte nicht durch ihr unaufgehaltenes Fortschreiten nach einer, den andern Zuständen fremden und gefährlichen Willkür, diese Zustände ihre Fußstapfen gleichfalls zu suchen, und sich dadurch in eine Natur und Form hinein zu bilden, die man gleichfalls postiche nennen kann.

Bringt nun aller übereilter Wachsthum ein Produkt hervor, dessen Natur und Form sich dem nähert, was der Verfasser postiche nennt; übereilt sich nichts so leicht, wie ein ungehemmter und durch die Natur seiner Objekte regellos gelassener Handel,

und zwingt dieser endlich, wenn er der Vorläufer in den Regungen geworden, die das politische und gesellige Leben darstellen, letztere, sich ihm zu fügen und seine Beschaffenheit anzunehmen, so entstehen für denjenigen, welcher aus einer Nationalwirthschaftslehre, die auch in ihrer Erscheinung als Druckschrift die nächste Anwendung auf das russische Reich scheint finden zu wollen, diese Anwendung zu machen geneigt wäre, zwey erhebliche praktische Rücksichten. Er hat zu beachten, daß eher wie irgendwo, und minder gedrängt durch äußere Nöthigungen wie irgendwo, in der Hauptstadt des russischen Reichs der Umlauf im höchsten Grade das ward, was der Verfasser postiche nennt. Er hat ferner zu beachten, daß Erscheinungen im Handel nur zu oft Vorläufer der Erscheinungen in der gesammten Nationalökonomie, und weil diese mit dem ganzen nationalen Leben zusammenhängt, auch im gesammten nationalen Leben sind, und sich zu befragen, ob die Befolgung jener staatswirthschaftlichen Lehren nicht auch in andern Kreisen früher etwas reifen könnte, das ebenfalls postiche genannt werden dürfte?

In so fern nun das Buch Druckschrift wohl besonders für russische Staatsmänner geworden, war es Pflicht, jene Seite, wenn auch nur kurz in gegenwärtiger Anzeige zu berühren, und summarisch auf Folgendes aufmerksam zu machen. In der Regel sind Staaten und Reiche nicht dadurch in unerwünschte, oder in unbequeme Verhältnisse gerathen, weil das ursprüngliche Princip, aus dem ihre Bildung den Anfang genommen, ein intellektuell falsches, ein qualitativ geringeres, oder ein aus andern Gründen verwerfliches gewesen wäre, sondern weit öfter dadurch, weil das ursprüngliche Princip an Kraft, an Reinheit, an sich selbst entsprechender Ausbildung verloren hat. Sein ihm geschichtlich, nicht durch eine von der Geschichte ganz abgelöste intellektuelle Willkür, gegebenes Fundament, nimmt in der Ausbildung die Art eines Wesens an, das bald fremd, bald unbegründet, bald beydes zugleich ist, und beginnt dadurch, sich entweder in seiner Ganzheit einer Afterbildung zu nähern, oder neben seinem ursprünglichen Gebilde eine Afterbildung zu nähren. So wird es entweder selbst etwas, oder läßt neben sich und mit sich etwas erwachsen, das gleichfalls postiche genannt werden kann. Nicht blos der Handels-, Geld und Waarenumlauf, sondern auch der ihm gegenüber liegende Gesammtumlauf physischer und moralischer Kräfte und Erzeugnisse dürfte gleichmäßig anheben, einer doppelten Charakteristik fähig zu werden, als circulation réelle und circulation postiche. Nach demjenigen, was früher entwickelt worden, beruht die Möglichkeit jener Charakteristik auf dem wirklichen Daseyn der Symptome, und diese hängen mit dem Anbeginn einer

Degeneration zusammen. Nirgend kann diese so vorübergehend seyn, wie im Handel, nirgend unschädlicher als in einem auf einen Punkt nur koncentrirten Handel, dem ein so weites Gebiet gesunder Naturkraft gegenüber liegt, wie das große Rußland. Es leuchtet sonach ein, daß diese Entwicklung von Degeneration durchaus nicht in Zusammenhang stehe mit der Meinung, Rußland zeige Spuren davon, die besorglich wären, es ist nur von einer Klippe die Rede, welche das durch eigenthümliche Güter ganz besonderer Art gesegnete Schiff dieses Reichs auf der Fahrt seiner Bildung, die es angetreten, noch anzutreffen hat, und der vorbey zu segeln es bedacht seyn dürfte. Recensent muß es sich versagen, das, was er in Beziehung auf Rußland über diesen Gegenstand außer demjenigen gedacht, und sich klar gemacht hat, was schon dem Publikum von ihm mitgetheilt worden, hier auch nur zu berühren, und will sogleich dessen Ausgangspunkt auffassen.

Irrthümer sind verzeihlich, um so verzeihlicher, wenn sie eine gewisse Allgemeinheit der Verbreitung gewinnen. Soll man sie aber nicht wiederholen dürfen, wenn die Absicht blos dahin gerichtet ist, nicht blos sie zu entfernen, sondern mittelst der Durchblickung ihres Inhalts sie wahrhaft aufzuheben? Irrthümer walten ob, über die Tendenzen Rußlands. Man stellt sich Pläne, Unternehmungen und Absichten vor, deren Verfolgung hervorgehen soll aus Rußlands Natur und Territorialbeschaffenheit, und die man fürchtet. Nie aber kann Anlaß oder Nöthigung dazu entstehen, wenn Rußland sich dafür bewahrt, Maximen aufzunehmen und zu hegen, welche die Entstehung und Verbreitung eines Elements in diesem Reiche befördern, das mit dem Charakter des Unechten — um den zu often Gebrauch des Worts postiche zu vermeiden — sich neben dem Ursprünglichen, diesem Reiche Gehörigen, und ihm Heilsamen ausbildete. Ein solches Unechtes wird allen Reichen eben so gefährlich, wie deren Nachbarn, und ist es geschichtlich in mehreren europäischen Staaten geworden. Dieses also könnte allein jenem Lande, und zugleich direkt oder indirekt auch den Nachbarländern gefährlich werden; darum aber ist es nöthig, den Blick zu schärfen, damit er, wenn in den staatswissenschaftlichen Theorien, die nicht Rußland, sondern das übrige Europa gebildet, der Keim jenes Unechten und Verderblichen sich verbergen möchte, denselben entdecke, und verhindere, daß nicht aus zu großem Vertrauen in unsere Virtuosität und Einsichten, ein schädlicher Same auf den Grund und Boden jenes Staates ausgestreut werde, der zu trefflicheren Erzeugnissen die Fähigkeit besitzt. Es ist ein Unterschied, ob ein Körper sich verändert, ob er Krankheiten und Krisen ent-

gegen gehet, weil er den naturgemäßen Gang seiner Funktionen nach und nach verlassen, oder ob er aus einem andern eine schädliche Infektion aufgenommen hat. Enthalten unsere mit unserem wirklichen politischen Daseyn zusammenhängenden staatswissenschaftlichen Systeme eine schädliche Beymischung, so können wir sie sowohl, wie uns selbst eher und leichter wieder davon reinigen, wie dieß fremden gesunden Körpern möglich seyn würde, die sie von uns empfangen hätten. Darum war es aber doppelt nöthig, nach den beyden doppelten Seiten des vorliegenden Buchs, diejenige, welche sich nach Rußland hinrichtet, nicht ganz zu übergehen; das Auge hat bey ihr verweilt, und mag sich nun nach der andern Seite hinwenden, die gegen das übrige Europa gekehrt, und mit der Ausbeute seiner staatswissenschaftlichen Erfahrungen und Forschungen geschmückt ist.

Schon aus dem Bisherigen geht hervor, daß Recensent mit der Konstruktion dieser letztern Seite nicht ganz übereinstimmen kann. Aber dieß trifft nicht den Verfasser des Buches, welcher sie darbietet. Hat doch dieser mit ausnehmendem Geiste, mit vieler Gründlichkeit, mit vieler Vollständigkeit und in einem Schöneres vorbereitenden Sinne, indem er die innere gesellige Bildung, das moralische Element, nicht ausgeschlossen haben will, seyn Werk zu Stande gebracht. Es liegt also das Bemerkte nur in den Materialien, welche er vorfand, die er nicht vernichten wollte — denn sein Werk ist durchaus nicht polemisch — die er vielmehr in willkommener Vollständigkeit genutzt und angewendet hat.

Wenn nun aber gegen einen Cyklus zusammenhängender Ansichten sich eine abweichende Art der Betrachtung und Einsicht erzeugt und ausbildet, so sind zwey Wege vorhanden, beyde in Berührung zu stellen.

Die nicht zu unbedingter Annahme tauglich scheinende Ansicht kann in Begleitung der dagegen im Einzelnen und im Ganzen obwaltenden Bedenken entwickelt, dann aber derselben gegenüber diejenige vorgetragen werden, welche den Unvollkommenheiten der ersten abhilft, oder den Gegenstand überhaupt auf höheren Ursprung und höhere Begründung zurückführt. Dieß ist der eine Weg. Es läßt sich aber auch eben sowohl ein zweiter einschlagen und untersuchen, in wie fern jede Lehre oder Ansicht sich selbst entspricht oder widerspricht, ob sie sich nämlich, wie sehr oft der Fall ist, nicht schon aus sich selbst aufhebt, ohne daß es erst nöthig wird, an etwas Anderes gehalten, oder ihr Etwas gegenübergestellt zu werden, das dem Wesen der Sache vollkommener entsprechen soll.

Es ist unläugbar, daß die wahre Kritik eigentlich beydes erfordert. Denn gegen das Parallelisiren mit einer begründeteren

Ansicht kann der Verfechter einer nicht anerkannten stets einwenden, es wären nun aber nur zwey Ansichten oder zwey Systeme entstanden, und mit ihnen eine neue Frage, welches das richtige sey. Derselbe vermag sogar von dem seinen behaupten, es sey das begründetere, und nach dem bekannten Ausspruch von den Splittern im Auge des Nächsten, könnte jeder über sie die Balken im eigenen übersehen haben. Darum ist ein Unterschied zu machen in der Anzeige wissenschaftlicher Werke, ob durch jene der Umkreis der mittelst dieser gewonnenen Ausschlüsse, Wahrheiten und Bereicherungen nur erweitert, und ob einiges berichtigt, oder ob nicht die ganze Richtung in Zweifel gezogen, dem Verfasser wie der Welt aber eine gezeigt werden soll, die den Weg zur Wahrheit besser getroffen zu haben behauptet. Im letztern Fall muß erst die Unhaltbarkeit der bestrittenen Ansicht theils aus ihr selbst vollkommen klar gemacht, theils erwiesen werden, daß sie Wahrheiten widerspricht, über welche gar keine Frage, kein Zweifel, keine Untersuchung mehr Statt findet, weil der Abfasser des in Zweifel gezogenen Vortrags selbst, wenn er darüber interrogirt werden sollte, sich ganz eben so erklären würde, wie sein Beurtheiler. Und auch dieses genügt nicht immer, denn ein jedes geschlossene Werk, das die einem bestimmten Kreise von Erscheinungen zum Grunde liegende innere Wahrheit aus Gründen vortragen will, soll eine doppelte Wahrheit besitzen, deren Nothwendigkeit aus der dermaligen Trennung der Wissenschaften in mehrere, und aus einer Sonderung derselben hervorgehet, nach welcher sie in der gewöhnlichen Behandlung nicht mehr aus einem einzigen Entstehungsquell ihren Ursprung empfangend, und ihre Natur annehmend dargestellt werden. Es muß ein jedes solches Werk nicht nur mit sich selbst vollkommen übereinstimmen, sich aus sich selbst dergestalt halten und begründen, daß nirgend in ihm eine Lücke, wo es zusammenbrechen, oder ein feindseliger Punkt, der es zerstören könnte, angetroffen wird; sondern es muß auch nicht in Widerspruch stehen mit den Grundsätzen und Anwendungen, welche anderen Doktrinen angehören, die ebenfalls eine Wirkung ausüben sollen auf die Ueberzeugungen und Handlungen derselben Menschen, welche sich dem Einflusse jener erstern unterwerfen; denn sonst ist es um jene ewige Einheit geschehen, mit deren Verlust der Einzelne nicht mehr zu retten ist. Recensent kennt wissenschaftliche Werke von ausgezeichneter Beschaffenheit, die unerschütterlich feststehen, in denen kein Widerspruch, keine Lücke ist, die ein intellektuelles Universum bilden, worin sich alles vollkommen abrundet, alles gegenseitig trägt und ergänzt, und die das Gefühl eines durchaus befriedigenden Einklangs so lange erhalten, als man sich ganz in sie hineintaucht, und gegen

jeden andern Gedankenkreis abschließt. Diese können auch mit dem, was außer ihrem Bezirk liegen gelassen war, in ungestörter Harmonie stehen; aber es ist zugleich möglich, daß auch unter dem Ausgeschlossenen — also vielleicht im Gebiet einer andern Wissenschaft — etwas befindlich war, das mit ihrem Anfangspunkte nicht in Konsonanz aufgehen will, und wird dieß erst wahrgenommen, so vermag der, dem es sich dargeboten, nicht eher Ruhe zu finden, bis er auch hier das, was das Ebenmaß zu stören schien, ausgeglichen, und die ewige Einheit wieder erblickt hat, von der allein alles, was ist, Leben und Beschaffenheit empfangt. Der Kritiker kann bey solchen Werken einen schweren Stand haben, je nachdem er seine Aufgabe beschränkt oder erweitert. Er kann bey dem Werke allein und ausschließlich stehen bleiben, seinen Organismus mit dem Scharfblick der Beobachtungs- und Beurtheilungskraft nachkonstruiren und Rechenschaft geben, in wie weit derselbe sich in sich entspricht, oder Lücken und Widersprüche darbietet. Dieß war die bisherige Verfahrungsweise der meisten das Schriftthum beurtheilenden Blätter. Sie hing zusammen mit der Trennung und Selbstständigkeit der einzelnen Wissenschaften. Allein wir reichen nicht mehr aus damit. Wir verlangen ihren nicht nur gemeinschaftlichen, sondern auch höhern Ursprung wieder zu erblicken, und darum haben die Jahrbücher es sich zur Pflicht gemacht, und läugnen es nicht, gern daran wieder erkannt seyn zu wollen, daß sie, jene zweyte Erweiterung der Aufgabe suchend, auch, so weit es die Gegenstände mit sich bringen, und die Anforderungen der Zeit damit übereinstimmen, gern an dasjenige erinnern, was als die in allem Leben allgegenwärtige Kraft, Allgegenwart auch in der Wissenschaft behauptet, und jeder einzelnen nur erst durch ihr Daseyn in derselben diejenige Wahrhaftigkeit leiht, nach der sie zu streben hat.

Wenn daher bey Anzeige von Schriften, die das Wichtigste im Menschen berühren, das Verhältniß derselben zu den unabläugbaren Wahrheiten, bald mehr bald minder in Betrachtung gezogen worden, so fodert zu entsprechendem Verfahren ganz vorzüglich ein Buch auf, das, wie das vorliegende, dadurch die gesammte Wohlfahrt der Völker in das Auge gefaßt zu haben behauptet, daß es die Nationalökonomie nur für das eine Mittel, dieselbe zu befördern und zu erreichen, erklärt, aus demselben Grunde also auch das zweyte Erforderniß, die Civilisation im erhabenern Sinne, in Anspruch nimmt. Es begegnet sich dadurch mit andern Schriften, die in England, Frankreich und Deutschland zum Theil später als jene im Jahre 1816 abgehaltenen Vorlesungen, an das Licht getreten sind, die gleichfalls die Lehre von der Nationalwohlfahrt an die höhere Natur des Menschen, so wie der

Dinge überhaupt, knüpfen wollen, und zum Theil ihr Ziel schon fester und richtiger gesucht haben. Diese werden vielleicht einst Gelegenheit darbieten, das, was außer den Gränzen der jetzigen Schrift geblieben ist, theils nur aus der Anerkennung der Einflüsse einer höheren Natur der Dinge entstehen kann, näher und gründlicher zu beleuchten, wenn die gegenwärtige Beurtheilung das Entsprechen der vorgetragenen Lehre mit sich selbst vorzugsweise im Auge behalten, und nur von Zeit zu Zeit die Grundpfeiler erblicken lassen wird, welche ein in anderm Geiste konstruirtes Gebäude tragen.

Zuerst etwas über die wissenschaftliche Form des Buches, über die staatswirthschaftlichen Lehren, die ihm vorangegangen sind, und über die sich verallgemeinernde Richtung, einzelne staatswirthschaftliche Ansichten und Erscheinungen in Lehrbüchern mit dogmatischer Allgemeinheit zusammen zu stellen.

Diese letztere Richtung ist überwiegend geworden, erst seit Adam Smith mit seinem bekannten Werke aufgetreten war, und es frägt sich jetzt, ist die Sache dadurch gefördert worden? Recensent läugnet dieß zuerst aus dem allgemeinen Grunde, weil die Staatswirthschaftslehre die von Umständen und einem größern stets wechselnden, auch aus ganz verschiedenartigen Principien wechselnden Lebensgange am meisten bedingte Wissenschaft ist, die weniger wie jede andere selbstständig da stehen kann, sondern vorzugsweise vor den übrigen einer Umgebung, in welcher sie stehet, sich anfügen muß. Er läugnet es aber auch noch aus dem besonderen Grunde der Eigenthümlichkeit im Zweck und im Entstehen der Ansichten Smiths. Man fängt an, über diesen ausgezeichneten Geist in Verwirrung zu gerathen. Es ist ihm, vielleicht um gewisse Fabrik- und Handelsansichten durchzusetzen, angedichtet worden, er habe bewirken wollen, daß alle Staaten des Kontinents sich mit Entsagung des Fabrik- und Kommerzial-Systems, ausschließlich dem Agricultursystem widmen sollten, um England jene erstern beyden Quellen des Nationalreichthums allein zuzueignen. Dieß habe seine Ansichten bestimmt, und darum müsse den Resultaten derselben entgegen gearbeitet werden. Abgesehen von der Frage, in wie fern denn jene Resultate einen so großen Nachtheil hervorgebracht haben möchten, ist Smith gewiß nicht von einer so engen und kleinlichen Intention ausgegangen. Er hat mit intellektueller Geisteskraft einen Kreis wichtiger politischer Erscheinungen, um ihrer selbst willen, als wissenschaftlichen Gegenstand durchschauen und auf innere Einheit, auf sich entsprechende Nothwendigkeit zurückführen wollen. Die Einsichtsvolleren, selbst wenn sie ein anderes suchen wie er, gestehen ihm dieß auch immer noch zu. Daher nennen sie seinen

Namen mit Ehrerbietung, aber oft schon mit einer Warnung vor den Resultaten, zu welchen seine Lehre führt. Recensent hörte zufällig einen der geistvollsten, vielseitigsten, scharfsinnigsten und sinnvollsten Männer in der Nation, nachdem er zufällig sein Werk gelesen, ausrufen: »Welch eine Ansicht vom Stadt! Ein beständiges Essen und Verdauen und weiter nichts. — Wie müßte so etwas einem Staatsmann aus dem Alterthum, oder einem aus den größern Perioden der neuern Zeit vorkommen?«

So entstehen Zweifel an Smith und Verdunkelungen über ihn. Wie diese aus dem Streben, seinen Ansichten dogmatische Allgemeingültigkeit zu erwerben hervorgehen mußten, dieß soll späterhin gezeigt, erst er selbst und seine Lehre betrachtet werden, denn dazu nöthigt auch der Autor, weil er, selbst mit einer gewissen Verkennung Smiths, doch auf den meisten Pfaden, die er durchschreitet, vorzugsweise ihm als Wegweiser folgt. Unrecht thut er Smith wohl in der Einleitung bey Erwähnung der verschiedenen Lehrgebäude über die Quellen des Nationalreichthums, indem er zwar Say's große Lobsprüche wiederholt, aber jene Lehrgebäude auf drey zurückführt, nämlich auf das Handels-System, auf das Oekonomiesystem und auf das Industriesystem, welches letztere er Adam Smith zueignet. Wahrheit ist hierin allerdings. Man kann Smiths Ansichten ein Industriesystem nennen, aber sie lassen sich auch wohl tiefer auffassen, sie enthalten wohl eine durchgreifendere Wahrheit. Nie ist Recensent in den Irrthum verfallen gewesen, daß er sie annehmungswürdig gefunden hätte, aber er muß sie verehren, weil er sie glaubt verstanden zu haben. Smith hat, was mit keinem seiner Vorgänger der Fall gewesen war, seinen Stoff vollkommen durchschaut, jedoch nicht auf den höchsten Punkt erhoben, der zu erreichen war. Es war nothwendig und möglich, mit der ganzen Totalität der Smithschen Ansichten noch eine Verwandlung, eine nochmalige Destillation und Klärung vorzunehmen. Dann gewann man ein überall brauchbares und überall hindringendes geistiges Element. Statt dessen hat man es mit allerhand andern Rückständen zusammengemischt, und diese incongruente Mischung für diejenige Tinktur genommen, welche zu gewinnen wohl möglich war, und welche sich dann mit dem allergeistigsten hätte in Vereinigung bringen lassen.

Dieß kann nur nach einem Verständniß der ihm vorangegangenen Systeme eingesehen werden. In der Zeit am frühesten, hatte sich das Handelssystem ausgebildet; eine fast sonderbare Erscheinung, indem nach dem natürlichen Lauf der Dinge sich erst Ackerbau und Gewerbe ausgebildet haben müssen, ehe der Handel eine Basis gewinnen kann. Aber die Geschichte gibt die

Erklärung; dieses System hängt mit der in Italien vollendeten Ausbildung des Handels zusammen, und kam durch die Medicäer aus Florenz zuerst nach Frankreich hinüber. Die Florentiner waren die ersten, welche eine Art von Konsumtionssteuer einführten. Sie ließen eine geringe Abgabe von den auf den Märkten feilgebotenen Lebensmitteln erheben, die nicht mehr die Natur eines Standgeldes, wegen der von den Verkehr Uebenden eingenommenen und benutzten Stelle, sondern eines Kontingents von den in der Stadt verkauften Lebensmitteln hatte. Es war eine erweiterte Handelsabgabe, und ihre Natur bezeichnet den leisen Uebergang des Feudalsystems in ein anderes, der nur in einem Lande Platz greifen konnte, dem die Feudalinstitutionen am meisten fehlten. Aus dieser Abgabe entstand in Frankreich die Akzise, die bey weiterer Ausbildung sich wieder in zwey Zweige theilte, in Handels-Akzise und Konsumtions-Akzise. Colbert hatte sie vornämlich in ihrer ersten Beschaffenheit vorzugsweise benutzt, damit aber zugleich das System der Kolonisation in fremden Welttheilen, der Schiffahrt und des Handels in Verbindung gesetzt, daher denn auch er als Annehmer und Bildner des Handelssystems obenan stehet.

Gegen dieses System entstand eine Wirksamkeit von einer ganz andern Seite her, als von der finanziellen. Man möchte sagen, das Princip des Feudalismus habe in neuer Gestalt wieder erwachen, und den Handel, der es zuerst erschütterte, wieder bekämpfen wollen. Wer weiß nicht, wie wenig Montesquieu dem Handel geneigt war, indem er eigens davon geschrieben hat, wie der Handel den Völkern nachtheilig werde. Auch hatte die Anwendung des Handelssystems viel Schädliches, vielen Druck hervorgebracht, und eine neue Wendung mußten die Dinge erhalten. Da trug sich zu, was wir auch jetzt wieder erlebt haben, daß die Augen eines Arztes sich auf die Staatswirthschaft wendeten, und daß sie von der Betrachtung des Ackerbaues ausgingen. Auf Grund und Boden ist das ganze Princip des Feudalismus basirt. Seine Dauer und Sicherheit, seine Ergiebigkeit und Unwandelbarkeit will es dem ganzen Staatsgebäude gewähren, darum verwandelt es jede Kraft und Erscheinung in ein Analogon des Erdbodens fast mit ähnlicher Konsequenz, wie Adam Smith alles in Kraft oder Arbeit. Alle Bann- und Zwangsrechte, alle Naturalverpflichtungen, selbst die Vermählung des Doge mit dem Meer, offenbar eine Belehnung, deren Symbol im Ringe sogar wieder zu erkennen ist, lassen sich nur daraus verstehen. Eine dunkle Ahnung von der ergiebigen Kraft dieses Systems und von seiner großen Einfachheit wehte einzelne Geister an. Man wollte sie wieder gewinnen, aber dieß war in der

vorigen Weise nicht mehr möglich; Geld war ein zu allgemeines Surrogat der früheren Kräfte geworden, und man wollte nur dieß wieder an den Grund und Boden knüpfen. Der Leibarzt Quesnoy stiftete daher die bekannte Schule der Physiokraten, der Minister Turgot nahm ihre Lehre auf in die Staatsverwaltung, und Condillac entwickelte sie systematisch. Niemand wird verlangen, daß hier von der Sache selbst gesprochen, noch angegeben werde, weßhalb der Physiokratismus nicht gedeihen konnte. Genug, mit Erfolg war er nicht anzuwenden; indessen hatte er veranlaßt, daß Land und Verkehr nun einmal gegenüber gestellt worden, und Untersuchungen entstanden, die manche neue Seite und manche neue Wahrheit darboten, aber auch vieles in Verwirrung brachten. Hierzu fügte sich, daß in England die staatswirthschaftlichen Gegenstände durch Hume und Stewart doch auch schon anders betrachtet worden waren, und so bereitete sich das Bedürfniß vor, diesen ganzen Gegenstand kritisch und durchgreifend zu bearbeiten. Dieß ist dann mit seltener Virtuosität durch Adam Smith geschehen, der keineswegs mit Zurückdrängung des Grund und Bodens, noch des Handels, ein Drittes, die Arbeit, die Industrie zur hauptsächlichsten Quelle des Nationalreichthums gemacht, und sie erst gleichsam neu entdeckt, sondern nur versucht hat, in allen Quellen des Nationalwohlstandes, auch wenn sie verschiedener Natur sind, etwas Gemeinsames und Uebereinstimmendes zu entdecken, und sie sämmtlich auf dieses, als auf ihre gemeinschaftliche Einheit zurückzuführen. Er war kein Routinier, aber ein großer Empiriker, er zeigte uns immer ganz bestimmte wirkliche Erscheinungen, und darum war er innerlich und unbewußt so philosophisch. Aber weil er in dem lebendigen England keine Vorstellung von Theoretikern hatte, welche Einheit in der äußern Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu entdecken unfähig, sie nur in der Einförmigkeit antreffen, und darum diese suchen, so blieb er schuldig uns zu sagen, daß die Arbeit, die er überall antraf, und auf die er alles zurückführte in den Objekten, in denen sie wirkte, jedesmal wieder ein anderes objektives Wesen ward. Es kann auch seyn, daß ihm dieß in seiner letzten Klarheit nicht deutlich geworden. Kurz, weil dieses nicht zur Einsicht gekommen, hat man ihn theils falsch verstanden, theils geglaubt, ihn auf eine ungehörige Weise berichtigen zu müssen, und doch nicht umhin gekonnt, ihn stets als den Schöpfer der Staatswirthschaftslehre zu nennen, in der er auch seinen Platz und Rang nie verlieren kann. Soll er aber brauchbar, soll er selbst den Veränderungen förderlich werden, denen die Staatswirthschaftslehre entgegengehen will und muß, dann ist zuvor zweyerley nothwendig. Es muß erst gezeigt werden,

wie er allen wirksamen Kräften nicht nur, sondern auch Gegenständen eine gemeinsame Seite abgesehen hat, mittelst der er sie alle in Arbeit verwandelt, ohne darum ihr Bestehen in sich in einer andern Natur und Beschaffenheit weder zu vernichten noch unterzuordnen, etwa so als wenn nur, was uns als Arbeit erscheint, einen absoluten oder reellen Werth hätte, alles übrige dagegen dieser nur dienen, dieser gleichsam nur ein Material abgeben müsse. So ist es nicht, und daß dem so nicht sey, dieß muß erst gezeigt werden, d. h. alles muß erst in Kraft, und zwar in eine Kraft verwandelt werden. Nachdem dieses geschehen, steht uns bevor, zu finden und einzusehen, was denn alle Kraft sey, und woher denn alle Kraft komme.

Recensent glaubt ersteres vollkommen durchschaut, letzteres aber, was wir nicht so durchschauen können, weil es mit dem Unendlichen zusammenhängt, angeschaut und wahrgenommen zu haben. Doch es ist nicht möglich, dieses nothwendige Supplement aller Staatswirthschaftslehren, mit dessen Entbehrung die Prüfung nur darauf, in wie weit sie mit sich selbst zusammenhängen, sich in sich entsprechen, und ihr eignes Resultat nicht vernichten, gehen kann, die Untersuchung aber, wie sie sich zu dem außerhalb ihrer Gränze beginnenden Gebiet, zu den ewigen aus der höheren Natur des Menschen und der Dinge hervorgehenden Wahrheiten verhalten, ausgesetzt bleiben muß, in wenigen Blättern zu liefern und zugleich zu begründen. Selbst den Abriß, den Recensent nicht schuldig bleiben darf, so fern er dem Wichtigsten aus dem Buch auch nur von Zeit zu Zeit eine andere Ansicht gegenüberstellen will, und auf den er daher öfter wird zurückkommen müssen, vermag er hier nur sehr summarisch zu liefern.

Nach Smiths Auflösung aller Kräfte in Arbeit scheint nämlich auch das Kapital und das Geld — der Bequemlichkeit wegen, weil es hier auf die Unterscheidung nicht ankömmt, soll beydes Geld genannt werden — mitzuarbeiten, da doch in der Wirklichkeit auch nur das Wirkliche, die lebendige Natur in diesem Gelde, und ihm gegenüber arbeitet oder hervorbringt. So ist es auch nur, und so soll es auch nur seyn bey richtigen und wahren Verhältnissen. Aber diese findet der Staatswirth nicht mehr vor, und er muß den Körper im abnormen Zustande nach diesem, nicht nach dem normalen behandeln. Ist in ihm ein neuer Bestandtheil entstanden, so darf er diesen nicht übersehen, so lange er darin vorhanden ist; und mit dem Gelde ist dieses der Fall, es lebt mit im Staatskörper, aber wie thut es dieß, indem es sich der schaffenden Arbeit der Natur und der menschlichen Kräfte anschließt?

Wer — wenn mit Wegstellung aller übrigen Eigenthümlich-

keiten und des leicht verwirrenden, und darum nicht zu früh anzuwendenden Begriffs von Tausch, wo alle Gegenstände nur als Erwerbsmittel betrachtet werden — nichts hat als seine Fähigkeiten, der erarbeitet selbst und allein alles was er bedarf. Wer Grund und Boden oder Aehnliches besitzt, für den arbeitet die Natur. Wer Kapital besitzt, für den arbeitet ein Mittel, Andere zur Arbeit oder zur Abtretung des Naturgewinns zu zwingen. Entsteht hiernach die Arbeit des Geldes erst als eine mittelbare, so tritt sie doch wirklich ein in die Reihe der arbeitenden Kräfte, eben so gut wie die Arbeit der Natur; das aber, was in Smiths Theorie Arbeit heißt, ist nicht mehr ein Prinzipale, dem Natur und Geld wie ein durch die Absolutheit seiner Qualität Verschiedenes gegenüber oder untergeordnet hingestellt sind, sondern alle drey haben zugleich mit der verschiedenen Qualität auch wieder gleiche Qualität. Sie sind ein und dasselbe Wesen, und doch auch nicht ein und dasselbe Wesen. Sie sind in einem Verhältniß. Nur Dinge, die in einem Verhältniß stehen, durch welches sie alle selbst Einheit sind, können auch in der Betrachtung Einheit annehmen, d. h. Gegenstand einer gemeinschaftlichen oder für alle wahren Betrachtung werden, oder überhaupt die Betrachtung zulassen. Letztere könnte überhaupt nicht Statt finden, wenn nicht ein Verhältniß der Verschiedenheit da wäre. Sollten daher Betrachtungen über staatswirthschaftliche Gegenstände überhaupt wissenschaftlich wahr und fruchtbar, sollten sie, wenn sie die empirische Natur einmal verschmähten, mehr werden als bedingte Ansichten, die einzeln wahr, in der Zusammenstellung aber, und durch das Subsumiren der einen unter die heterogenere Natur der andern, als eines auch ihr gebührenden Princips, Irrthümer und Widersprüche würden; so war nöthig, jenes Verhältniß der Einheit und Verschiedenheit erst aufzufassen, auszubilden, um zeigen zu können, wie es bey jeder Erscheinung wieder eintritt, aber auch bey jeder sich wieder zusammengesetzt und gestaltet, endlich wie dieses Produkt der Zusammensetzung und Gestaltung sich zu andern Dingen, namentlich den höchsten verhält. Denn es kömmt allemal darauf an, in wie fern die Resultate der Staatswirthschaftstheorien an sich selbst zu Grunde gehen, und in wie fern sie an Anderes zu Grunde gehen. In keine dieser Gefahren konnte Smith gerathen. Nie trachteten seine Belehrungen nach wissenschaftlich dogmatischer Eigenschaft. Nie gerieth er darauf, daß, weil er in mehreren ganz bedingten Erscheinungen Gleiches und Uebereinstimmendes entdeckte, er diese Erscheinungen ihren Bedingungen und ihrem bedingenden Zusammenhang entriß, um sie zu einem Kollektivwesen zu vereinigen, welches er einem Princip oder Gesetz subsumirte, das die Kraft der wis-

senschaftlichen Nothwendigkeit ausübte, und sich zum Systeme bildete. Stets nur zeigte er bey einzelnen Erscheinungen, welche Uebereinstimmung und Verschiedenheiten sie darboten, um die Wirkungen der beym Staatshaushalt in Betracht kommenden Kräfte anzugeben.

Dieß führt zur zweyten Aufgabe, der Entwicklung, wie das Verwandeln der Empirie Smiths in Dogma und formale Wissenschaftlichkeit Nachtheil brachte, der um so größer werden mußte, je mehr das nun unvermeidliche Streben wuchs, diese neue Doktrin und ihre Wahrheiten auch mit andern in Verhältniß, demnächst aber in Uebereinstimmung zu setzen, welche sich gleichzeitig auf das Wohl und die Beschaffenheit der menschlichen Anlagen bezogen. Denn nicht nur rein ökonomische Elemente verschiedener, nur in einer Beziehung gleicher Art wurden colligirt, und unter ein nur die Beschaffenheit wissenschaftlicher Wahrheit behauptendes Princip oder Gesetz colligirt; es geschah Aehnliches auch mit Elementen höherer Natur, die der πολιτεια gleichfalls angehörten, auch diese wurden mit jenen in jene Art der Relation gebracht. Geschieht dieß, werden Begriffe und Forderungen, die aus dem ökonomischen, mit solchen, die aus dem moralischen Bedürfniß der Menschen folgen, colligirt und subsumirt, so muß, weil die neuere Wissenschaft nicht aus der höheren abgeleitet und entsprungen, sondern auf einem fremden Gebiete ganz anderer Beschaffenheit entstanden war, und sie nachträgliche Vereinigung mit den übrigen suchte, etwa wie die Nachkommen von Kolonisten mit dem Urstamme eines Volks, überall und unwillkürlich entweder Oekonomisches über das Moralische gestellt, und letzteres stillschweigend unter jenes subsumirt worden, oder auch das Gegentheil geschehen, wofern nicht etwa auch wechselnd an dem einen Punkt diese, an dem andern Punkt jene Anordnung angetroffen wird. Wie das letztere verwirren muß, ist an sich klar, und daß, wird Moralisches unter Oekonomisches subsumirt, dieß nicht fördere, kaum wohl minder. Nur wenn Moralisches die unterordnende Kraft ausübt, scheint die Gefahr geringer. Allein nirgend möchte es wichtiger und nöthiger seyn, richtig zu verfahren wie hier, weil bey den Bestrebungen dieser Art sich das Uebel am tiefsten verbergen, ja was noch mehr ist, es sich in ein täuschendes Gewand hüllen kann. Denn wie viel des Moralischen ist nicht, worüber die größte Unklarheit herrscht, und es ist wohl möglich, daß sich auch diese Unklarheit zu der im Gebiet des Oekonomischen nach obiger Auseinandersetzung schon eingerissenen noch geselle. Es gibt staatswirthschaftliche Lehrbücher, deren Verfasser sich für strenge Anhänger von Fichtes reinem Idealismus halten, und die kameralistische Systeme geschrieben haben, vielleicht darnach

lehren, in denen nicht blos der entschiedenste Materialismus, sondern sogar der crasseste Mechanismus vorgetragen wird, in dem Wahn, es werde dadurch die dem höchsten Ideal entsprechende Menschenbildung befördert. Was ist merkwürdiger, wie Meßmers Ansicht vom Staat! Meßmer glaubte das Geistigste in der menschlichen Natur entdeckt zu haben, und behauptete, daß nun auch ihr gesellschaftlicher Organismus eine entsprechende geistigere Beschaffenheit annehmen müsse. Darum schrieb er Grundzüge für die Staatsverwaltung auf, in der festen Meinung, nach und durch deren Anwendung erst könne der Staat sich zum Organismus erheben. Aber kaum eine Revolution hat so mechanische und tyrannische Ansichten entwickelt oder Formen ersonnen, wie es hier von Meßmer geschehen ist. Kann folglich der Eintritt des Moralischen in die Staatswirthschaftslehre die Verwirrung häufen, so vermag sie vielleicht noch verderblicher auch zugleich zu verblenden. Entweder zieht sie dem, was ganz materiell ist, nur das Kleid des Moralischen an, zufrieden wenn sie in dieser Vermummung dem Verderblichen Eingang verschafft hat. Oder sie hüllt dasselbe nicht einmal in das Gewand des wahrhaft Moralischen, sondern nur dessen was sie so nennt, und vollbringt dadurch auf doppelte Weise etwas, das postiche bleibt.

Nichts von diesem allen darf geschehen. Keine Vermischung oder Beyordnung des blos Gewinn bringenden Nützlichen mit dem Moralischen, keine Verhüllung desselben mit dem letztern, selbst keine Unterordnung jenes unter dieses ist zuläßig. Es kömmt auf die völlige Auflösung des erstern in das letztere an, wie im Wesen, so auch in der wissenschaftlichen Behandlung, sobald die letztere sich in der Zeit hervorthun will. Der Beweis, wie die Gründe hierzu in der Sache selbst im Stoffe liegen, ist hier minder an seinem Platz wie der, daß es aus dem Begriff der Wissenschaft folgt. War doch gezeigt worden, am Wesen der Arbeit in der Natur, im Menschen und im Kapital, wie eine Wahrheit und Klarheit hervorbringende wissenschaftliche Behandlung erst möglich wird, wenn die Gegenstände der Wissenschaft zuvor in einer wirklichen Einheit erblickt worden, welche neben derselben jenen auch noch etwas Abweichendes läßt, wodurch Verhältnisse in ihnen entstehen, deren Betrachtung und Darstellung den Inhalt der Wissenschaft ausmacht. Darum, wenn wissenschaftliche Behandlung die ökonomischen Gegenstände ergreifen will, müssen diese erst ihr in jener Einheit, die Abweichung übrig läßt, und das Entstehen gegenseitiger Verhältnisse veranlaßt, erscheinen. Will sie mit ihnen aber zugleich die moralischen erfassen, so ist unerläßlich, daß auch deren Einheit mit jenen, so wie die Abweichung und das daraus entspringende Verhältniß ihr klar sey.

Diese Seite zu betrachten ist, so bald ein blos politisches Werk sich auf Zergliederung des Stoffes beschränken dürfte, eine literarische Anstalt, in deren Bereich auch wissenschaftliche Kritik liegt, an sich verpflichtet, und, früherer Erwähnungen gemäß, um so mehr, als auch die wissenschaftlichen Behandlungen jetzt Moral und Religion — Recensent erinnert unter den Deutschen nur an Franz Baader und an Adam Müller — wieder mit den politischen Wissenschaften in Verbrüderung stellen wollen, als neben den Bestrebungen genannter Männer sich viele unechte hervor thun, und als der Verfasser des vorliegenden Werks selbst ein Ziel ähnlicher Art vor Augen hat. Gibt nun sein Buch, der Vollständigkeit und Anordnung wegen, einen trefflichen Leitfaden ab, diese Aufgabe in der Art zu vollbringen, daß dessen Inhalt als der Text betrachtet wird, dem ein kritischer Kommentar von Schritt zu Schritt begleitend folgt, so muß Recensent doch sich solches Geschäft als vielleicht einst zu liefernde Arbeit vorbehalten. Denn der Materialien zu den reichhaltigsten Untersuchungen sind in dem Werke des Herrn Storch so viel anzutreffen, daß auch nur einigermaßen an Vollständigkeit und Erschöpfung zu denken ganz unmöglich ist. Darum muß die Prüfung des Materiellen der einzelnen Ansichten, und der bey einem staatswirthschaftlichen Buche gewiß sehr wichtigen praktischen Seite, nämlich die ihrer möglichen Wirkungen in der Anwendung, ganz ausgeschlossen, und selbst die Prüfung, wie die einzelnen Lehren und Behauptungen mit sich selbst, so wie mit dem, was außerhalb ihrem Gebiete liegt, in Uebereinstimmung sind, oder nicht, d. h. in wie fern sie an sich selbst, oder an Etwas außer ihnen zu Grunde gehen oder nicht, nur summarisch und an einigen Artikeln versucht werden.

In dem 9. Abschnitt, von den Theilen der Staatswissenschaft, S. 4 und 5, spricht der Verfasser von der Gesetzgebung, der Verwaltung und der Polizey, als Verrichtungen der Regierung. Er stellt jene als die zur Sicherung der Rechte nöthige Festsetzung voran, und läßt dann die Verwaltung als die Aufrechthaltung jener Festsetzung folgen. Dieß führt ihn auf die Mittel dazu, also die Rechtsbehörden, welchen Schlichtung der Rechtshändel und Bestrafung der Rechtsverletzungen obliegt, wenn die Verhütung der Verbrechen und der Naturübel, die Milderung ihrer Folgen, und die Erhaltung der Ordnung durch die Polizey geschieht. Diese, zwar auch blos auf Sicherheit gerichtet, sagt der Verfasser, hat mannigfaltigere Mittel als die Rechtspflege, muß dieser vorangehen und sie ergänzen.

Sind hier nicht Gesetzgebung, Rechtsprechung, Rechts-Exekution, Kriminal-Recht, Civil-Recht, polizeyliche Gesetzgebung,

Polizeyexekution und allgemeine Staatsadministration so wenig gesondert, und ihrem Wesen nach so wenig bestimmt, daß sie selbst dem Verfasser völlig zusammenlaufen, und er am Ende die Polizey gewissermaßen über alle, auch die Gesetzgebung stellen muß. Dieß entsteht nun daher, weil alle diese Dinge zuvörderst als Einheit, die Abweichung unter ihnen übrig läßt, wodurch sie in ein Verhältniß treten, aufgefaßt werden müßten; denn dann erst könnte sich ihr Verhältniß als wahrhaftes und richtiges angeben. Daß der Verfasser es, nicht darstellt, darüber ist ihm kein Vorwurf zu machen, denn er liefert nur ein Handbuch, welches in's Klare gestellte Resultate eigentlich vorfinden will. Aber der Gegenstand ist noch nicht im Klaren. Weder in den Lehrbüchern ist die Aufgabe gelöset, noch im Leben selbst; gerade in diesem wird darüber gestritten. Auf den Universitäten hört man den Gegenstand in den verschiedenen Vorträgen nach den verschiedenen Theorien sehr verschiedenartig vorgetragen, und jeder Vortrag gibt sich für einen absoluten. Welche Verwirrung muß entstehen, wenn in den Banden dieses Wesens befangene Lehrlinge einst wirklich in das Leben treten! wie mißlich sind folglich die meisten staatswissenschaftlichen Lehrgebäude und Lehrvorträge! Denn offenbar ist die Sache selbst noch ganz unentwickelt, und die Handbücher, wenn sie ihren Zweck erfüllen wollten, müßten ihrer als einer noch unentwickelten Materie Erwähnung thun, die erst, entweder ein der Aufgabe gewachsener Geist, oder die Form des politischen Daseyns selbst ins Reine zu bringen hätte. Jener kann nur in dem angegebenen Wege zu seinem Ziele gelangen. Es müßten nämlich zuvörderst die erwähnten Begriffe unter sich in die mehr gedachte Einheit und Verschiedenheit aufgelöset werden, demnächst aber wäre zu fragen, ob sie nicht, wenn noch eine höhere Natur der Dinge, wie die ihnen entsprechende anzuerkennen wäre, auch zu dieser in Verhältniß stehen, und ob nicht dieß gleichfalls das einer Einheit des Wesens, wenn auch nur einer Beziehung nach, werden könnte. — So wäre z. B. dieser sehr wichtige, und im ganzen civilisirten Europa viele Geister beschäftigende Gegenstand zu untersuchen und zu behandeln.

In eine ähnliche Unbestimmtheit oder vielmehr Halbwahrheit geräth der Verfasser gleich darauf, wenn er von einer Regierungskunst spricht, die wie jede andere Kunst ihre Grundsätze hat, welche sich durch Hinaufsteigen zu höheren Wahrheiten finden, nämlich zu den Naturgesetzen der menschlichen Entwicklung, und den Vernunftgesetzen seiner Rechte und Verbindlichkeiten.

Wie viel wäre nöthig, um diese Angaben auf klare, wirkliche und bleibende Begriffe zurückzuführen, noch mehr aber, um das

zu erschöpfen, was die, S. 6, daraus gefolgerte Behauptung enthält, mit der die Politik bezeichnet wird, daß sie zeige, nicht blos was gerecht, sondern auch was unter verschiedenen vorkommenden Umständen nützlich und zweckmäßig ist. Alles übrige bey Seite gesetzt, ist es schon unmöglich, daß etwas scientifisch sey, das zeigt, was unter vorkommenden Umständen nützlich oder zweckmäßig werde.

Kaum zu sagen ist, wie viel die geselligen Verhältnisse nicht nur gelitten, sondern auch an Haltung und Festigkeit verloren haben, weil man ihnen ihre wesentlichen und festen Grundpfeiler nahm, um etwas unterzuschieben, was in sich selbst sich aufhob, und darum das untergrub, womit es in Berührung trat. Ein Beyspiel hievon gibt der Verfasser p. 10 des ersten Theils, wo er die an sich klare und richtige Behauptung anschaulich machen will, daß alles, was auf eine Einheit zurückgeführt werden kann, auch eine Abweichung von dieser gestatte; das Beyspiel, dessen er sich bedient, besteht darin, daß die Schwerkraft nach dem Mittelpunkt der Erde eine der durchgreifendsten Kräfte in der Natur sey, und selbst diese eine Ausnahme erleide in der Erscheinung oder Hervorbringung des Springbrunnens. Aber nichts weniger wie eine Ausnahme vom Gesetz der Schwerkraft, vielmehr eine Bestätigung desselben ist die Erscheinung des Springbrunnens. Denn dieß Gesetz nöthigt ja, wenn wir Wasser zu einer Höhe hinauffördern wollen, es mit menschlicher Kraft hinaufzutragen oder hinauf zu pumpen. Ein Ersatz dieser Verrichtung ist die Anwendung des Hebels, dessen selbst die Natur bedarf, wenn sie ein von den Erscheinungen der Schwerkraft abweichendes Phänomen hervorbringen will. So ist die Erscheinung des Springbrunnens keine Ausnahme vom Gesetz der Schwerkraft, sondern die Erscheinung einer neuen Kraft, welche jene nicht einmal aufhebt, sondern ihr auf kurze Zeit und mit beschränktem Erfolg entgegenwirkt. Wenden wir dieß auf das Recht und die Gesetze an, um den Begriff der Ausnahmen, der bey ihnen so wesentlich ist, klar zu machen. Wenn ein Tyrann einem Gesetz aus einem andern Princip, als dem, woraus es entstanden, entgegenwirkt, so wäre es der höchste Irrthum, dieß eine Ausnahme vom Gesetz zu nennen; es ist eine Verletzung desselben, die in eine Vernichtung des Rechts überhaupt ausarten kann. Nur richtige Einsicht von dem, was Ausnahme ist und möglich macht, stellt dieß dar. Nicht immer dringt das innere Wesen der Dinge, ihre wahrhafte Grundlage, bis in das Aeußerlichste aller Erscheinungen hinein, die sich mit ihm verkettet darstellen, und die Lücke wird nicht von einer untergeordneten, sondern von einer allgemeineren und gültigeren Kraft ausgefüllt, so daß oft ihr Hervortritt allein nur noch fähig

ist, das Wesen vom Untergang zu retten, und den Eintritt der besondern Kraft in die Lücken, oder deren Erhaltung in dem ganzen Kreise der Erscheinungen möglich zu machen. Man wende dieß auf die Folgen des Eigenthums und der Rechte desselben an. Ausnahme davon kann nur seyn, was noch dessen Schein behauptet, ohne virtuell noch dessen Wesen zu besitzen. Wir hören aber auch oft, daß das Eigenthum allgemeiner Wohlfahrt weichen müsse. Woher rührt dieß? — Weil individuelles Eigenthum eigentlich nie absolut existirt, sondern alles individuelle Eigenthum, durch irgend etwas die Qualität als allgemeines beybehalt, und Zufälle eintreten können, die seine Qualität als allgemeines wieder erwecken und in Anspruch nehmen. Dieß Gültigwerden der allgemeinen Qualität darf aber die besondere nicht nach Willkür und über die Gebühr hinaus vernichten. Daher entspringt ein neues Verhältniß der Verpflichtung. Die besondere Qualität muß weichen, die allgemeine aber jene nach Möglichkeit entschädigen, darum der Begriff der Entschädigung. Der einfache gesunde Verstand handelt unbewußt, und ohne die Gründe einzusehen, allemal dem obigen Verhältniß entsprechend, wahr und richtig. Diese Betrachtung aber gestattet einen Blick auf das, was Aufklärung genannt wird, und was die staatswissenschaftlichen und staatswirthschaftlichen Lehren befördern zu müssen sich nicht selten rühmen. Aber zu oft ist dieß nur eine Erweiterung des Kreises der Irrthümer. Nichts sichert mehr gegen diese, als wenn die ursprüngliche Kraft dem Sinne in seinem wesentlichsten Verhältniß so gegenwärtig bleibt, daß sie ihn bewahrt dafür, nichts Ungehöriges, nichts sich Widersprechendes oder Aufhebendes zu vollbringen. Gelingt ihr dieß, so kann sie mit gutem Gewissen dem Menschen die Augen schließen für alles das, was dergleichen Widersprechendes entweder schon enthält, oder durch Halbheit der Einsicht ihn verleiten kann, Halbes und Unvollkommenes zu vollbringen, um so mehr, als er der besondern Anleitung zum Handeln nicht bedarf. Denn das, was ihn bey vorkommenden Fällen zum rechten Verfahren bestimmt, ist mittelst jener Befolgung des Rechten in seinem Urverhältniß ihm durch das ganze Wesen ergossen. Weil es ihm durch das ganze Wesen ergossen ist, weil es sich nicht irgend in einen Winkel als Regel zurückgezogen hat, aus dem es als solche mit Bewußtseyn hervorgeholt und befragt werden muß, so verliert es die Eigenschaften der Erscheinungen des Bewußtseyns, und bleibt was es seyn sollte, unbewußte Tugend, unbewußter Sinn für das Wahre und Rechte. Unter den mancherley Wegen, die eingeschlagen werden, nicht nur das Wohl, sondern auch das Heil der Menschen zu befördern, und die man erst erkennen sollte, bevor man sie verfolgt, gibt es

auch einen, der in den zuletzt angeführten Zügen charakterisirt worden, und den man, wenn Obscurantismus ein Vergehen ganz anderer Art ausdrückt, doch auch mit dieser Bezeichnung eines Vorwurfs belegt.

Auch der Verfasser ist nicht ganz frey von der Neigung, den Weg zu einer Aufklärung zu bahnen, die nur mit der Vermummung der finstersten Verworrenheit in lichte Kleider zu vergleichen ist, wenn alles, was er p. 13 des ersten Theils sagt, betrachtet wird. Denn hier spricht er von der Verpflichtung, die Einzelnen zu belehren, wie sie ihr Vermögen zu vermehren hätten. Er sagt, wer dieß für entbehrlich halte, gleiche denen, welche Anatomie und Heilkunde für entbehrlich erklären, weil man ohne sie gut leben und athmen könne; als wenn nicht mit dem Grade der Unentbehrlichkeit jener medizinischen Hülfsmittel der Grad und die Allgemeinheit des Krankheitszustandes im Verhältniß stände, und als ob nicht ein Bestreben denkbar sey, das jene Hülfen entbehrlich machen will, nicht um die Krankheit uneingehalten fortwüthen zu lassen, sondern um die Heilung durch etwas zu beginnen, was das Uebel in seinem Ursprunge, und den vom Uebel ergriffenen auch in seinem Ursprunge ergreift. Geht doch der Verfasser so weit, daß er eben daselbst von einem alten Schlendrian und alten Irrthümern spricht, denen so allgemein und seit so langen Zeiten gehuldigt worden, wie z. B. der alten Lehre von den vier Elementen, gleich als wenn das Kriterium der Wahrheit im Neuen läge, und es nicht, wenn alte Irrthümer angenommen werden, auch neue Irrthümer geben könnte. Und derselbe Verfasser ist S. 17 wieder so im Rechten, daß er einen wahren Sonnenblick in die Irrnisse der Zeit wirft, indem er, seiner vorigen Behauptung ganz widersprechend, behauptet, daß, wie die Menschen gesund gewesen wären, ohne den Körper zu kennen, so Staaten sich der Gesundheit erfreut hätten, ohne den Haushalt zu kennen. Selbst zu einem gehäßigen Blick auf das Administriren und die ämtlichen Tabellen wird er hingerissen. Möchte doch jene Ansicht ganz durchdrungen, aber auch das letztere richtig durchschaut werden. Denn wie sehr Referent jenen ämtlichen Tabellen abgeneigt ist, so sind sie doch gerade bey einer Behandlung der innern Staatsangelegenheiten wie die, zu welcher der Verfasser sich hinneigt, keinesweges zu entrathen, und es möchte sehr gefährlich werden, früher, als diejenige Kraft lebendig und wirksam geworden, welche an die Stelle der jetzigen Staatsverwaltung die geselligen Verhältnisse tragen und lenken soll, die Mittel erschlaffen zu lassen, durch welche jene dermalen ihre Zwecke erreicht und ihre Aufgabe erfüllt.

So viel von dem Allgemeinen des Werks genüge, das Bedürf-

niß sichtbar zu machen, welches, wenn einmal durchgreifende staatswissenschaftliche Lehrbücher bestehen sollen, nöthigt, mit Ernst die allgemeinen politischen Ideen, auf denen sie beruhen, zu betrachten und zu prüfen, um sie von den tiefliegenden Verwirrungen zu reinigen, die damit verwebt sind. Letztere lasten keinesweges nur auf dem Verfasser, sondern sind ein Eigenthum der Zeit, um welches letztere sich preiset und nicht selten Besseres verschwendet. Die meisten Lehrbücher hegen diese Irrthümer, das aber, was sich auf das ausschließlich Oekonomische, auf den Reichthum und das Vermögen der Staaten und der Völker beziehet, wenn es auch wohl oft Berichtigung bedarf, hängt doch nicht mit Irrthümern zusammen, die so tief bis in das Innerste der Begriffe gehen, die dem Menschen und der Gesellschaft fast auf jedem Tritte des Lebens begegnen. Die Sicherheit der Anleitungen, welche Smith gegeben hat, trägt auch hierzu viel bey, und Halbwahrheiten kommen nur dann zu Tage, wenn das Empirische einen wissenschaftlichen Aufschwung nehmen will, wie z. B. S. 25, wo es heißt: daß das Urtheil des Verstandes über den Werth der Dinge ihre Nützlichkeit bestimmt. — Geld hat zuweilen einen höheren, zuweilen einen geringern Werth, und vermag darnach bald mehr, bald weniger zu wirken. Es hat also darnach mehrere oder mindere Nützlichkeit. Ist es nun wohl der Verstand, der diese bestimmt, und ist es wohl die Art seiner Bestimmungen, daß sie schwankend sind, daß sie von Zufälligem abhängen? Der Verfasser sieht dieß auch sehr wohl, denn er entwickelt die Lehre vom Werth und Nutzen an andern Stellen auf weit entsprechendere Weise. Die Anführung geschah auch nur, zu zeigen, wie weit wir in dem Hang gehen, das Positive für nichtig zu halten, daß wir selbst, wenn es in den festesten Erfahrungen aus der Wirklichkeit zu Tage tritt, ihm noch die Stützen einer allgemeinen Nationalität glauben leihen zu müssen, die es gerade vernichten.

Wichtiger sind die mitgetheilten Ansichten vom Tausch, denn sie geben Anlaß, nicht nur den Verfasser, sondern Adam Smith selbst zu beleuchten. Nach p. 32 des ersten Theils entsteht der Tausch, sobald Menschen zusammenwohnen, und eine Mannigfaltigkeit von tauschbaren Dingen besitzen. So definirt ihn der Verfasser, und leitet nun aus der Definition doktrinell alle seine Erfordernisse und Eigenschaften ab, zuerst die, daß er Eigenthum voraussetzt. Aber zerfällt nicht hiermit allein schon die ganze Ansicht? — Denn alle, welche den Tausch als beachtungswerthe Erscheinung in die Nationalwirthschaftslehre mit aufnehmen, stellen ihn dar als Produkt eines Zustandes von noch rohem Zusammenleben, und doch soll er Eigenthum, Mannigfaltigkeit der Besitzgegenstände u. s. w. voraussetzen. Namentlich aber ist das Eigen-

thum Zeugniß und Erzeugniß eines sehr ausgebildeten gesellschaftlichen Zustandes. Dieß führt darauf, eine Fiktion und eine Verwechslung zu betrachten, die unglaubliche Mißverständnisse in die Lehre von der Nationalökonomie gebracht, indem sie selbst Smith gehindert hat, das wahre Verhältniß so rein und richtig zu entdecken, wie es seinem Geiste möglich gewesen seyn würde. Wenn sie der Anfangspunkt dessen ist, was sich in seiner Lehre Irriges antreffen läßt, so ist sie dieses noch schlimmer bey seinen Nachfolgern geworden.

Seit Smith nämlich gewann die Annahme größere Allgemeinheit, daß die Anwendung des Geldes eine Verfeinerung des Tauschverhältnisses sey, und damit verflocht sich die, daß Völkern, die sich des Geldes bedienen, mithin auch uns Europäern, ein Zustand vorausgegangen sey, in dem wir nach dem Beyspiele der Wilden nur getauscht hätten. Es kann nicht anders seyn, denn wenn mit einer kanonischen Bestimmtheit, an die wir glauben sollen, wie an die Geschichte unserer Vorzeit, ja der menschlichen Entstehung überhaupt, gelehrt wird: erst, sobald die Menschen zusammenleben, tauschen sie nur, dann suchen sie ein allgemeines Tauschmittel, und kommen bald auf Metalle, zuletzt auf ausgeprägtes Geld — eine Deduktion, welcher besonders Kraus in seiner Staatswirthschaftslehre vielen Platz einräumt — so muß auch dieß oder etwas anderes die Geschichte der Entstehung unserer Geldverhältnisse seyn, und das eine oder das andere sich nachweisen lassen. Denn ließe sich die Entstehung nicht nachweisen, oder wäre sie eine andere gewesen, dann hätten wir entweder eine unbegründete Hypothese über etwas erhoben, wovon wir positive Kenntniß besaßen, oder hätten absichtlich durch Verwechslung das Verhältniß entstellt. Geschichtliche Forschungen von Umfang dürften nöthig seyn, die Wahrheit zu ergründen und unumstößlich zu beweisen. Bey deren Mangel und der Unzulässigkeit, sie hier zu versuchen, wünscht Recensent, daß das Folgende nur für Konjektur genommen werde, möchte es gleich mehr seyn wie diese. Tausch in der Gestalt, wie ihn die Lehrer der Staatswirthschaft in ihre Betrachtungen hineinziehen, ist nur und kann nur seyn ein Gebrauch- und Hülfsmittel bey Völkern nicht in ihrem ursprünglichen Zustand, sondern in dem einer Rohheit, zu der sie wieder verfallen und hinabgesunken sind. Er führt auch aus sich selbst und durch sich selbst ohne Dazwischenkunft von etwas Fremden nie wieder zum Geldverhältniß. Letzteres haben den Völkern, die durch Tausch lebten, erst fremde Völker oder Ereignisse zugeführt. Die Tauschenden nahmen es als etwas neben ihnen Entstandenes, mit ihnen in Berührung gekommenes auf, entwickelten es aber nicht aus sich und der Vertauschung.

Wo dieß nicht das Entstehen der Gültigkeit geprägten Metalls gewesen, da sind ihm andere Verhältnisse vorausgegangen, die mannigfaltiger Art gewesen seyn können, aber nie die des Tausches waren. Um das wahre Wesen des Geldes richtig zu betrachten, muß man diese freylich ergründet haben, und nachzuweisen vermögen. Wo dieß aber noch nicht geschehen ist, oder geschehen kann, da müssen Kombinationen, Folgerungen und Schlüsse an ihre Stelle treten, die auch genügen, wenn mehr das Widersprechende in einer Sache gezeigt, wie das Wahre ergänzt werden soll. Vielleicht ist bey jedem Volk die Geschichte der Geldentstehung eine andere; wird aber, wenn von den europäischen Staaten die Rede ist, der geschichtliche Faden verfolgt, so geht dem Entstehen des Geldverhältnisses noch immer erst ein anderer Zustand voraus, als der des Tausches, und geschichtlich kommen wir nie auf seine Erscheinung in der Gestalt, welche er bey den neuen Weltentdeckungen gezeigt. Daher ist alles, was in die Entwicklungen des Wesens cursirender Geldmünzen aus jener Ansicht eingeflossen, unrichtig, und hat den Gegenstand verdunkelt, die Lehre unrein gemacht. Mehrentheils jedoch ist auch dieß wieder weniger durch Adam Smith, wie dadurch entstanden, daß späterhin von ihm beyspielsweise gebrauchte Erscheinungen, die auch ihm nur dienen sollen, zu zeigen, wie das Geld ebenfalls an sich nichts sey, sondern nur so fern es Einfluß auf Arbeit ausübe, Betrachtung verdiene, auf andere Weise benutzt sind, nämlich die Meinung einzuschwärzen, daß gesellschaftliche Verhältnisse und Gesetze — von denen Plato fragt, ob sie wohl Menschen gemacht haben könnten, ob sie nicht von den Göttern kommen müßten? — freye Herausbildungen aus einem frühern rohen Naturstande wären.

So macht die Ansicht von rohem Produkten- oder Waaren-Tausch — als welchen sehr viele auch die Feudalverpflichtungen nur betrachten wollen — in Bezug auf Smith eigentlich ein doppeltes Geschäft der Sichtung erforderlich, nämlich in wie fern er selbst durch Uebernahme einer unrichtigen Vorstellung irre geleitet worden, und in wie weit spätere Mißanwendungen noch schlimmerer Art zu noch größerer Verrückung der Vorstellungsart beygetragen haben. Nur in so fern der Verfasser selbst hierzu einen Anlaß und ein Kontingent gewährt, soll hier etwas darüber gesagt werden. Indem er nämlich die Ansichten vom Tausch verfolgt, und im achten Hauptstück der Vorbegriffe, allgemeines Maß der Tauschwerthe, S. 75, auf ein früheres Beyspiel von der Art, wie in Kiachta Tücher gegen Thee ausgetauscht werden, zurückkömmt, zeigt er, wie ein Preis nicht entstehen könnte, wenn das Verhältniß des Werthes von Tuch zu dem von Thee beständig

thum Zeugniß und Erzeugniß eines sehr ausgebildeten gesellschaftlichen Zustandes. Dieß führt darauf, eine Fiktion und eine Verwechslung zu betrachten, die unglaubliche Mißverständnisse in die Lehre von der Nationalökonomie gebracht, indem sie selbst Smith gehindert hat, das wahre Verhältniß so rein und richtig zu entdecken, wie es seinem Geiste möglich gewesen seyn würde. Wenn sie der Anfangspunkt dessen ist, was sich in seiner Lehre Irriges antreffen läßt, so ist sie dieses noch schlimmer bey seinen Nachfolgern geworden.

Seit Smith nämlich gewann die Annahme größere Allgemeinheit, daß die Anwendung des Geldes eine Verfeinerung des Tauschverhältnisses sey, und damit verflocht sich die, daß Völkern, die sich des Geldes bedienen, mithin auch uns Europäern, ein Zustand vorausgegangen sey, in dem wir nach dem Beyspiele der Wilden nur getauscht hätten. Es kann nicht anders seyn, denn wenn mit einer kanonischen Bestimmtheit, an die wir glauben sollen, wie an die Geschichte unserer Vorzeit, ja der menschlichen Entstehung überhaupt, gelehrt wird: erst, sobald die Menschen zusammenleben, tauschen sie nur, dann suchen sie ein allgemeines Tauschmittel, und kommen bald auf Metalle, zuletzt auf ausgeprägtes Geld — eine Deduktion, welcher besonders Kraus in seiner Staatswirthschaftslehre vielen Platz einräumt — so muß auch dieß oder etwas anderes die Geschichte der Entstehung unserer Geldverhältnisse seyn, und das eine oder das andere sich nachweisen lassen. Denn ließe sich die Entstehung nicht nachweisen, oder wäre sie eine andere gewesen, dann hätten wir entweder eine unbegründete Hypothese über etwas erhoben, wovon wir positive Kenntniß besaßen, oder hätten absichtlich durch Verwechslung das Verhältniß entstellt. Geschichtliche Forschungen von Umfang dürften nöthig seyn, die Wahrheit zu ergründen und unumstößlich zu beweisen. Bey deren Mangel und der Unzulässigkeit, sie hier zu versuchen, wünscht Recensent, daß das Folgende nur für Konjektur genommen werde, möchte es gleich mehr seyn wie diese. Tausch in der Gestalt, wie ihn die Lehrer der Staatswirthschaft in ihre Betrachtungen hineinziehen, ist nur und kann nur seyn ein Gebrauch- und Hülfsmittel bey Völkern nicht in ihrem ursprünglichen Zustand, sondern in dem einer Rohheit, zu der sie wieder verfallen und hinabgesunken sind. Er führt auch aus sich selbst und durch sich selbst ohne Dazwischenkunft von etwas Fremden nie wieder zum Geldverhältniß. Letzteres haben den Völkern, die durch Tausch lebten, erst fremde Völker oder Ereignisse zugeführt. Die Tauschenden nahmen es als etwas neben ihnen Entstandenes, mit ihnen in Berührung gekommenes auf, entwickelten es aber nicht aus sich und der Vertauschung.

Wo dieß nicht das Entstehen der Gültigkeit geprägten Metalls gewesen, da sind ihm andere Verhältnisse vorausgegangen, die mannigfaltiger Art gewesen seyn können, aber nie die des Tausches waren. Um das wahre Wesen des Geldes richtig zu betrachten, muß man diese freylich ergründet haben, und nachzuweisen vermögen. Wo dieß aber noch nicht geschehen ist, oder geschehen kann, da müssen Kombinationen, Folgerungen und Schlüsse an ihre Stelle treten, die auch genügen, wenn mehr das Widersprechende in einer Sache gezeigt, wie das Wahre ergänzt werden soll. Vielleicht ist bey jedem Volk die Geschichte der Geldentstehung eine andere; wird aber, wenn von den europäischen Staaten die Rede ist, der geschichtliche Faden verfolgt, so geht dem Entstehen des Geldverhältnisses noch immer erst ein anderer Zustand voraus, als der des Tausches, und geschichtlich kommen wir nie auf seine Erscheinung in der Gestalt, welche er bey den neuen Weltentdeckungen gezeigt. Daher ist alles, was in die Entwicklungen des Wesens cursirender Geldmünzen aus jener Ansicht eingeflossen, unrichtig, und hat den Gegenstand verdunkelt, die Lehre unrein gemacht. Mehrentheils jedoch ist auch dieß wieder weniger durch Adam Smith, wie dadurch entstanden, daß späterhin von ihm beyspielsweise gebrauchte Erscheinungen, die auch ihm nur dienen sollen, zu zeigen, wie das Geld ebenfalls an sich nichts sey, sondern nur so fern es Einfluß auf Arbeit ausübe, Betrachtung verdiene, auf andere Weise benutzt sind, nämlich die Meinung einzuschwärzen, daß gesellschaftliche Verhältnisse und Gesetze — von denen Plato fragt, ob sie wohl Menschen gemacht haben könnten, ob sie nicht von den Göttern kommen müßten? — freye Herausbildungen aus einem frühern rohen Naturstande wären.

So macht die Ansicht von rohem Produkten- oder Waaren-Tausch — als welchen sehr viele auch die Feudalverpflichtungen nur betrachten wollen — in Bezug auf Smith eigentlich ein doppeltes Geschäft der Sichtung erforderlich, nämlich in wie fern er selbst durch Uebernahme einer unrichtigen Vorstellung irre geleitet worden, und in wie weit spätere Mißanwendungen noch schlimmerer Art zu noch größerer Verrückung der Vorstellungsart beygetragen haben. Nur in so fern der Verfasser selbst hierzu einen Anlaß und ein Kontingent gewährt, soll hier etwas darüber gesagt werden. Indem er nämlich die Ansichten vom Tausch verfolgt, und im achten Hauptstück der Vorbegriffe, allgemeines Maß der Tauschwerthe, S. 75, auf ein früheres Beyspiel von der Art, wie in Kiachta Tücher gegen Thee ausgetauscht werden, zurückkömmt, zeigt er, wie ein Preis nicht entstehen könnte, wenn das Verhältniß des Werthes von Tuch zu dem von Thee beständig

dasselbe bliebe, und nie änderte, denn nur weil dieß nicht ist, entsteht zuerst der Begriff von Werth, dann der von Preis. Er bewundert an einer andern Stelle, S. 207 208, wie dieß Gleichbleiben der Werthe und der gegenseitigen Arbeitsverhältnisse, das eigentlich die Industrie lähme, auf eine fast unerklärliche Weise in China, wo es in so hohem Grade angetroffen werde, ganz Entgegengesetztes hervorbringe. Erscheint aber nicht hierdurch mit einem Male das Geld, statt Ersatz des Tausches, als Ersatz eines ganz andern Verhältnisses, nämlich einer gewissen Stabilität der Werthe, worin auch große Kraft liegt, die nur entstehen kann, wenn andere Gesetzlichkeiten als die, welche der Oekonomist betrachtet, so prävaliren, daß letztere sich entweder gar nicht melden, oder doch sogleich unterordnen, und ihren Einfluß zurücknehmen. Schon lediglich ökonomischen Vortheil kann es gewähren, wenn manche Dinge und Leistungen, die dazu geschickter sind wie andere, nach Möglichkeit eine gewisse Gleichmäßigkeit des Werths behaupten, wodurch sie in ein gegenseitiges Verhältniß größerer Stabilität treten. Denn Unbeweglichkeit ist eben so wohl eine Kraft, selbst finanzielle Kraft, wie Beweglichkeit. Darum ist schon des Nutzens und Vortheils willen ein Verhältniß denkbar, das beyde Kräfte in sich aufnimmt. Aber auch aus absichtlichem Streben nach Vollständigkeit des Organismus, oder aus Fülle der geistigen Kraft, können die Dinge von einer Natur erfüllt werden, mittelst der jedes besteht und wirkt, ohne ein willkürliches Verhältniß zu dem andern anzunehmen, was mit Freyheit und Absicht sich zu jeder Zeit erst umzubilden und wieder aufzuheben bedarf. Vermöge einer geistigen Kraft, welche durch das Ganze ergossen ist, wird jeder Einzelne mit den Objekten in ein Verhältniß gestellt, die seinem Wirken eine in sich beständig gleich bleibende, und nur auf sich bezogene Richtung dergestalt ertheilen, daß jeder nur um sein Selbstwillen, aber in festen Grenzen, sich zu regen, und dem Wesen nach Eins und Dasselbe zu vollbringen da ist, wodurch das Gegenseitige aus sich selbst zu Stande kömmt, ohne daß das Einzelne sich in der Abhängigkeit von diesem Gegenseitigen, oder einer Verpflichtung an dasselbe gestellt sieht. Alle Abhängigkeiten, alle Verpflichtungen, alle Unterordnungen, die aus einer mannigfach oft willkürlich bewegten Vielheit hervorgehen, verschwinden, und nur eine behauptet Gültigkeit, die Folge desjenigen Gesetzes ist, innerhalb dessen bestimmender Kraft jeder Einzelne den ihm bestimmten Erdkreis des politischen Lebens betritt, dessen ursprünglichen Geist er nie verlassen, dem gemäß aber er sich unendlich ausbilden kann. Es ist sogar möglich, dieses Gesetz dergestalt in Geist zu verwandeln, daß wir von ihm alle persönlichen und ding-

lichen Verhältnisse in einer Vollkommenheit durchdrungen sehen, deren Daseyn den Begriff des Gesetzes ganz aufhebt und überflüssig macht. Freylich ist hierdurch der Einzelne schon mit dem Eintritt in das Leben einem Gesetz anheim gefallen, dem nie entgehen zu können wenigstens die Regel ist, und aus der Anschauung von einem entgegengesetzten schreibt sich es her, daß man dieses ein freyes, jenes ein unfreyes genannt hat. Unfrey ist kein gutes Wort, schon deßhalb, weil es nur eine negative Bezeichnung enthält, ein bloßes Contrarium angibt, womit nie die wirkliche Natur eines Dinges darzustellen ist. Besser hätte man von einem Zustand der Freyheit, und einem Zustand der Gebundenheit gesprochen, denn wirklich ist der beschriebene einer der letztern Art. Aber finden wir denn nicht in der ganzen Natur, daß es die Gebundenheit ist, welche die Stoffe zu Wesen höherer Art erhebt? Wer Pflanzen und Metalle decomponirt, gewinnt statt ihrer Stoffe, die sich im ungebundenen Zustande befinden, und, wenn vorher einem Gesetz, nun den verschiedenartigsten Attraktionen folgen, bis sie wieder von einem höheren Organismus und höheren Leben aufgenommen werden. Freylich paßt dieß, weil es eine bildliche Darstellung ist, nicht ganz, sondern nur einer Beziehung nach auf den Menschen, der sich im Besitz einer höhern Freyheit behauptet. Aber vergessen wir nicht, daß auch uns das Gefühl der Freyheit dann am gegenwärtigsten wird, worin wir sie im Kampf mit mehreren Attraktionen geltend zu machen haben, und daß wir dann nicht immer am glücklichsten sind, ferner daß die Mehrheit der Attraktionen und der Zustand sich zwischen ihnen bestimmen, oder sich ihnen gegenüber erhalten zu müssen, folglich das Bedürfniß der Freyheit erst mit der Decomposition entsteht, und daß es mit ihr in Verhältniß bleibt und wächst.

Die weitere Betrachtung dieser Seite würde in ein fremdes Gebiet reißen. So viel ergibt sich für den hier zu verfolgenden Zweck, daß wenn alles etwas wird, sowohl sich selbst wie einem andern, weil es den Strömungen einer durch das Ganze ergossenen, sich einzelnen Kreisen, selbst Personen und Dingen zum besondern Gesetz individualisirenden geistigen Kraft folgt, der Begriff von Werth, Preis, Ersatz und Tausch sein Gebiet verlieren muß. Denn daß das Eine und das Andere gegenseitig einander gewähren und von einander nehmen, wird nun nur äußere Erscheinung von einem wesentlich weit tiefer begründeten Verhältniß, welches selbst gar mancherley, welches die höchste, die edelste Natur annehmen kann. Noch näher aber mit dem Verfasser, der hier nur als Darsteller allgemeiner Gültigkeit theilhaft gewordener Lehren gelten kann, wieder zusammen zu treffen, so

dasselbe bliebe, und nie änderte, denn nur weil dieß nicht ist, entsteht zuerst der Begriff von Werth, dann der von Preis. Er bewundert an einer andern Stelle, S. 207 208, wie dieß Gleichbleiben der Werthe und der gegenseitigen Arbeitsverhältnisse, das eigentlich die Industrie lähme, auf eine fast unerklärliche Weise in China, wo es in so hohem Grade angetroffen werde, ganz Entgegengesetztes hervorbringe. Erscheint aber nicht hierdurch mit einem Male das Geld, statt Ersatz des Tausches, als Ersatz eines ganz andern Verhältnisses, nämlich einer gewissen Stabilität der Werthe, worin auch große Kraft liegt, die nur entstehen kann, wenn andere Gesetzlichkeiten als die, welche der Oekonomist betrachtet, so prävaliren, daß letztere sich entweder gar nicht melden, oder doch sogleich unterordnen, und ihren Einfluß zurücknehmen. Schon lediglich ökonomischen Vortheil kann es gewähren, wenn manche Dinge und Leistungen, die dazu geschickter sind wie andere, nach Möglichkeit eine gewisse Gleichmäßigkeit des Werths behaupten, wodurch sie in ein gegenseitiges Verhältniß größerer Stabilität treten. Denn Unbeweglichkeit ist eben so wohl eine Kraft, selbst finanzielle Kraft, wie Beweglichkeit. Darum ist schon des Nutzens und Vortheils willen ein Verhältniß denkbar, das beyde Kräfte in sich aufnimmt. Aber auch aus absichtlichem Streben nach Vollständigkeit des Organismus, oder aus Fülle der geistigen Kraft, können die Dinge von einer Natur erfüllt werden, mittelst der jedes besteht und wirkt, ohne ein willkürliches Verhältniß zu dem andern anzunehmen, was mit Freyheit und Absicht sich zu jeder Zeit erst umzubilden und wieder aufzuheben bedarf. Vermöge einer geistigen Kraft, welche durch das Ganze ergossen ist, wird jeder Einzelne mit den Objekten in ein Verhältniß gestellt, die seinem Wirken eine in sich beständig gleich bleibende, und nur auf sich bezogene Richtung dergestalt ertheilen, daß jeder nur um sein Selbstwillen, aber in festen Grenzen, sich zu regen, und dem Wesen nach Eins und Dasselbe zu vollbringen da ist, wodurch das Gegenseitige aus sich selbst zu Stande kömmt, ohne daß das Einzelne sich in der Abhängigkeit von diesem Gegenseitigen, oder einer Verpflichtung an dasselbe gestellt sieht. Alle Abhängigkeiten, alle Verpflichtungen, alle Unterordnungen, die aus einer mannigfach oft willkürlich bewegten Vielheit hervorgehen, verschwinden, und nur eine behauptet Gültigkeit, die Folge desjenigen Gesetzes ist, innerhalb dessen bestimmender Kraft jeder Einzelne den ihm bestimmten Erdkreis des politischen Lebens betritt, dessen ursprünglichen Geist er nie verlassen, dem gemäß aber er sich unendlich ausbilden kann. Es ist sogar möglich, dieses Gesetz dergestalt in Geist zu verwandeln, daß wir von ihm alle persönlichen und ding-

lichen Verhältnisse in einer Vollkommenheit durchdrungen sehen, deren Daseyn den Begriff des Gesetzes ganz aufhebt und überflüssig macht. Freylich ist hierdurch der Einzelne schon mit dem Eintritt in das Leben einem Gesetz anheim gefallen, dem nie entgehen zu können wenigstens die Regel ist, und aus der Anschauung von einem entgegengesetzten schreibt sich es her, daß man dieses ein freyes, jenes ein unfreyes genannt hat. Unfrey ist kein gutes Wort, schon deßhalb, weil es nur eine negative Bezeichnung enthält, ein bloßes Contrarium angibt, womit nie die wirkliche Natur eines Dinges darzustellen ist. Besser hätte man von einem Zustand der Freyheit, und einem Zustand der Gebundenheit gesprochen, denn wirklich ist der beschriebene einer der letztern Art. Aber finden wir denn nicht in der ganzen Natur, daß es die Gebundenheit ist, welche die Stoffe zu Wesen höherer Art erhebt? Wer Pflanzen und Metalle decomponirt, gewinnt statt ihrer Stoffe, die sich im ungebundenen Zustande befinden, und, wenn vorher einem Gesetz, nun den verschiedenartigsten Attraktionen folgen, bis sie wieder von einem höheren Organismus und höheren Leben aufgenommen werden. Freylich paßt dieß, weil es eine bildliche Darstellung ist, nicht ganz, sondern nur einer Beziehung nach auf den Menschen, der sich im Besitz einer höhern Freyheit behauptet. Aber vergessen wir nicht, daß auch uns das Gefühl der Freyheit dann am gegenwärtigsten wird, worin wir sie im Kampf mit mehreren Attraktionen geltend zu machen haben, und daß wir dann nicht immer am glücklichsten sind, ferner daß die Mehrheit der Attraktionen und der Zustand sich zwischen ihnen bestimmen, oder sich ihnen gegenüber erhalten zu müssen, folglich das Bedürfniß der Freyheit erst mit der Decomposition entsteht, und daß es mit ihr in Verhältniß bleibt und wächst.

Die weitere Betrachtung dieser Seite würde in ein fremdes Gebiet reißen. So viel ergibt sich für den hier zu verfolgenden Zweck, daß wenn alles etwas wird, sowohl sich selbst wie einem andern, weil es den Strömungen einer durch das Ganze ergossenen, sich einzelnen Kreisen, selbst Personen und Dingen zum besondern Gesetz individualisirenden geistigen Kraft folgt, der Begriff von Werth, Preis, Ersatz und Tausch sein Gebiet verlieren muß. Denn daß das Eine und das Andere gegenseitig einander gewähren und von einander nehmen, wird nun nur äußere Erscheinung von einem wesentlich weit tiefer begründeten Verhältniß, welches selbst gar mancherley, welches die höchste, die edelste Natur annehmen kann. Noch näher aber mit dem Verfasser, der hier nur als Darsteller allgemeiner Gültigkeit theilhaft gewordener Lehren gelten kann, wieder zusammen zu treffen, so

folgt, wenn dem so wäre, auch, daß die Begriffe von Werth, Preis und Ersatz — nicht Tausch, denn Tausch und Ersatz haben sich schon früher als verschiedenartig gezeigt — entstehen können, weil die unsichtbaren Fäden erschlafft, oder theilweise gerissen sind, welche früherhin die Einzelheiten in gegenseitiges Verhältniß gehalten hatten. Entstände solcher Zustand der Trennungen und des Auseinanderweichens, dann müßte ein neues Bildungsmittel, und — weil die blos äußerliche Bindung, wenn sie nicht wieder gelöset werden könnte, Narrheit und Tod hervorbrächte — frühzeitiges Lösungsmittel eintreten. Es möchte sich, wenn der Raum es gestattete, bis zur Ueberzeugung darthun lassen, daß wenigstens in den alteuropäischen Staaten, und am meisten in ihrem Mittelpunkt, das Geld nicht an die Stelle rohen Tausches getreten, sondern daß es eine Lücke ausgefüllt hat, die entstehen mußte, weil die unsichtbare Encheiresis von höherer Natur zu verschwinden begann. Wäre dieß, so hätte der Nationalreichthum früherhin nur in zwiefacher Thätigkeit, oder nach Smith in zwiefacher Arbeit bestanden, der der Natur und der des Menschen. Denn, um dem Gegenstand möglichst enge Grenzen zu setzen, und die Prüfungen der Kritik von dem Vorwurf der Schwärmerey frey zu erhalten, soll die Kraft der Religion und Kirche mit Absicht unerwähnt bleiben. — Durch solche Annahme gewänne Smiths Lehre eine ganz andere Gestalt, indem die unnatürliche zwitterhafte Arbeitskraft des Geldes, deren Berücksichtigung, weil ihre Natur nicht in die der wirklichen Arbeit vollkommen aufgehen wollte, Ursache der meisten halben Wahrheiten geworden, nun Berichtigung erfahren könnte. Wir könnten sogar, wenn wir ihn ganz liegen ließen, viel weiter kommen, und ungleich klarere und richtigere Ansichten gewinnen, sobald wir nur in Natur- und Menschen-Arbeit gespaltene Thätigkeit, und in diesen die ursprünglichen Pfeiler der Nationalkraft erblicken. Aus jeder neuen Ansicht der Auffassung eines Gegenstandes strahlen stets nach verschiedenen Richtungen hin Folgen desselben aus. So ist es auch mit dem, was zuletzt aufgestellt worden. Soll daher mit dem früher Betrachteten eine möglichst enge Verbindung erhalten werden, so ist es nöthig, an Smith, als den Urheber der Doktrin, die hier beschäftigt, anzuknüpfen, und an seine wesentlichste Leistung, daß er alle Nationalkraft und alles Territorialvermögen auf eine Einheit, die der Arbeit zurückgeführt hat. Allemal, wenn zwey Dinge sich gegenüber stehen, die ihrer Einheit wegen wieder ein Verhältniß bilden, müssen sie auf ihre gemeinsame Natur zurückgeführt werden, und die eine könnte nicht in die andere übergehen, wenn es nicht mit beyden möglich, wenn der Uebergang nicht beyden gestattet wäre. Kann daher Smith

alles in Arbeit auflösen, kann er alles, was wir in der Form der Objekte erblicken, die Hervorbringungen des Bodens, die Schätze der Gebirge, das in den Wäldern ohne alles menschliche Zuthun sich erzeugende Wild in Arbeit verwandeln, so muß auch alle Arbeit des Menschen umgekehrt als Fortsetzung der der Natur angesehen werden können. Wenigstens ließe sich, wenn die vollständige Verwandlung auch nicht möglich wäre, die Arbeit der Menschen, der Natur und ihren Gesetzen als einen untrügliche Anhalt wieder näher bringen. Ohne Zweifel war unter den vielen Seiten, die der Feudalismus besaß, auch dieses eine ihm angehörige. Alles Thun der Menschen, wenn es seinen Anstoß von einer Kraft noch höherer Natur auch empfangen wollte, schloß sich doch zugleich der Wirksamkeit einer theils noch an sich heiliger geachteten, theils durch jenes Höhere mit verklärter Natur an, und wollte betrachtet seyn nur als eine Fortsetzung ihrer Wirksamkeit. Denn zweyerley war nur möglich. Entweder mußte der Mensch sich sammt seiner Kraft, also seine Arbeit, über die der Natur stellen, und letztere damit bestimmen und gleichsam unterjochen wollen, oder sich selbst ihr anschließen, ihren Leitungen folgen, und so regenerirte sich im Feudalismus mit einem gewissen Bewußtseyn das Wesen der untergegangenen Naturstaaten. Politik im weitesten Sinne war die Wiedergeburt und Wiederbelebung der Naturgesetze im Menschen, was wir jetzt so oft als Herabwürdigung schelten hören, weil wir die atomistische Freyheit, und die momentanen Siege, die vergänglichen Unterjochungen des Stoffes, zu denen sie uns verhilft, höher anschlagen, und uns begnügen, diesen seelenlosen Hervorbringungen nur das Gewand intellektueller Gesetze oder philosophischer Natur-Konstruktionen umzuhängen.

Das Bedeutendste aber was hieraus folgt, besteht darin, daß Adam Smith der war, welcher den erwachten Hang, alles in Kraft und Arbeit zu verwandeln, an deren Spitze die menschliche stehen sollte, im Gebiet des Oekonomischen mit der klarsten Durchschauung, mit der größten Schärfe des Geistes, und mit der bis dahin richtigsten Auffassung derjenigen Seite, welche Wahrheit hatte, aussprach, und so der Schöpfer einer neuen Staatswirthschaftslehre im neuen Geist der Zeit ward, die, wie schon bemerkt worden, abermals in etwas Neues hätte verwandelt werden sollen, aber in den nachfolgenden Behandlungen statt dessen nur mit Heterogenem versetzt wurde. Selbst der Verfasser, wenn er dieß letztere Geschäft theilt, liefert gerade dadurch manches, was nur weiter verfolgt und zergliedert zu werden brauchte, um ihn mit dem Referenten in eine Bahn zu lenken. So erwächst ihm mit einem Male S. 47 eine Ansicht des

Geldes, die ihn dasselbe als allgemeines Unterpfand betrachten läßt. Sie ist merkwürdig, und verdiente wohl einmal an Adam Müllers Versuch einer neuen Theorie des Geldes gehalten zu werden. Ferner erkennt er p. 50 unerwerbliche Güter an, welches besonders geistige Talente sind. Es frägt sich, ob nicht je geistiger der Staat ist, es nicht auch politisch unerwerbliche Güter, die nicht jeder, sobald er nur das Zwangsmittel des Geldes in Händen hat, zu besitzen vermag, geben könne und müsse. Denn nicht nur ist die politische Unerwerblichkeit noch keine absolute, sondern zu betrachten, daß unerwerbliche Güter schon alle werden, deren Werth in der Eigenthümlichkeit der Qualität vorzüglich beruht, die deßhalb am mindesten geschickt sind, einen Gegenstand des Tausches abzugeben; und daß, je geistiger eine Eigenschaft ist, sie um so weniger in den Tausch kommen kann, wird keiner läugnen.

Fast auf jeder Seite enthält das Buch etwas, das dem Beurtheiler Anlaß gäbe zu zeigen, wie der Autor — der hierin das nothwendige Schicksal aller Staatswirthschaftslehrer wegen des durch Smith veranlaßten Eindringens des Begriffes von Tausch in die Doktrin theilt — früher aufgestellten Sätzen, Behauptungen und Entwicklungen widerspricht, dadurch aber Gelegenheit darbietet, von ungültigen Punkten aus den Weg zum Uebergang in die entgegengesetzte oder angedeutete Ansicht zu bahnen. Aber dieß müßte in einem eigenen Werke geschehen, wozu das vorliegende seiner Vollständigkeit wegen einen trefflichen Leitfaden gewähren könnte. Recensent würde sonst mehr seine Ansicht entwickeln, als sich mit dem Inhalte des vorliegenden Buchs selbst beschäftigen, ja sogar von einem Zustand sprechen, der nicht der jetzige ist, und auf den es, hier wenigstens, nicht hauptsächlich ankommen kann. Denn wir haben einmal das dritte Medium, wodurch Menschen- und Bodenkraft erworben werden kann, es sey nun zum Nutzen oder Schaden, im Staat davon getragen, und es ist ein zu jeder Hervorbringung nothwendiger Bestandtheil geworden. Soll also die Lehre von der Nationalökonomie, und mit ihr deren Beurtheilung, praktisch und nützlich werden, so kann sie zwar das bessere Verhältniß der Dinge zeigen, darf aber nicht unterlassen, auf die beste und heilsamste Benützung der dermalen vorhandenen drey Bestandtheile, so wie auf deren Lenkung und Behandlung das Auge zu richten, weßhalb es denn nöthig wird, mit Uebergehung alles Sonstigen, diesem Zweck zuzueilen.

Mit dem Eintritt des Kapitals und aller der mancherley sich ihm anschließenden Begriffe von Erwerbsstamm, Verlagsrente, Profit, Zins, Vorschuß u. s. w. bildet sich erst eine neue Art des Werthes der Dinge, wovon wieder der Preis derselben eine Ab-

weichung, und letzterer sogar nach mannigfaltigen Eigenschaften ein Ding verschiedener Art wird. Dieser übt einen Einfluß auf Grund und Boden aus, und veranlaßt nur den Begriff von Grund- oder Landrente mit allen ihren Abzweigungen, ferner auf die Arbeit aller Art, sowohl die rohe als die zusammengesetzte, wodurch die Begriffe von Arbeitslohn und dem Erwerbslohn, oder dem Werth und Preis, der durch zusammengesetzte Arbeit, durch Unternehmungen u. s. w. zu erzielendem Gewinn entstehen. Alles dieß tritt jetzt in die entschiedenste Abhängigkeit von dem neuen Wesen, und die ganze Lehre, welche nun den Mittelpunkt der Wissenschaft von der Nationalwirthschaft ausmacht, ist nur die Entwicklung der aus diesem zwingenden Einfluß entstehenden Verhältnisse, welche die Thätigkeit der Natur und der Menschen in eine Thätigkeit des Kapitals verwandeln, die gar mancherley Nüancen annimmt, wodurch sich natürlich von selbst eine Ansicht, die dieß alles auf eine Einheit reducirte, wie in Smiths Lehre geschah, vorbereitete. Recensent behält sich vor, dieß durch Zergliederung der Natur aller der verschiedenen neu entstandenen Dinge, und durch Betrachtung, wie in demselben Maße als sie in einander eingreifen, sie einander zerstören, und folglich auch praktisch einst zu einer Destruktion führen müssen, darzuthun. Er führt, daß er sich dieß vorbehalte, an, weil er die Lücken, die er überall läßt, sehr wohl kennt, und er sich gegen Vorwürfe sichern will, zu denen der Anlaß nur aus den Beschränkungen hervorgehen kann, welche der hier nur vergönnte Raum auflegt. Also gleich zum Hauptresultat und der wichtigsten Betrachtung.

Alles, was vom Kapital ausgeht, führt auf Anspannung der Kräfte, sowohl in der Arbeit der Natur wie der der Menschen. Unglaublich kann diese angespannt werden, ohne daß Erschöpfung zu befürchten stehet, wenn die Anspannung ausgeht von Etwas, das als Geist noch nicht wahrhaft und richtig genug bezeichnet wird, weil dieß Wort Geist nicht immer an das Ewige erinnert, dieses allein aber dasjenige seyn kann, was hier gegen Verzehrung des Todes schützt. Denn etwas muß doch bewirkt werden durch die Anspannung der Natur und Menschenkraft, etwas muß doch daraus hervorgehen. Daher entsteht jedesmal eine Verwandlung, wie denn schon der Oekonomist zugeben muß, daß jede Arbeit den Stoff verwandelt. Nichts ließe sich bündiger beweisen, als daß das Ewige, wenn es die Kraft der Natur und der Menschen verwandelt, es sie nur in eine, der seinen entsprechende Wesentlichkeit verwandeln, mithin nie das Verwandelte tödten, noch den Quell und die Fundgrube der Verwandlung erschöpfen könne. Aber dieser Beweis zöge den Gegenstand in ein Gebiet hinüber, welches zu betreten der Recensent

sich absichtlich untersagt hat. Er will fürs erste nur die Verwandlungen, welche das Kapital mit der ganzen Reihe ihm sich anschließender Wirksamkeiten hervorbringt, verfolgen, also ganz im Kreise der materiell ökonomischen Anschauungen verbleiben.

So lange die Natur — mit hier absichtlicher Weglassung desjenigen ewigen Einflusses, der auch sie auf noch höhere Weise verewigend mit seinem Element durchdringen, und darin verwandeln kann — die obenan stehende Wirksamkeit ist, der sich die menschliche, also die Arbeit in Menschen, nur anschließt, so daß diese Arbeit sich nicht vom Kapital und dessen Gesetzen, sondern der Natur und deren Gesetzen anziehen und bestimmen läßt, verwandelt sich nicht nur die menschliche Arbeit zu Fortsetzungen und Analoga der Natur, sondern letztere selbst auch bringt nur sich selbst immer wieder neu hervor. Kein drückender, ein überall nur wohlthätiger nicht sich erschöpfender Natursegen, Fülle und Reichthum wird die Folge in so glücklichem Verhältniß, daß mit seinen Vermehrungen die der Hervorbringungen der menschlichen Arbeit stets gleichen Schritt halten. Die menschliche Arbeit muß stets einer Richtung zu etwas anderem hin folgen, oder diese Richtung sich geben lassen. Gewinnt sie diese nicht von dem, was über der Natur stehet, noch von der Natur, noch von dem, was dem Staat im höhern Sinn als ein aus beyden Hervorgegangenes zum Grunde liegt, sondern dem Kreise von Wirksamkeiten, welche Recensent unter den Kollektivbegriff von Kapital zusammenfassen muß, so folgt sie selbst nicht nur diesem, sondern zieht auch die Arbeit der Natur mit in jene Richtung hinein, und es wird klar, von welcher Art die Verwandlung seyn muß, welche nunmehr beginnt. Nach der Umsetzung in Kapital strömt alles hin.

Man betrachte die Wirklichkeit der Verhältnisse, und gerade so zeigt es sich. Nicht nur der neue Lehrer der Staatswirthschaft verwandelt alle Wirksamkeiten in Kapitalwirksamkeiten, die wirkliche Welt selbst thut es, und der Wirksamkeit entspricht das Produkt. Es ist das Kapital, immer im kollektiven Sinn dieses Worts, und als Gegensatz von Natur und Menschenarbeit — was ungeheuer wächst, aber auch gleich vierfache Beschaffenheit annimmt. Es wird todtes und lebendiges, wirkliches und eingebildetes, Kennzeichen und Unterscheidungen, die nicht anzutreffen sind, so lange wir lediglich Arbeit der Natur und Arbeit der Menschen besaßen. Keine von diesen kann todt, keine von diesen eingebildet seyn. Nur die Richtung der zwingenden Kraft des Kapitals ist unaufhaltsam hingewendet zum Tod und zur Einbildung, zu dem was früherhin mit dem Wort postiche bezeichnet worden.

Der Beweis hiervon ist nicht nöthig; Herr Storch, der

hier nur als Wiederholer der Lehre genannt wird, welche die Zeit angenommen hat, liefert ihn auf jeder Seite, freylich aber mit jedem Widerspruch in sich selbst, den das Unechte und Zwitterhafte der Kapitalarbeit veranlassen muß. Denn stets entsteht ihm der Erwerbstamm durch Ersparung S. 169, und geht ihm verloren durch Verschwendung und Unverstand — was nicht ganz richtig ist, da ihn Unglücksfälle auch angreifen können —, ferner gehört zum Kapital zwar das wirkliche Geld auch, aber dieses allein bildet dasselbe noch nicht, jede Ansammlung von Objekten bringt dasselbe hervor. Da nun diese nie selbst arbeiten, jedoch nur was sich regt und wirkt, in der Staatsökonomie nur was Arbeit veranlaßt, Leben hat; so sind diese Ansammlungen, auch wenn Geld darunter sich befindet, nur lebendiges Kapital, sofern sie Arbeit veranlassen, im entgegengesetzten aber todtes. Ferner kann die Arbeit, welche sie veranlassen, eine wirklich hervorbringende, oder eine nutzlose vielleicht nur scheinbare seyn, postiche nach dem früher erwähnten Handelsbeyspiel. So fällt nicht nur aus einer eingebildeten Erwerbsthätigkeit deren Eigenschaft auf das Kapital zurück, sondern aus der hier nur vorbeygehend zu berührenden Vermehrung mittelst des Zins, die oft unrealisirt bleiben muß, so wie der von seiner gewaltigen Vermehrung ausgehenden Nothwendigkeit es mittelst des Kredits und anderer Repräsentation darzustellen, die sich auch nicht immer realisirt, entsteht ein wirkliches und ein eingebildetes Kapital. Niemand daher kann läugnen, daß die Erscheinungen von todtem und lebendigem, von eingebildetem und wirklichem Kapitale vorhanden sind. Nun aber tragen das Todte und das Eingebildete als gemeinschaftliches Kennzeichen die Nichtigkeit an sich. Denn nichtig ist das Todte, und nichtig ist das Eingebildete, nur jedes auf verschiedene Art. Folglich entsteht mit dem Begriff und dem Wesen des Kapitals so wie seiner Arbeit zugleich ein wirkliches und ein nichtiges, mit der der Natur sich anschließenden oder dem Ewigen widmenden Kraft ist es nicht so. Es muß folglich mit der zunehmenden Verwandlung der Natur und Menschenarbeit in Kapital beyder Verwandlung in ein Nichtiges zunehmen. Die Kapitalkraft verwandelt aber, wenn eine entgegengesetzte Wirkung nicht aus einer andern Region her entsteht, so lange Natur und Menschenarbeit in ihr Analogon, in Kapital, so lange noch Kraft zur Arbeit in ihnen ist, die dasselbe in Bewegung zu treten zwingen kann. Wenn sie nun jemals ihr Ziel zu erreichen vermöchte, so verwandelt die Kapitalkraft, wie sie damit anfängt, alles aus sich in Bewegung zu setzen, auch alles in ihr entsprechende Beschaffenheit. Das Kapital aber, wie es anwächst, setzt einen nichtigen Bestandtheil ab, und zu-

sich absichtlich untersagt hat. Er will fürs erste nur die Verwandlungen, welche das Kapital mit der ganzen Reihe ihm sich anschließender Wirksamkeiten hervorbringt, verfolgen, also ganz im Kreise der materiell ökonomischen Anschauungen verbleiben.

So lange die Natur — mit hier absichtlicher Weglassung desjenigen ewigen Einflusses, der auch sie auf noch höhere Weise verewigend mit seinem Element durchdringen, und darin verwandeln kann — die obenan stehende Wirksamkeit ist, der sich die menschliche, also die Arbeit in Menschen, nur anschließt, so daß diese Arbeit sich nicht vom Kapital und dessen Gesetzen, sondern der Natur und deren Gesetzen anziehen und bestimmen läßt, verwandelt sich nicht nur die menschliche Arbeit zu Fortsetzungen und Analoga der Natur, sondern letztere selbst auch bringt nur sich selbst immer wieder neu hervor. Kein drückender, ein überall nur wohlthätiger nicht sich erschöpfender Natursegen, Fülle und Reichthum wird die Folge in so glücklichem Verhältniß, daß mit seinen Vermehrungen die der Hervorbringungen der menschlichen Arbeit stets gleichen Schritt halten. Die menschliche Arbeit muß stets einer Richtung zu etwas anderem hin folgen, oder diese Richtung sich geben lassen. Gewinnt sie diese nicht von dem, was über der Natur stehet, noch von der Natur, noch von dem, was dem Staat im höhern Sinn als ein aus beyden Hervorgegangenes zum Grunde liegt, sondern dem Kreise von Wirksamkeiten, welche Recensent unter den Kollektivbegriff von Kapital zusammenfassen muß, so folgt sie selbst nicht nur diesem, sondern zieht auch die Arbeit der Natur mit in jene Richtung hinein, und es wird klar, von welcher Art die Verwandlung seyn muß, welche nunmehr beginnt. Nach der Umsetzung in Kapital strömt alles hin.

Man betrachte die Wirklichkeit der Verhältnisse, und gerade so zeigt es sich. Nicht nur der neue Lehrer der Staatswirthschaft verwandelt alle Wirksamkeiten in Kapitalwirksamkeiten, die wirkliche Welt selbst thut es, und der Wirksamkeit entspricht das Produkt. Es ist das Kapital, immer im kollektiven Sinn dieses Worts, und als Gegensatz von Natur und Menschenarbeit — was ungeheuer wächst, aber auch gleich vierfache Beschaffenheit annimmt. Es wird todtes und lebendiges, wirkliches und eingebildetes, Kennzeichen und Unterscheidungen, die nicht anzutreffen sind, so lange wir lediglich Arbeit der Natur und Arbeit der Menschen besaßen. Keine von diesen kann todt, keine von diesen eingebildet seyn. Nur die Richtung der zwingenden Kraft des Kapitals ist unaufhaltsam hingewendet zum Tod und zur Einbildung, zu dem was früherhin mit dem Wort postiche bezeichnet worden.

Der Beweis hiervon ist nicht nöthig; Herr Storch, der

hier nur als Wiederholer der Lehre genannt wird, welche die Zeit angenommen hat, liefert ihn auf jeder Seite, freylich aber mit jedem Widerspruch in sich selbst, den das Unechte und Zwitterhafte der Kapitalarbeit veranlassen muß. Denn stets entsteht ihm der Erwerbstamm durch Ersparung S. 169, und geht ihm verloren durch Verschwendung und Unverstand — was nicht ganz richtig ist, da ihn Unglücksfälle auch angreifen können —, ferner gehört zum Kapital zwar das wirkliche Geld auch, aber dieses allein bildet dasselbe noch nicht, jede Ansammlung von Objekten bringt dasselbe hervor. Da nun diese nie selbst arbeiten, jedoch nur was sich regt und wirkt, in der Staatsökonomie nur was Arbeit veranläßt, Leben hat; so sind diese Ansammlungen, auch wenn Geld darunter sich befindet, nur lebendiges Kapital, sofern sie Arbeit veranlassen, im entgegengesetzten aber todtes. Ferner kann die Arbeit, welche sie veranlassen, eine wirklich hervorbringende, oder eine nutzlose vielleicht nur scheinbare seyn, postiche nach dem früher erwähnten Handelsbeyspiel. So fällt nicht nur aus einer eingebildeten Erwerbsthätigkeit deren Eigenschaft auf das Kapital zurück, sondern aus der hier nur vorbeygehend zu berührenden Vermehrung mittelst des Zins, die oft unrealisirt bleiben muß, so wie der von seiner gewaltigen Vermehrung ausgehenden Nothwendigkeit es mittelst des Kredits und anderer Repräsentation darzustellen, die sich auch nicht immer realisirt, entsteht ein wirkliches und ein eingebildetes Kapital. Niemand daher kann läugnen, daß die Erscheinungen von todtem und lebendigem, von eingebildetem und wirklichem Kapitale vorhanden sind. Nun aber tragen das Todte und das Eingebildete als gemeinschaftliches Kennzeichen die Nichtigkeit an sich. Denn nichtig ist das Todte, und nichtig ist das Eingebildete, nur jedes auf verschiedene Art. Folglich entsteht mit dem Begriff und dem Wesen des Kapitals so wie seiner Arbeit zugleich ein wirkliches und ein nichtiges, mit der der Natur sich anschließenden oder dem Ewigen widmenden Kraft ist es nicht so. Es muß folglich mit der zunehmenden Verwandlung der Natur und Menschenarbeit in Kapital beyder Verwandlung in ein Nichtiges zunehmen. Die Kapitalkraft verwandelt aber, wenn eine entgegengesetzte Wirkung nicht aus einer andern Region her entsteht, so lange Natur und Menschenarbeit in ihr Analogon, in Kapital, so lange noch Kraft zur Arbeit in ihnen ist, die dasselbe in Bewegung zu treten zwingen kann. Wenn sie nun jemals ihr Ziel zu erreichen vermöchte, so verwandelt die Kapitalkraft, wie sie damit anfängt, alles aus sich in Bewegung zu setzen, auch alles in ihr entsprechende Beschaffenheit. Das Kapital aber, wie es anwächst, setzt einen nichtigen Bestandtheil ab, und zu-

letzt dürfte sich nichts mehr vorfinden, nichts mehr sich gegenüber stehen, wie das wirkliche und das nichtige Kapital. Wirkliches Kapital ist indessen als zur Arbeit zwingendes Medium nur denkbar, so lange ihm noch etwas gegenüber steht, das zur Arbeit gezwungen werden kann, und nicht schon sich selbst in Zwangsmittel verwandelt hat. Findet sich nun nur noch das Zwangsmittel vor, die Arbeitskraft selbst aber ist schon erschöpft, so ist alles Kapital nichtig oder todt, und alles auch in der Gesellschaft nichtig oder todt geworden.

Zur Verhütung möglicher Mißverständnisse ist in Beziehung auf obige Schlußfolge zweyerley zu bemerken.

Daß die Resultate derselben, nämlich die angekündigten letzten Folgen noch nicht eingetreten sind, hebt ihre Wahrheit nicht auf; denn in der Wirklichkeit sind noch überall sehr verschiedenartige und mannigfaltige Gegenwirksamkeiten gegen jenen Gang der Wirksamkeit des Kapitals vorhanden, welche die Denkbarkeit nicht in ihr Gebiet mit aufnehmen, und bey ihrem richtig wandelnden Fortschritt berücksichtigen kann. Sie setzt voraus, daß die Kapitalwirksamkeit ihr angefangenes Werk vollbringen werde, nämlich die übrigen Elemente besiegen, und in ihr Wesen verwandeln. Wenn es nicht geschiehet, wie es nicht geschehen wird, so liegt dieß nicht in Verhältnissen, deren Berücksichtigung die gegenwärtige Betrachtung aus Gründen ausschließt. Sie könnte sie erst aufnehmen, nachdem sie solche mit den hier ergriffenen Elementen in eine Einheit aufgelöset hätte, deren Entstehen die Verhältnisse bildete, welche betrachten, oder etwas neues entwickeln, dasselbe wäre. Zudem kann es genügen, daß ein Theil der Folgen schon eingetreten ist. Denn um Bürgschaft zu leisten für die Richtigkeit der Folgerung und des Raisonnements ist es hinreichend.

Zum andern ist zu bemerken, daß obige Darstellung die Beschaffenheit der Abstraktion nur angenommen hat, um möglichst kurz sich aussprechen zu können. Darum mußte sie den Gegenstand in größter Allgemeinheit mit Weglassung aller Individual-Beziehungen auffassen. Nur Mangel an Raum nöthigte dazu; denn das vorliegende Buch gibt Veranlassung zu untergeordneten individuellen Betrachtungen und Behauptungen. Zum Beyspiel über den Gewinn, die Arbeitstheilung, den Verlag, die Rente u. s. w., die ganz natürliche und folgerechte Kette von Verhältnissen vor den Augen der Leser entstehen zu lassen, in der sich wie ein Glied aus dem andern dieselbe Reihefolge von Zuständen und Ergebnissen bilden würde. Was noch mehr ist, wie wirkliche Fakta, wie geschichtlicher Gang mancher einzelnen ökonomischen Ereignisse und Erscheinungen, ließe sich Entsprechendes an wirk-

lichen Vorfallenheiten mit historischer Treue berichten und darstellen. Zum Beyspiel von etwas, das auch der Verfasser anerkennt, und das am meisten einem entgegengesetzten Resultat förderlich zu seyn scheint, nämlich daß mit der Künstlichkeit und Theilung der Arbeit, das Bedürfniß nach allen Nuancen des Kapitals wachsen müsse, wäre, wie von dem entferntesten und widerstreitendsten Punkt aus, ein Verhältniß gegenseitiger Kollisionen und Zerstörungen zu entwickeln möglich, das am Ende seinen Entstehungspunkt in Entsprechendem anträfe, so daß es nur als untergeordnete Wiederholung des nämlichen Ereignisses sich dem Auge darbieten würde.

Beginnt also in Gemäßheit der, nur durch zwey eingeschobene Bemerkungen unterbrochen gewesenen, Reihefolge von Betrachtungen durch den Eintritt ungehemmter Wirksamkeit der Kapitalkraft in die Gesellschaft, eine Verwandlung aller Elemente derselben in Kapital, und zwar in nichtiges und in wesentliches Kapital zugleich; so entsteht — und hier erscheint sogleich eine der Gegenwirkungen, welche das durch konsequente Folgerung entstandene Resultat ändern kann — ein Bestreben der Kapitalsinhaber selbst, das Versinken des Kapitals in Nichtigkeit zu hemmen. Dieß Bestreben allein und vom beschränkten Interesse Einzelner ausgehend, kann nur geringen Erfolg haben. Der Inhaber der Kapitalkraft wird diese wieder in Naturarbeit, vielleicht selbst in eine gewisse Fortdauer von Menschenarbeit umzusetzen versuchen. Aber dieß ist nur ein Umsatz, keine Verwandlung, und der Umsatz muß dem Gang der Umwandlung doch nach und nach anheim fallen. Das was richtige Einsicht bewirken könnte — und die vermag zu allen Zeiten sehr viel — bleibt fürs erste noch unerwogen, denn das Interesse erzeugt sich aus der Regung selbst, und äußert sich deßhalb früher. Nun aber muß, je mehr die Kapitalkraft das allgemeine belebende Element wird, in je höherem Maße Abhängigkeit von ihr entsteht, der ihrer Beyhülfe Entbehrende einen Druck empfinden, welcher um so allgemeiner und um so lastender wird, je mehr das Kapital sich zu nichtigem verwandelt, das nicht der Arbeit förderlich wird, und sobald sich dieß durch die nichtige Arbeit im Zins vermehrt. Wer nunmehr nicht Inhaber der zwingenden Kapitalkraft, oder Rentier ist, besitzt nur dienende Kraft, nämlich entweder die der Naturarbeit im Grund und Boden, oder die in der eigenen Arbeit, oder auch wohl beyde; aber keine dritte, denn die gibt es nicht. Den hohen Werth beyder fühlt er wohl, er erkennt sie wohl als die wesentlichen an, und nicht entgeht es ihm, daß sie von einer eigentlich nichtigen gelähmt werden. Dieß veranlaßt ein Mißverhältniß, welches die staatswirthschaftlichen Theorien nicht anerkennen, denn

letzt dürfte sich nichts mehr vorfinden, nichts mehr sich gegenüber stehen, wie das wirkliche und das nichtige Kapital. Wirkliches Kapital ist indessen als zur Arbeit zwingendes Medium nur denkbar, so lange ihm noch etwas gegenüber steht, das zur Arbeit gezwungen werden kann, und nicht schon sich selbst in Zwangsmittel verwandelt hat. Findet sich nun nur noch das Zwangsmittel vor, die Arbeitskraft selbst aber ist schon erschöpft, so ist alles Kapital nichtig oder todt, und alles auch in der Gesellschaft nichtig oder todt geworden.

Zur Verhütung möglicher Mißverständnisse ist in Beziehung auf obige Schlußfolge zweyerley zu bemerken.

Daß die Resultate derselben, nämlich die angekündigten letzten Folgen noch nicht eingetreten sind, hebt ihre Wahrheit nicht auf; denn in der Wirklichkeit sind noch überall sehr verschiedenartige und mannigfaltige Gegenwirksamkeiten gegen jenen Gang der Wirksamkeit des Kapitals vorhanden, welche die Denkbarkeit nicht in ihr Gebiet mit aufnehmen, und bey ihrem richtig wandelnden Fortschritt berücksichtigen kann. Sie setzt voraus, daß die Kapitalwirksamkeit ihr angefangenes Werk vollbringen werde, nämlich die übrigen Elemente besiegen, und in ihr Wesen verwandeln. Wenn es nicht geschiehet, wie es nicht geschehen wird, so liegt dieß nicht in Verhältnissen, deren Berücksichtigung die gegenwärtige Betrachtung aus Gründen ausschließt. Sie könnte sie erst aufnehmen, nachdem sie solche mit den hier ergriffenen Elementen in eine Einheit aufgelöset hätte, deren Entstehen die Verhältnisse bildete, welche betrachten, oder etwas neues entwickeln, dasselbe wäre. Zudem kann es genügen, daß ein Theil der Folgen schon eingetreten ist. Denn um Bürgschaft zu leisten für die Richtigkeit der Folgerung und des Raisonnements ist es hinreichend.

Zum andern ist zu bemerken, daß obige Darstellung die Beschaffenheit der Abstraktion nur angenommen hat, um möglichst kurz sich aussprechen zu können. Darum mußte sie den Gegenstand in größter Allgemeinheit mit Weglassung aller Individual-Beziehungen auffassen. Nur Mangel an Raum nöthigte dazu; denn das vorliegende Buch gibt Veranlassung zu untergeordneten individuellen Betrachtungen und Behauptungen. Zum Beyspiel über den Gewinn, die Arbeitstheilung, den Verlag, die Rente u. s. w., die ganz natürliche und folgerechte Kette von Verhältnissen vor den Augen der Leser entstehen zu lassen, in der sich wie ein Glied aus dem andern dieselbe Reihefölge von Zuständen und Ergebnissen bilden würde. Was noch mehr ist, wie wirkliche Fakta, wie geschichtlicher Gang mancher einzelnen ökonomischen Ereignisse und Erscheinungen, ließe sich Entsprechendes an wirk-

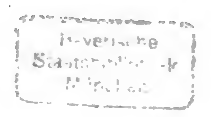
lichen Vorfallenheiten mit historischer Treue berichten und darstellen. Zum Beyspiel von etwas, das auch der Verfasser anerkennt, und das am meisten einem entgegengesetzten Resultat förderlich zu seyn scheint, nämlich daß mit der Künstlichkeit und Theilung der Arbeit, das Bedürfniß nach allen Nuancen des Kapitals wachsen müsse, wäre, wie von dem entferntesten und widerstreitendsten Punkt aus, ein Verhältniß gegenseitiger Kollisionen und Zerstörungen zu entwickeln möglich, das am Ende seinen Entstehungspunkt in Entsprechendem anträfe, so daß es nur als untergeordnete Wiederholung des nämlichen Ereignisses sich dem Auge darbieten würde.

Beginnt also in Gemäßheit der, nur durch zwey eingeschobene Bemerkungen unterbrochen gewesenen, Reihefolge von Betrachtungen durch den Eintritt ungehemmter Wirksamkeit der Kapitalkraft in die Gesellschaft, eine Verwandlung aller Elemente derselben in Kapital, und zwar in nichtiges und in wesentliches Kapital zugleich; so entsteht — und hier erscheint sogleich eine der Gegenwirkungen, welche das durch konsequente Folgerung entstandene Resultat ändern kann — ein Bestreben der Kapitalsinhaber selbst, das Versinken des Kapitals in Nichtigkeit zu hemmen. Dieß Bestreben allein und vom beschränkten Interesse Einzelner ausgehend, kann nur geringen Erfolg haben. Der Inhaber der Kapitalkraft wird diese wieder in Naturarbeit, vielleicht selbst in eine gewisse Fortdauer von Menschenarbeit umzusetzen versuchen. Aber dieß ist nur ein Umsatz, keine Verwandlung, und der Umsatz muß dem Gang der Umwandlung doch nach und nach anheim fallen. Das was richtige Einsicht bewirken könnte — und die vermag zu allen Zeiten sehr viel — bleibt fürs erste noch unerwogen, denn das Interesse erzeugt sich aus der Regung selbst, und äußert sich deßhalb früher. Nun aber muß, je mehr die Kapitalkraft das allgemeine belebende Element wird, in je höherem Maße Abhängigkeit von ihr entsteht, der ihrer Beyhülfe Entbehrende einen Druck empfinden, welcher um so allgemeiner und um so lastender wird, je mehr das Kapital sich zu nichtigem verwandelt, das nicht der Arbeit förderlich wird, und sobald sich dieß durch die nichtige Arbeit im Zins vermehrt. Wer nunmehr nicht Inhaber der zwingenden Kapitalkraft, oder Rentier ist, besitzt nur dienende Kraft, nämlich entweder die der Naturarbeit im Grund und Boden, oder die in der eigenen Arbeit, oder auch wohl beyde; aber keine dritte, denn die gibt es nicht. Den hohen Werth beyder fühlt er wohl, er erkennt sie wohl als die wesentlichen an, und nicht entgeht es ihm, daß sie von einer eigentlich nichtigen gelähmt werden. Dieß veranlaßt ein Mißverhältniß, welches die staatswirthschaftlichen Theorien nicht anerkennen, denn

diese behaupten, der Inhaber jener Kräfte könne deren Arbeit oder Produkt dem Inhaber der Kapitalkraft so hoch anschlagen im gegenseitigen Austausch — hier zeigt sich das Trügliche und Ungehörige im Begriff von Tausch — daß ihm von jeder entgegengesetzten Kraft stets wieder so viel zufließt, als er bedarf, seine Arbeitskraft zu beleben. Aber die Erfahrung widerspricht dem, und muß es aus sehr vielen, zum Theil fern liegenden Gründen. Zum Beyspiel die Arbeitskraft des Menschen wird physisch so schwach, daß sie nur in Gesellschaft mit Verlags- oder anderem Kapital arbeiten kann, oder, mittelst der Maschine, macht die Kapitalkraft die Arbeitskraft ganz entbehrlich, und lähmt sie dadurch auf das furchtbarste; ferner kann die Naturkraft örtlich ohne Kapitalkraft bald die Menschenkraft nicht mehr anziehen, bald die sächlichen Erforderniße nicht mehr erwerben, und was dergleichen mehr ist. So fängt der Druck allemal an, der Arbeitskraft zuerst fühlbar zu werden. Auch dieß hat seine vielerley Ursachen, unter welchen die erheblichste die ist, daß am Ende die Naturkraft mit geringer Beyhülfe der menschlichen Arbeitskraft, selbst geringer Kapitalkraft noch fortarbeitet, oder daß sie sich immer noch in sehr enger Vereinigung mit der menschlichen Arbeitskraft erhalten hat, bey den Alten durch das Sklaven-, bey den Neuern durch das Hörigkeitsverhältniß. Fängt nun die menschliche Arbeitskraft an, jenen Druck zu empfinden, so ist es sehr möglich, daß sie zuerst einen Angriff auf die Naturkraft und deren Inhaber macht. Es läßt sich aber annehmen, daß dieß nur geschiehet, wenn entweder der Druck wirklich von der Naturkraft ausgeht, was geschehen kann allemal, wenn die Kapitalkraft noch gar nicht Wirksamkeit gewonnen hat, und folglich der menschlichen Arbeit nur die Naturarbeit entgegen stehet, oder aus Irrthum, wenn die menschliche Arbeit den Unterschied von Natur- und Kapitalarbeit noch nicht genugsam durchschaut hat, noch nicht weiß, wie viel Hemmung von der Kapitalarbeit ausgeht, und wie sehr diese nur sich ihr entzieht, und sie selbst hemmt. Sie gelangt aber am Ende zur richtigen Einsicht, und dann kann es kaum ausbleiben, daß beyde durch die Kapitalkraft gelähmte Kräfte, die Arbeit der Natur und die der Menschen, sich verbinden gegen jene des Kapitals, und zwar mehr oder minder gewaltsam. Auf die gewaltsamen Wege kann es hier nicht ankommen, nur auf den entgegengesetzten, und das wäre der, abermals und von neuem gegenseitig zu wirken und zu schaffen, sich zu tragen und zu erhalten, ohne der Intervention der Kapitalkraft zu bedürfen. Dieß kann nun zurück zum Tausch und rohem Naturzustande führen. Es ist aber auch, wenn der Einfluß eines verständigen Sinnes die Oberhand behauptet, möglich, daß dieß

Verhältniß wieder Organismus wird, und man nach natürlichen Gesetzen sich wieder zu wechselseitigen Leistungen verpflichtet, also sich eine Staatsverfassung bildet, welche man eine rein natürliche nennen könnte, weil sie, einer zweckmäßigen Maschinerie gleich, ein zweckmäßiges Wirken und Eingreifen der Kräfte zu Stande bringt, ohne daß die Einflüsse höheren Ursprungs in das Ganze einzutreten nöthig hätten.

Scheint nun ein Lehrbuch der Nationalökonomie vorzugsweise für die geschrieben, welche mit der Lenkung der öffentlichen Angelegenheiten zu thun haben, und wäre in dem Vorgetragenen etwas enthalten, woraus auch sie Anwendung zu ziehen hätten, so läge es nahe, zu fragen, ob nicht die Regierungsweisheit darin bestehe, nur die gewaltsamen Versuche zur Herstellung eines angemessenen Verhältnisses zu verhüten, wo möglich auch das Zurücksinken zum Tausch und rohen Naturzuständen, folglich das Mißverhältniß zwar wachsen zu lassen, aber nach Möglichkeit es so zu lenken, daß sich Staatsverfassungen wieder nach natürlichen Gesetzen bilden, und die geselligen Verhältnisse sich aus sich selbst Formen schaffen, die jedes fremde Princip verbannend, Natur- und Menschenarbeit wieder in ein geregeltes Verhältniß auf dauernde Weise stellen? Dieß wäre nicht nur dem Gedanken nach möglich, sondern könnte auch einen glücklichen Erfolg haben, obwohl dabey gewiß Vieles verloren ginge, was Manche nicht anerkennen, was aber doch, wenn es auch ein hier ausgeschlossenes Element seyn mag, erhalten zu wollen, mancherley Gründe anrathen könnten. Es wäre ja doch möglich, daß, so gut wie von alten Irrthümern gesprochen wird, auch neue Irrthümer entstehen können, und daß es wünschenswerth würde, Interessen und Einsichten eine Zeit lang auseinander zu halten. Es ist möglich, daß auch Einsichten eine ungemäße Richtung nähmen. Was wir früheren Zeiten vorwarfen, kann ja auch uns einst, und vielleicht früher als gewähnt wird, zum Vorwurf gereichen. Der Verstand irrt nun einmal; aber er findet auch wieder, gerade durch seine Kraft, einzelnes Irrige, ja fast alles Irrige zu durchschauen, die Einsicht über seinen eigenen Irrthum. Es geschieht dieß in der Regel, aber die Erfahrung lehrt, daß ihm dann dazu auch nichts nathwendiger sey, wie völlige Ungestörtheit seines Wirkens. Er darf z. B. schon nicht im Dienst von etwas Fremdem, lediglich der Zeit Angehörigem stehen. Oft kann er sogar dann schon, wenn er auch nur vom Wind fremder Ansichten angeweht wird, seine Richtung zwar nicht auf immer, aber eine Zeit lang verändern. Am meisten und leichtesten wird dieß der Fall seyn, wenn Interessen ihn entweder berühren, oder an sich ziehen. Es ist mithin sehr möglich, daß der Verstand, wie er nur hinaus ge-



stellt ist, außerhalb dem Gewühle von Interessen, wie er nur forscht, ohne damit einen Nebenzweck zu verbinden, er wieder das Richtige ergreift, und der Geist sich diesem im Allgemeinen wieder zuwendet. Es gehört also zu den Möglichkeiten, daß es Bedürfniß sey, die geselligen Verhältnisse so lange zu erhalten, so lange jede Erschütterung von ihnen abzuwenden, so lange sie zu bewahren vor gewaltsamen Mitteln, die ein naturgemäßes Gleichgewicht wieder herstellen wollen, oder vor dem Zurücksinken bald in rohe Natur, bald in kunstvoll organisirte mechanische Verhältnisse, als die wirkende Wiederkehr eines bessern Geistes sich erwarten läßt, damit dieser, nicht, wenn auch kaum für immer, doch auch nicht für lange Zeiten erlösche. Entstehen diese Bedingungen, dann muß es weit mehr darauf ankommen, die Kräfte, welche als Quellen des nationalen Reichthums zu betrachten sind, zu schonen, wie darauf, sie in eine Regung zu setzen oder zu erhalten, welche die Ankunft eines jener Zustände beschleunigt.

Aber auch abgesehen hiervon — denn es beruht auf politischen Rücksichten, die wenigstens nach jetzt vorwaltenden Begriffen und Theilungen der Wissenschaft dem Staatswirth fern bleiben — und nur angenommen, daß der Staat und die Gesellschaft einmal beruhe auf den drey Grundkräften der Arbeit, der Natur, der Menschen und des Kapitals, angenommen, daß die Existenz dieser drey Kräfte, und ihr fortgesetztes Ineinanderwirken die beständigen und unabänderlichen Bedingungen der Gesellschaft und ihres Wohlstandes seyn sollen, so muß es blos um ihrer willen und keines andern Zwecks wegen, nach den angedeuteten Verhältnissen. in denen sie stehen, ganz vorzüglich darauf ankommen, sie zu schonen. So entstände dann eine Lehre von der Nationalökonomie, welche nicht mehr höchste Anspannung und Regung dieser Kräfte zu befördern, sondern zu lehren hätte, wie das jedesmalige Verhältniß zu finden sey, in das diese Kräfte zu stellen und zu erhalten wären, wenn sie in dem Grade entweder alle oder einzeln geschont werden sollen, der nöthig zu erhalten ist, um zu hindern, daß keine in Regsamkeit übergehe, die entweder ihr oder allen der Uebertreibung wegen schädlich werden, namentlich nicht denjenigen Wirksamkeiten und Wirkungen entgegeneile, deren Eintritt sich in der obigen Kette von Folgerungen gezeigt hatte.

Wenn frühern Andeutungen entsprechend die ökonomische Seite im nationalen Daseyn sich gänzlich Einflüssen unterordnen kann, die sie als höher stehend anerkennt, und deshalb ihre Natur annimmt, ihren Gesetzen und Lenkungen folgt; so entstände eine Art, den hier beschäftigenden Gegenstand zu behandeln, bey der er ganz ein anderer wäre, als er dem Verfasser und der

Schule, mit der er in Uebereinstimmung sich befindet, wirklich ist. Er ginge aus andern Begriffen hervor, und beruhete auf andern Bestandtheilen. Auf ihn ließ sich nur hinweisen, mehr um ein Bedenken gegen die absolute Natur der Ansichten des Autors zu erregen, als ihn nach diesem Geiste darzustellen; denn letzteres hätte ganz von ihm entfernt. Dagegen verhält es sich mit dem Inhalt der zuletzt erwähnten Betrachtung anders. Diese behält Kräfte und Materialien bey, welche auch des Verfassers Grundlagen sind, und hier scheint nichts zu hindern, daß die im Allgemeinen angegebene Ansicht nicht auch im Einzelnen durchgeführt und begründet werde, indem sie sich überall nur Dingen gegenüber zu stellen hat, die der Autor ebenfalls besitzt. In der That hindert auch nichts als die Beschränktheit des Raums. Wer bekannt ist mit den staatswirthschaftlichen Schriften, die jetzt ein Ansehen behaupten, kennt ihren Umfang. Selbst die, welche in Eintracht stehen mit den Betrachtungsweisen, die jetzt Ansehen genießen, können Erweiterungen oder Berichtigungen derselben nicht wagen, ohne Verbreitung über eine Reihe von Gegenständen, und dieß liegt in der Natur des ganzen Gewebes, mit welchem man diese Wissenschaft vergleichen kann. Ein jeder Bestandtheil derselben wird nach den Fäden, mit denen er in Nachbarschaft zu liegen, oder in wirkliche Verbindung kommt, wieder ganz ein anderer, und jede Veränderung des Gewebes durch die Verrückung der Fäden an einem Punkt, zieht mehr oder weniger Aehnliches auch an andern Stellen nach sich. Es geht mit allen Elementen, wie mit dem Gelde, von dem auch der Verfasser sagt, es sey so wunderbarer vielseitiger Natur, daß man es oft wieder auf ganz entgegengesetzte Weise zu betrachten habe, und zuweilen nicht wisse, wie man mit ihm daran sey. Schon diese Bemerkung ist außerordentlich viel werth, denn sie zeugt von dem Streben, ein vielseitiges Wesen vielseitig aufzufassen. Der Grund aber, aus welchem alle Materialien der Nationalökonomie so vielseitig sind, beruht darin, daß sie dem wirklichen stets regen Leben angehören, welches sich fortwährend ändert, dessen Aenderungen mit Einfluß und Wirksamkeit durch das Ganze durchschlagen, und ihre Modifikationen unsichtbar bis zu einer endlosen Weite hin verbreiten. Nöthigt dieß nun schon die Anhänger des Systems zu bedeutenden Ausbreitungen, wenn sie nur geringe Abweichungen von ihm deutlich machen wollen, wie mehr muß dieß der Fall werden, wenn den sämmtlichen Elementen eine andere Stellung und Richtung gegeben werden soll, die der bisherigen ganz entgegen läuft. Dieß oder jenes sey übersehen oder vergessen, ist ein Vorwurf, der vielleicht wenigen Schriftstellern öfter gemacht wird wie denen, die über den Nationalhaushalt gehandelt haben,

und ähnlichen Vorwürfen wünscht Recensent sich nicht auszusetzen. Es müßte ihm vergönnt seyn, Seite für Seite dem vorliegenden Werke gegenüber einen noch andern Zusammenhang der von ihm betrachteten Elemente darzustellen, und dessen Uebereinstimmung bald mit dem Ganzen, bald mit fern liegenden Materien und Erscheinungen, oft zur Seite zu stellen, und in Erinnerung zu bringen. Welcher Raum aber dazu nöthig wäre, wird jeder Einsichtsvolle ermessen, und darum will er bey diesem Hinderniß jener Auflage zu genügen, an einigen Sätzen und Mittheilungen des Verfassers darthun, in welchem Grade so vieles, was die Nationalökonomie lehrt, mit ihrem eigenen Inhalt und Ziel nicht nur, sondern auch mit dem Inhalt und Ziel der höhern Politik, d. h. mit der Lehre von allem was das gesellige Daseyn der Menschen, wenn wir es denn einmal außerhalb den Einflüssen der Religion gestellt betrachten wollen, erfordert und darbietet — einen Widerspruch behauptet und fortsetzt.

Zuerst bietet sich, der Anordnung des Werks nach, die gepriesene Arbeitstheilung dar. Sie soll die Gewerbsthätigkeit vervollkommnen, und die Waaren verbessern, weil die Kunstanlagen des Menschen bey einfachen und oft wiederholten Verrichtungen sich vervollkommnen, Zeitverluste erspart werden, und bey der Beschränkung aller Kräfte des Menschen auf einen Zweck, er eher Mittel seiner Erreichung, z. B. Maschinenkräfte entdeckt.

Von dem allen läßt sich das Gegentheil durch wirkliche Erscheinungen und durch Auffinden der Gründe zu denselben darthun. In England werden Stahlwaaren in Fabriken mit allen Hülfen der Arbeitstheilung verfertigt, bey denen man nur darauf bedacht ist, sie denen im äußern Ansehen nachzubilden und ähnlich zu machen, welche in London von zünftigen Meistern verfertigt werden. Sie werden jenen untergeschoben, aber bey der Erkennung weit geringer bezahlt. — Ferner, bey einfachen sich oft wiederholenden Verrichtungen werden nicht die Kunstanlagen der Menschen vervollkommnet, er wird zu bloßen Handgriffen geschickt gemacht, über die hinaus seine Anlagen verschwinden. Endlich die Beschränkung der sämmtlichen Kräfte des Menschen auf einem einzelnen Mechanismus, auf einen einzigen Handgriff! Verwandelt sie ihn denn nicht zu etwas der Maschine ganz untergeordnetem? Das Werkzeug und dessen Handhabung ist stets nur eine Erweiterung und Erleichterung der eigenen Arbeitskraft und Geschicklichkeit; der Mensch bleibt als das Lenkende und Wirkende über dem Instrument. Bey der Arbeit mit Maschinen sind diese das Wirkende, das Thätige, das Ursprüngliche, der Mensch hilft mit einer ganz untergeordneten Verrichtung nur nach, wird das Dienende. Wie stimmt dieß mit dem Streben, ihn frey machen

zu wollen? den erhabensten Kräften will man ihn nicht unterordnen, eine Fortsetzung der Naturwirksamkeit soll er nicht werden, wohl aber der Maschinenwirksamkeit; denn die stetigste und höchste Beschränkung auf dem immer unverändert bleibenden Handgriff ist ja der Inhalt des aufgestellten Satzes. Ferner findet man es herabwürdigend, wenn, den höchsten Beziehungen nach, der Mensch nur auf wenige Gegenstände angewiesen und beschränkt werde, damit er diese ganz in ihrer lebendigen Tiefe durchdringe, weil, je weniger er auf der Oberfläche wechselnd und flüchtig umher kreiset, er um so sicherer an das nur in der Tiefe anzutreffende Wahre und Wesentliche gelangt; aber nicht herabwürdigend nennt man es, wenn er Zeitlebens nur auf die Anschauung einer einzigen Maschinenwirksamkeit beschränkt wird, weil dieß die Hervorbringung von Arbeiten, deren Ueberfülle nur zu bald mit Erstickung droht, befördert, er selbst indeß vielleicht auf die Entdeckung eines verbesserten Handgriffs gelangt.

Aber bey der Sache zu bleiben, so lehrt die Theorie hier unbedingt Beförderung der Arbeitstheilung, und gibt weder die Maxime der Limitirung noch den Maßstab zur Limitirung an. Endlos wird sie freylich nicht werden, denn eine beschränkende Kraft von außen her wird sich ihr schon entgegen stellen. Aber muß sie diese abwarten, um zur Einsicht einer aufzustellenden Schranke zu gelangen, und entbehrt sie selbst die Anweisung dazu, so ist sie nicht mehr Wissenschaft. Praktisch wird sie so lange die Arbeitstheilung vorschreiten lassen, oder wohl selbst befördern, bis sich das Bedürfniß der Hemmung vielleicht zu spät schon anmeldet, und so kann denn, ehe sie es gewahr geworden, ein Uebel, das sie gehegt hat, entstanden seyn, nemlich erstickende Ueberfülle an Gewerbshervorbringungen, die keinen Nutzen mehr gewähren, weil sie über das Bedürfniß des Gebrauchs vorhanden, also in sich todt sind, die ferner, weil Kapitalkraft in ihre Hervorbringungen und in die Anstalten zu ihrer Hervorbringung gewendet ist, welches realisirt werden will, um andere Arbeit zu beleben, lebendiges und wirkliches Kapital in todtes und eingebildetes verwandelt haben, die endlich den nur auf die eine Fähigkeit und Verrichtung beschränkten Menschenhänden Gelegenheit zur Arbeit um so mehr entziehen, als jenes unglückliche Ereigniß Stoff sowohl wie Kapitalkraft vernichtet hat, wodurch auch wieder Thätigkeiten anderer Art Stockung erfahren. Alle diese Leiden fangen wirklich schon an zu drücken.

Zwey Betrachtungen aus ganz entgegen gesetzten, zum Theil sehr entfernten Regionen bieten sich nun dar.

Wäre die Stockung anderer Beschaffenheit, wäre sie aus einer Ueberfülle der Erzeugnisse, wie gesegnete Ernten hervor-

bringen können, dem Grund und Boden erwachsen, so hätte als letztes, fast nie eintretendes Extrem die Folge seyn können, daß der Acker nicht mehr kultivirt würde. Aber dieß wäre immer keine absolute Stockung oder kein Verzehren gewesen, denn die Natur arbeitet doch fort, wenn sie auch nur die Kraft der Arbeit sammelt und stärkt. Hier geht das Substrat der Thätigkeit nicht verloren, nicht unter. Es leistet eine Zeit lang vielleicht wenig oder gar nichts, aber es bleibt da, und dasselbe zu erhalten, auch wenn es unthätig bleiben sollte, verlangt keine Anstrengungen. Wie anders ist dieß mit der durch Theilung vervielfältigten und erweiterten Kraft der Arbeit! Der Verfasser zeigt selbst, wie durch Künstlichkeit und Theilung der Arbeit ein größeres Bedürfniß nach mehrerem Kapital entsteht. Dieß Kapital ist, da seiner Darstellung gemäß der Erwerbstamm nicht blos Geld zu seyn braucht, sondern oft in einer Ansammlung der zur Arbeitshervorbringung nöthigen Objekte bestehen kann, die Totalität dieser Gegenstände, welche sich hier Anstalten nennen lassen. Die menschliche Arbeitskraft, so behandelt, daß sie nach Möglichkeit eine Fortsetzung der Naturkraft wird und bleibt, behält in der Regel eine Art von Substrat; sie verläßt die Bodenbearbeitung beym natürlichen Zustand der Dinge, und ist nicht mehr geschützt gegen schädliche Intervention der Kapitalkraft, nur wenn der Boden so viel gespendet hat, daß das Bedürfniß zur Arbeit aufhört. Der Gewerbfleiß hat kein solches festes Gebiet oder Substrat. Er bedarf so mancherley, was ihm dasselbe surrogiren soll, am meisten den Erwerbstamm, und dieser ist zuletzt in der Form der Anstalt nöthig geworden. Das Ereigniß, daß diese zu viel gearbeitet habe, sey eingetreten, wird angenommen; Stockungen sind also entstanden. Die theoretische Terminologie nennt dieß einen Verlust oder eine Beschränkung des Markts. Aber was heißt dieß? woher kommt sie? — Es hat ein unnatürliches Verhältniß den Zustand wirklich erreicht, den es hervorbringen mußte, und der Ausdruck: Verlust des Markts, der sich zur Noth deduciren und darstellen läßt, ist nur täuschende Paraphrase für den letzten Erfolg ganz anderer Vorbereitungen, die tiefer liegen. Doch es sey! Man sage, der Markt ist verloren, oder auf eine Zeit lang gesperrt, und hülle mit diesem Kunstausdruck für eine Krankheit die ganze Geschichte ihrer medizinischen Vorbereitung ein. Gleich entstehen folgende Anforderungen. Der Spekulant, der Inhaber des Erwerbsstamms, der Kapitalist, der sein Kapital in die Anstalt gesteckt hat, verlangt Unterstützung, damit das kostbare Substrat sich einst wieder belebender Arbeit nicht untergehe, er verlangt ferner Maßnahmen, daß ihm abermals ein Markt gebildet, und nie wieder gesperrt werde, er verlangt vielleicht sogar Unter-

stützung für die arbeitslos gewordenen Individuen, damit ihre Kunstfertigkeit nicht untergehe, oder, ist er bescheidener, so zeigt er der Regierung eine Menge von Motiven, die nothwendig machen, sich jener Arbeitslosen anzunehmen. Doch nichts von diesem allen kann die Regierung thun; denn theils ist es an sich unthunlich, und Kräfte, die ein Werk, das nie zu Stande kommen kann, unternehmen, verschwenden sich nur, theils würde es Opfer erfordern, die, um ein minder wichtiges Glied am Körper nur hinzuhalten, entweder die Aufopferung eines weit nothwendigeren, oder die Zerrüttung des ganzen Organismus zu Folge haben würden. So geht es mit allen Wirksamkeiten, wenn sie entweder einen Erwerbsstamm zur Base brauchen, oder sich zu sehr auf derselben stützen, in demselben Maße, wie sie zu sehr, zu ungehörig, und zu unverhältnißmäßig auf derselben gestützt sind. Ursprünglich war Keiner sicherer basirt, bedurfte Keiner weniger einer Unterstützung, höchstens etwa bey Unglücksfällen, nie aber wegen fehlenden Markts oder fehlenden Betriebskapitals wie der von Grundschulden nicht gedrückte Grundeigenthümer. Aber auch dieser kann dahin kommen, daß er Versicherung des Markts und Unterstützung durch Betriebskapital verlangt.

Alle diese Ereignisse und Verhältnisse, die entstehen müssen, zeigt uns die Gegenwart wirklich entstanden und vorhanden. Es ist höchst wahrscheinlich, daß um anderweiter Gründe willen, englische Fabriken nicht nur ohne Betriebs- und Verlagsgewinn, ohne Profit, sondern selbst mit Schaden und Aufopferung arbeiten und verkaufen — recht als wollten sie den Satz des Verfassers S. 40 widerlegen, daß wenn eine Waare unter den natürlichen oder nothwendigen Preis sinkt, sie keiner mehr verfertigt — und wahrscheinlich daß auf manche anderweite Operation hierdurch ein bestimmender Einfluß ausgeht, nämlich allerdings Erweiterung des Markts gesucht wird. Es ist faktisch, daß die vaterländischen Fabrikanten nicht nur Sicherung des Markts gegen England im Allgemeinen begehren, sondern daß sie noch Ansprüche anderer Art erheben, ja daß Einzelne einstweilige Unterstützungen wegen temporärer Handels- oder anderer Konjunkturen verlangen. Alles aber, was die Staaten in Entsprechung solcher Anmuthungen thun möchten, wäre nur Vermehrung des Uebels, denn es macht das unnatürlich gewordene Verhältniß durch Verstärkung des Princips, woraus dasselbe entstanden, noch allgemeiner und verderblicher unnatürlich. Wie aber im Ackerbau und den Gewerben stellt sich eben dieß im Handel dar, nur läßt wegen der feinen Verzweigungen desselben es sich nicht so kurz zeigen, und die Phänomene, welche daraus entstehen, sind Bankerotte der Gutsbesitzer, der Fabrikunternehmer und der Kaufleute.

Merkwürdig ist bey diesem allen, namentlich bey dem Bedürfniß der Fabrikanten unterstützt zu werden, daß dieß in den österreichischen Staaten verhältnißmäßig am geringsten ist, und so viel dem Recensenten bewußt, hier keine große Fabrikunternehmer den Staat mit der Anmuthung angegangen sind, etwas Bedeutendes zu ihrer Erhaltung zu thun. Dieß hängt aufs Innigste, Mannigfaltigste und Vielseitigste mit tausend Dingen zusammen, welche Allem, was diesem Staate angehört, eine so große Solidität geben. Man tadelt es oft als ein Retardiren der Entwicklung, aber es verdiente wohl einmal als das Hindern einer einseitigen, nicht nur ihr untergeordnetes Material verzehrenden, sondern auch das Ganze in fiebrische Bewegung setzenden Konsumtion der Kraft betrachtet zu werden. Es rührt ganz gewiß eben so sehr aus dieser Schonung der Kraft, wie aus der Erhaltung von Basen her, die nicht nur an sich unerschütterlich sind, sondern auch das Eigenthümliche haben, daß sie, wenn das Aequiliber schwanken zu wollen anfängt, was überall von Zeit zu Zeit einzutreten pflegt, sie diesem Schwanken frühere Grenzen setzen, und den Wogen ihr Gestade wieder geben.

An das Gesagte schließt sich etwas an, das der Verfasser erst später berührt. War uns gelehrt worden, daß die Arbeitstheilung größeren Verlag nöthig macht, so ist zu erwägen, was S. 185 und 205 und folgende in Verbindung gesetzt, angetroffen wird. Hier sehen wir — denn es wäre ungerecht zu behaupten, der Verfasser lehre es als eine falsche Doktrin, da es in der Wirklichkeit vollkommen so angetroffen wird, wie er es angibt — das Arbeitslohn auf Kosten der Verlagsrente steigen. Dieß stimmt ganz mit der Erfahrung überein, und es muß, wenn Arbeitslohn schon den Ertrag der Verlagsrente kürzt, den der Grundrente noch mehr kürzen. Dieses heißt, um einfach und verständlich, nicht nach der Terminologie zu sprechen, das Arbeitslohn steigt, und im Produkt der Menschen- und Naturarbeit wird am Ende nur die Menschenarbeit, ja diese selbst besser bey einem andern Verlag oder Gewerbe, wie dem des Landbaues bezahlt. Früher war gezeigt worden, wie der vom Verlag abhängig gemachte Grundertrag einen Produktenpreis verlange, der nicht blos die Grundrente, sondern auch die Verlagsrente abwerfen und decken müsse. Jetzt sehen wir ihn, wenn er nicht im unzertrennlichen Besitz menschlicher Arbeitskraft ist, auch genöthigt, das höhere Arbeitslohn durch den Produktenpreis zu decken. Nur aus dem erhöhten Produktenpreis kann die Deckung erfolgen, nicht durch die Vermehrung der Erzeugnisse, wie bey den Maschinenarbeiten, theils weil die Naturkraft ihre Grenzen hat, theils weil hier nicht von dem Verlags- und Arbeits-Zuschuß die

Rede ist, der nöthig werden mußte, wenn dem Acker mehr wie sonst Sorgsalt und Arbeit zugewendet würde, sondern von dem Zuschuß, den die alten Arbeitskosten erfordern, weil sie theurer geworden sind. Folglich nicht aus unwürdigen Intentionen, nicht aus Habsucht sehen wir den Landmann zur Erhohung der Preise seiner Erzeugnisse genöthigt. Er muß sie erhöhen, weil er ohne dem genöthiget seyn würde, aufzuhören zu kultiviren. So stellt sich die Forderung in Gemäßheit der Theorie. Gelänge nun die Erhöhung, so müßte der Arbeiter ja wieder bey Berechnung seines Arbeitslohns sich die Erhöhung der Produktenpreise in Rechnung stellen, und noch mehr Arbeitslohn fordern, der Produzent aber, weil ihm höheres Arbeitslohn abgefordert wird, wieder die Produktenpreise erhöhen, so, daß die Steigerung kein Ende hätte, und die Verkehrtheit dem unbefangensten Auge einleuchten müßte. Aber zum Glück von der einen Seite geht es nicht so mit der Vertheurung der Produkte. Weßhalb? — Weil Staaten und Völker noch weise genug sind, Natur- und Menschenarbeit nicht zu trennen, und sie einem unnatürlichen Fluctuiren blos zu stellen. Diese produziren wohlfeiler, und hindern die von der Doktrin gebotene Produkten-Vertheurung. Aber nun sind ja alle die, welche im Besitz der Naturkraft sind, die unverbunden mit Menschenarbeit unfruchtbar ist, gerade so erschüttert, wie sich vorher von den Fabrik-Unternehmern gezeigt hatte. Durch die Befreyung der Arbeitskraft, durch die Lösung des Zustandes von Gebundenheit, in dem sie sich befand, wäre also nicht größere Wohlfeilheit, sondern größere Theurung entstanden, denn daß letztere noch ausgeblieben, ist vornemlich dadurch verhindert worden, daß noch nicht alle die Arbeit frey gegeben haben. Kann nun noch des Verfassers Behauptung S. 191 Wahrheit haben, daß, wenn in Europa allgemeine Gewerbefreyheit wäre, die Kosten des Unterrichts am geringsten seyn würden? Waren sie nicht der Geschichte und Erfahrung zufolge am geringsten, als die größte Gebundenheit der Arbeit Statt fand?

Aber es soll ja, wenn S. 189 betrachtet wird, weder das Arbeitslohn grenzenlos steigen, noch ein solches gegenseitiges Erhöhen und Ueberbieten, wie das angeführte ist, eintreten, daher der Begriff vom nothwendigen Arbeitslohn, und die Versuche dieß zu reguliren, es wirklich feststehend, wirklich permanent fest zu stellen beginnen. Den Anhängern der Lehre Smiths sind sie unentbehrlich, denn in dieser macht die Arbeit das erste, zugleich das überwiegende aus. Eins muß anfangen den Preis zu bestimmen, und es liegt in der Sache, daß dieß die Arbeit sey, mithin daß diese selbst einen nothwendigen Werth und Preis haben müsse, der von ihr ausgeht, nicht von der Landrente oder

Verlagsrente u.s.w. Denn Smith zeigt, wie sogar die Landrente steigen und fallen muß, was sie auch wirklich thut. Noch in einem höhern Grade sind diesem Steigen und Fallen die übrigen Renten ausgesetzt, daher natürlich nichts übrig bleibt, wie die Arbeit, bey der sich versuchen läßt, den Anfangspunkt zu finden, und die Möglichkeit, einen ursprünglichen, gewissermaßen absoluten Preis fest zu stellen, der von Einigen der natürliche, von Andern der nothwendige genannt wird. Diesen nimmt man als den wahren an, weil die Abweichungen, die nie ausbleiben, andern Ursprungs sind. So entsteht denn das nothwendige Arbeitslohn, das nach dem vom Autor angelegten Kalkul etwa auf den doppelten persönlichen Bedarf des Arbeiters anzunehmen ist. Hat man diesen ausgemittelt, und festgestellt, wie viel etwa ein Arbeiter täglich leisten kann, so scheint ein Messen des Werths der Arbeit aus sich selbst, und an ihrem eigenen Maßstab, weil sie das Ursprünglichste ist, ohne Intervention des Geldes und der andern Kräfte möglich, so daß aus diesem Anfangspunkt sich staatswirthschaftliche Werthe und Preise zum Unterschiede von den wirklich entstehenden feststellen lassen. Man bedarf ihrer, um in der Lehre, und in einer aus der Lehre hervorgehenden sich auf letztere stützenden Praktik einen Anhalt zu haben. Denn, überläßt man den Nationalhaushalt nicht sich selbst, sondern will man ihn lenken, so ist jenes principale, bey dem man glaubt anheben zu müssen, kaum zu entbehren. Aber mannigfache Wege gäbe es, zu zeigen, wie an dasjenige, was zu diesem Verfahren führt, sich gar mannigfache Täuschungen heften, denen nicht unähnlich, welche zu Gesetzen führten, die aus der Thätigkeit des Bewußtseyns ein Mißverstand ableitete, der nie mit dem wahren Geiste des Urhebers der idealistischen Erkenntnißlehre vertraut, weit über dessen eigene Forderungen und Resultate hinaus ging. Ganz unbewußt, und wenigstens durch jene Philosophie nicht allein darauf hingeführt, hatte nun auch die Lehre von der Nationalökonomie sich für die subjektive Kraft und Arbeit als die primitive erklärt, die der Natur ganz untergeordnet, und doch zugleich die zur Ursprünglichkeit erhobene Arbeitskraft in völlige Abhängigkeit unter die Kapitalkraft gesetzt. So sehen wir in allen Bestrebungen der Menschen den Versuch entstehen, abzuweichen und auszubeugen aus den Bahnen eines ewigen und gegebenen Kreislaufs, in dem alles Harmonie und Uebereinstimmung hat — aber freylich nicht für den Sinn dessen, der es von Außen und oberflächlich betrachtet, sondern nur dessen, der die Betrachtung mit dem Vorwalten des Glauben und der Anerkennung anhebt — um den Anfang zu machen, ihm gegen über oder zur Seite einen eigenen der Umspannungsfähigkeit schwächerer Gei-

steskraft überschaubaren neuen Kreislauf zu beginnen, dessen mächtige Peripherie den alten umspannen will, um ihn dadurch erst zu einem geistigen Besitzthum zu erheben. Aber unvermerkt rundet sich nach dem Maße der fortschreitenden Ausdehnungskraft die Zirkellinie, welche sie zu beschreiben gedenkt, und schnell darum vollendet sie die Hälfte ihres Ganges, so daß, früher als geglaubt worden, und während die Bewegung noch immer wähnt, ihren unendlichen Bogengang in die Weite zu nehmen, die beschränkte Kreislinie schon wieder in derjenigen engen nothwendigen Richtung fortlauft, die trotz alles Widerstrebens nach dem Punkt zurückführen muß, von dem sie ausging, so daß man nur fragen kann, ob der neue kleinere Zirkel haltungslos umherschweifen, oder dem Umschwung des Ursprünglichen stets nur zur Seite gehend folgen, oder mit ihm und seinem Kreislauf wieder wahrhaft zusammenfallen will?

Die in dieser bildlichen Entfaltung ausgesprochene Ansicht hat mehr und vielfältigere Wahrheit auch im Gebiet der Nationalökonomie, als man ihr beyzulegen wohl geneigt seyn möchte, wenigstens kennt Recensent bereits ein Bestreben, den Arbeitswerth auf eine andere Weise zu messen und schätzen, nämlich so, daß der Grund und Boden, nämlich die Naturarbeit den Gradmesser abgeben, und den Nullpunkt sowohl wie die Steigerungen anzeigen soll. Man lese Thaers rationelle Landwirthschaft, so wird man die ersten Versuche dazu bereits entdecken. Sie wollen die Arbeitskraft des Bodens an sich selbst abmessen, ohne genöthigt zu seyn, sie an ein Zweytes oder Drittes zu halten, und suchen dafür den Maßstab; darum suchen sie Klassen für den Boden nach der Kraft in ihm zu arbeiten und hervor zu bringen. Aber diese sind noch nicht das, was Recensent im Sinne hat, sondern die praktischen Folgen sind es, welche damit dem Wirkungskreise erwachsen sollen, auf den die erwähnten Bemühungen gerichtet und angewiesen sind. Die Absicht nämlich geht dahin, innerhalb desselben die Trennung der Arbeit im Menschen und der in der Natur absolut zu vollbringen. Die feste Vereinigung beyder hatte bey richtiger Handhabung, abgesehen von allen sonstigen Vortheilen, die sie gewährte, für den Wohlstand der Völker, so wie für die Festigkeit, Sicherheit und Beständigkeit aller geselligen Zustände und Bildungen den Nutzen, daß sie, weil bey richtiger Einrichtung die beyden Kräfte sich überall schon vereint und gegenwärtig vorfanden, nie erst zu suchen brauchten, folglich keine Kraft für das Mittelgeschäft der Vereinigung zersplittert zu werden brauchte, die Hervorbringungen nicht nur in einem hohen, sondern auch in einem sich gleichbleibenden Grade vermehrten, wodurch sie gegen Reibungen und Bewegungen sicherten, die stets

aus Disproportion hervorgehen müssen. Sie hatte ferner den konsekutiven Nutzen, daß sie auch den übrigen geselligen Verhältnissen eine höchst sichere Grundlage gewährte, denn sie waren sämmtlich an der festen Base dieser unerschütterlichen Vereinigung angelehnt. Mochte aus andern Gründen und Anlässen Mißverhältniß, dadurch aber Reibung entstanden seyn, so löseten und zerstörten diese nur bis sie jene Grenze erreicht hatten, denn jener Stützpunkt war es, der keinen Angriff duldete, vornemlich so lange, als der Einfluß der Kapitalkraft noch mangelte. Alles Leben hätte aufgehört, wenn die Trennung von Boden- und Menschenkraft wäre konsumirt worden, es gab kein anderes Cement, kein anderes Bindungsmittel für beyde, als nur ein geregelter Zustand, Organismus, Gesetzmäßigkeit, gesellige Relation; diese mußte wieder gesucht werden, selbst dann, wenn man mit der früheren nicht mehr zufrieden war. Eine Lücke konnte nicht Statt finden, wenigstens keine lange, denn wie wäre dann ein Bestehen möglich gewesen? So verbot sich der Irrthum, erst alles niederreißen, demnächst aber neu aufbauen zu wollen, von selbst. Nur Ausbildungen, nur allmähliche Umwandlungen zum Entsprechenden konnten eintreten. Zu diesen beyden großen Vortheilen trat nun auch der, daß dieß wahrhaft fruchtbare Verhältniß nicht durch den Eintritt des Begriffs von Kapital zerrissen werden konnte. Unmöglich war es, daß jenes die oben auseinander gesetzte Wirkung, das Lebendige in Todtes zu verwandeln, ausüben konnte. Endlich welcher Veredlung das ganze Verhältniß fähig war, hat Recensent bey mehreren andern Gelegenheiten gezeigt. Er übergeht dieß, und will nur den schon bey einer andern Gelegenheit von ihm erwähnten Montlosier wieder in Erinnerung bringen, der in seinem bekannten Werk sur la monarchie françoise von den drey Ligamenten in der Gesellschaft spricht, dem Bande der Knechtschaft, dem Bande des Geldes und dem Bande gegenseitiger fester Leistungen, letztere aber als die würdigsten, edelsten und menschlichsten darstellt, zugleich sie auch in Frankreich als Institutionen von germanischer Eigenthümlichkeit charakterisirt, während er den beyden andern römischen und gallischen Ursprung beylegt.

Wenn nun dieß Verhältniß nicht von selbst auseinander gehen, sondern mit freyerer Absichtlichkeit aufgelöset werden soll, so muß entweder jeder nur so viel Land haben, wie seiner eigenen Arbeitskraft entspricht, oder wenn er mehr braucht, sich diese Arbeitskraft mit dem Gelde, das hier als Verlagsrente erscheint, erwerben. Wer eine Vereinigung von Grundkraft und fremder Arbeitskraft besaß, soll die eine Hälfte seines Eigenthums verlieren, es sey nun weil es ökonomisch besser gehalten wird, oder

weil es der Zeitgeist fordert; dafür muß er entschädigt werden durch ein Objekt, mit dem er sich die entweichende Arbeitskraft ersetzen kann, d. h. durch ein Objekt, welches ihm die nöthige Verlagsrente gewährt. Er soll mithin für die Arbeitskraft, die er hingibt, eben so viel Bodenkraft erhalten, indem ihm überlassen wird, was er an Landrente mehr erhält, in Verlagskapital und Verlagsrente zu verwandeln, damit er die nöthige Menschenarbeit durch sie gewinne. Deshalb muß die Gleichung vom Werth der Naturkraft zur menschlichen Arbeitskraft gesucht werden, und der Anfang läßt sich bey der Naturkraft für dieses Geschäft wohl zweckmäßiger machen; darum wird nun sie, nicht die menschliche Arbeitskraft, als das Bestimmende obenan gestellt, nämlich die Bodenkraft gemessen, diese in neuen arithmetischen Größen ausgedrückt, auf dieselben arithmetischen Größen aber der Lebensbedarf eines Arbeiters zurückgeführt. Besitzt man nun für Menschenarbeit und Naturarbeit einen gemeinschaftlichen Nenner, so hindert nichts mehr die Ausgleichung. Dieß ist nur der dem beabsichteten Geschäft unterliegende Grundgedanke. In der Ausführung ist es noch manchen Komplikationen und Modifikationen unterworfen, die es wieder anders stellen; allein darauf kömmt es hier nicht an, denn das Wesentlichste des jetzigen Zwecks ist, nur zu zeigen, wie, dem früheren Beyspiele vom Physiokratismus entsprechend, in anderer Absicht und auf andere Weise der Versuch sich erneuert, von der Naturarbeit auszugehen; aber freylich durch ein Verfahren, das gleich sehr zerstörend in sich selbst wie für anderes ist. Denn einmal kann die absolute Normirung, wenn von diesem Punkt ausgegangen wird, eben so wenig vollbracht werden, als wenn es bey der Menschenarbeit geschieht. Schon in dem bey dem jetzigen Gesellschaftszustande dazwischen getretenen Kapitale liegt ein wichtiger Hinderungsgrund. Wie dieß zusammenhängt, würde wieder in die Bahn ganz neuer Untersuchungen ziehen. Es ist auch nicht das Wichtigste; dieses bestehet viemehr darin, daß wir nun die Schule der jetzigen Nationalwirthe selbst gespalten sehen. Einig sind beyde dadurch, daß sie Naturarbeit und Menschenarbeit anerkennen, mithin beyden die Erscheinung der Kraft, und des Fundaments ihrer Wissenschaft als Arbeit gemeinsam ist, sie auch Naturwirkung und Menschenwirkung auf dieß Gemeinsame der Arbeit zurückführen wollen. Aber der eine hebt bey der Natur-, der andere bey der Menschenarbeit an; dem Einen ist dieß, dem Andern ist jenes das Ursprüngliche. So erneuert sich derjenige Kampf über das Hysteron und Proteron auch in diesem Gebiet, der unausbleiblich eintritt, wenn wir das, was nur Eins ist, und in seiner Einheit des Ursprungs ein Wesen höherer Art, trennen wollen, und mittelst dieser Trennung uns

selbst zerrissen sehen von der unausgesetzt sich wieder erneuernden Ungewißheit, was wir für das Erste, für das Bestimmende anerkennen wollen!

So viel ist für den Kreis der hier nur zu umspannenden Ansichten und Betrachtungen wahr, daß die Wissenschaft der Nationalökonomie nur in sich selbst auf das Entschiedenste, auf das Unversöhnlichste durch Trennung und Widerspruch leidet. Denn ohne weitere Erörterung und Beweis, selbst ohne weitere Beyhülfe für dessen Auffindung, möchte nun wohl der von eigener Denkkraft unterstützte Leser im Stande seyn, sich es klar zu machen, wie und weßhalb die Versuche, den Werth der Naturarbeit aus sich zu bestimmen, eben so gewiß scheitern müssen, wie die einer gleichmäßigen Bestimmung der Menschenarbeit, so daß beyde sich aufreiben und vernichten. Woher kömmt diese Spaltung? — Aus zweyen Gründen, die sich gegenseitig ergänzen, und so zu einem einzigen werden. Eine Wissenschaft von wirklichen Dingen muß doch wohl diesen wirklichen Dingen entsprechen, die physischen Wissenschaften müssen doch eine Natur und einen Organismus, die mechanischen eine Dynamik und einen Mechanismus zur Unterlage haben. So lange nun auf der einen Seite die Bewegung einer Maschine, auf der andern das Leben einer Pflanze stehet, und in der Wirklichkeit beyde nicht innerlich, nicht dem Wesen und dem Ursprunge nach, für eins gelten sollen, sondern nur äußerlich im Raume durch eine dritte fremde Gewalt in Berührung gestellt werden, kann weder die Physik noch die Mechanik diejenige Wissenschaft seyn, deren Gesetze für beyde Gültigkeit besitzen. Also was in der Wirklichkeit aus einander gerissen ist, muß auch im Spiegel der Wissenschaft so erscheinen. Deßhalb, wenn wir ein beständiges Scheitern der wissenschaftlichen Bemühungen erfahren, den Versuch der Einheit zu Stande zu bringen; wenn fortwährend, nachdem stets geglaubt worden, nun sey das obere Gesetz gefunden für das Erste der beyden Wesen, sie aus einander fallen, und sich wie unabhängige Parallelen gegenüber stellen, dann dürfen wir wohl schließen, der Mangel der Uebereinstimmung sey hier entstanden, weil sie sich auch in der Wirklichkeit durch Zertrümmerung des wirklichen Verhältnisses zeigt. Aber dieß vollendet die Ansicht noch nicht Es war früher entwickelt worden, daß wissenschaftliche Einsicht, die eines wahren nicht scheinbaren Verhältnisses verschiedenartig sich darstellender Wesen zu einander sey. Dieß entsteht nur dadurch, daß die Verschiedenartigen in der Tiefe auf eine Einheit zurückgeführt seyn wollen, daß diese Einheit in der Wurzel nur die wesentliche sey, jedoch daß diese um so schwächer und so unwahrer werde, je mehr sie übrig läßt, was sie von der Einheit ausschließt.

Nun aber die Wissenschaft von der Nationalökonomie! Sie sucht die Einheit in der Arbeit der Natur, des Menschen und des Erwerbstammes. Letztere hat etwas, das nie in diejenige Einheit mit aufgehen kann, welche die beyden erstern bilden; dieß war gezeigt. Die beyden erstern ihrer tiefer liegenden wahren Natur nach bilden folglich ein Verhältniß, dessen Betrachtung die der Kapitalarbeit ausschließt. Harmonie entsteht nur, wenn sie nicht als Parallelen, sondern als die Schenkel des von einem Mittelpunkt ausgehenden Winkels erblickt werden; denn nur diesen gibt die Fähigkeit, mit Freyheit zusammen fallen und auseinander gehen zu können, die den Parallelen fehlt. Nur jene bilden ein Universum mathematischer oder vielmehr geometrischer Wahrheit und Harmonie. Letztere heben es so lange auf, bis sie nicht die Annäherung beginnen, dann aber sich in Schenkel des Winkels verwandeln, die den gemeinsamen Punkt des Ursprungs suchen, mit dem Freyheit und Gesetzlichkeit der Bewegung entsteht. Geschieht dieß nicht, so wird die Berührung nicht mehr nothwendige Folge der Sache selbst, und geht aus dem gemeinschaftlichen Einheitspunkt gesetzlich hervor, sondern die willkürliche Dazwischenkunft von etwas Fremdartigen muß sie zu Stande bringen. Wie in aller Welt aber kann die Doktrin auf den Winkel hinarbeiten, diesen voraussetzen wollen, wenn sie in der Wirklichkeit beständig die Parallelen hat, oder vielmehr: wie kann sie wähnen, sie konstruire doktrinell den Winkel, und ihre Konstruktion solle Wahrheit und Dauer behaupten, da sie doch praktisch beständig die Parallele entweder als anerkannte Figur vorfindet, oder fortwährend zu konstruiren gebietet. Wollte man endlich noch weiter gehen, so könnte man fragen: wie soll aus wirklichen absoluten Parallelen — denn vieles erschien als solche, was, weil hier die geringste Abweichung den Begriff oder die Figur aufhebt, leise oder auf Punkten abwich, und dadurch sogleich das Entgegengesetzte wurde — eine Totalität von geometrischen Figuren und geometrischen Wahrheiten entstehen können?

Dieß, der jetzt gültigen Nationalwirthschaftslehre feindliche Resultat ist freylich nur durch ein dialektisches Verfahren erreicht worden, hat daher auch das Positive nicht hervorgebracht, sondern nur nach der Richtung hingewiesen, in welcher es zu suchen ist. Abgesehen von der Rechtfertigung, welche die Pflicht der Beschränkung diesem Verfahren darbietet, ist aber auch zu erwägen, daß Recensent die Theorie, mit der er sich beschäftigt hat, erschüttern wollte, weil er sie nicht anzuerkennen vermag. Aber es ist ihm entgegen, etwas vernichten zu wollen, um auf Trümmer ein Neues zu errichten. Selbst wenn eine Lehre sich verirrt hat; gibt es zwey Wege ihre Irrthümer aufzuheben. Der eine besteht in Vernichtung derselben, mittelst welcher sie völlig zer-

trümmern, durchaus in Staub und Asche zerstäuben soll. Wer aber erhalten will, muß konsequent seyn, auch die Durchgangspunkte des Irrthums geschichtlich achten. Darum vermag er jenen Weg nicht zu wählen, und muß zu einem andern schreiten, nämlich, das in dem Irrthum enthüllen, was noch oder schon wieder Keim zur Wahrheit ist. Dergleichen besitzt jeder Irrthum, und jener von ihm aufgestellten Maxime glaubt Recensent treu geblieben zu seyn. Er hat nichts dogmatisch aufgestellt, was er für die rechte der von ihm angegriffenen gegenüber stehende Lehre ausgeben will. Dahingegen hat er gezeigt, wohin das von ihr selbst ergriffene Verfahren, alle Arbeit oder Kraft, kurz alles Wirken auf Eins zurückzuführen, leiten könne, zum Guten oder Bösen. Daraus müßte sich die rechte Doktrin von selbst bilden, wenn hier von Doktrin die Rede seyn könnte. Aber ein wahrer, lebendiger Gesellschaftszustand folgt nicht der Doktrin sondern etwas Anderm, und geht dadurch der Doktrin voran. Es ist nicht gut, wenn letztere, besonders sobald sie von dürftiger Natur ist, den Vortritt behauptet. Recensent konnte sich daher wohl auf die gelieferten Andeutungen beschränken, und hofft um so mehr deßhalb keine Vorwürfe zu leiden, daß er so viele Einzelnheiten im ersten Theil des Werks unbeachtet gelassen, da er lediglich nicht das Allgemeine, wohl aber das Durchgreifende, was in jeder Verwandlung der Hauptsätze zu besonderen Behauptungen wieder sichtbar wird, aufgefaßt hat.

Was den zweyten Band der Uebersetzung, der vom geistigen Kapital des Menschen, der Civilisation, handelt, betrifft, so ist schon angedeutet worden, wie hier nach des Recensenten Meinung bloßes Nebeneinanderstellen nicht ausreicht, sondern vollkommene Auflösung zu einer Einheit gesucht werden muß. Hier fehlen aber noch alle gemeinschaftliche Unterlagen, die durch Annahme der Einheit in der Natur-, Menschen- und Kapitalarbeit der Theil gewährte, der von der Nationalökonomie handelte. Es würde nöthig seyn, sich erst hierüber durch ausführlichere als hier zuläßige Mittel in Uebereinstimmung zu setzen.

Von den, den dritten Theil anfüllenden, Zusätzen ist schon bemerkt worden, daß sie als willkommene Materialien für die Lehre von der Nationalökonomie zu betrachten sind, deren Verarbeitung Gegenstand eigener Beschäftigung werden kann; daher sie gleichfalls außer den Bereich der hier unternommenen Betrachtungen treten, deren Zusammenstellung und Natur durch den Zweck bestimmt werden, die Mannigfaltigkeit von Ansichten und Materien, welche der Staatswirth jetzt zu umspannen hat, nach einer Seite hin zu richten, von der aus sie sich wieder in vollkommener Einheit allmählich darstellen werden. W. v. Schütze.

Art. V. Geschichten hellenischer Stämme und Städte, von Dr. Karl Otfried Müller, Professor an der Universität zu Göttingen. Erster Band. Orchomenos und die Minyer. Mit einer Karte. Breslau. Verlag von Joseph Max, 1820. (VI und 125 S. in 8.)

In der Einleitung zu diesem umfassenden, trefflichen Werke erklärt sich der Verfasser über die Art und Weise der Behandlung der ältesten Mythen und Sagen so umsichtig und mit so gesunder Kritik, daß der Leser sich zu ihm mit gespannter Erwartung hingezogen fühlt. Seine Worte sind: »Nachdem man die Weise früherer Gelehrten, Alles in engem Bezuge an die Schriften des alten Bundes anzuknüpfen, und aus dem Heidenthume nichts als ein zerrissenes, entartetes Judenthum zu machen, verlassen hat: wenden nicht Wenige und höchst Geistreiche, gerade so wie jene Alten, die Augen beständig nach Aegypten, Phönicien, dem fernsten Morgenlande. Und ganz vorzüglich bestreben sich diese, das Hellenische möglichst aus hellenischer Art herauszudrängen, und durch die verworrenen Gespinnste mythischer Ideenreihen bis zu indischer Urweisheit, oder Vorderasiens und Aegyptens getrübten und düsteren Religionen hinzuführen — eine Neigung, die sich nicht in Glauben und Sage allein, sondern auch in Geschichte der Bildnerey, Wissenschaft, der ältesten Staatsformen kund gibt — eh' indeß, was doch vorausgehen müßte, hellenisches wie orientalisches Leben, in gesonderter Eigenthümlichkeit und unverfälschter Wahrheit, jedes für sich, vollkommen ergründet und dargestellt wäre. Nur eine solche vorurtheilsfreye und umfassende Darstellung könnte es seyn, die den Zusammenhang und die Verflechtung des Hellenischen mit dem übrigen geschichtlich Gegebenen, und vielleicht eine weit tiefere und größere, als bis jetzt aus einseitig beschränktem Gesichtspunkte nachgewiesen worden, auszumitteln vermöchte, zugleich aber auch einen Ausweg öffnen müßte aus dem Irrsale zahlloser Muthmaßungssysteme, deren jedes seine einleuchtenden Zusammenstellungen und überraschenden Schlußreihen hat. — Dagegen sucht man in der Behandlung der alten Sage und des alten Glaubens immer nur das zu erweisen, was wir vornweg glauben, aber unmöglich einer Erfahrungswissenschaft als Ziel setzen können, daß in der Wurzel Alles Eins sey, und alle Offenbarung des Göttlichen ein' und dieselbe.« — (S. 8—9.) Recensent freuet sich, den Verfasser, von diesen Grundsätzen ausgehend, auf diesem Wege zu finden, der, seiner schon früher ausgesprochnen Ueberzeugung gemäß, bey der Erforschung des Alterthums allein zum Ziele führen kann.

Es wird nun noch eine andere, nicht minder verwerfliche Partey der Alterthumsforscher bezeichnet: »in deren Werken

nichts Ideenähnliches ist, die wie französische Schriftsteller neuerer Zeit in pragmatischer Mythenerklärung würdige Schüler Ephoros und Diodors — die älteste Sage nicht viel anders, als die geheime Geschichte europäischer Kabinette — behandeln, und mit einem oft lächerlichen Scharfsinn und einer Kritik zu berichtigen streben, die nicht unkritischer gedacht werden könnte.« (S. 10.) Indem der Verf. in beyden Behandlungsarten ein entgegengesetztes Streben wahrnimmt, übersieht er, daß beyde in dem ersten Grundsatze, von dem sie ausgehen — wenn auch ohne sich desselben bewußt zu seyn — völlig eins sind. Alle ihre Verirrungen, ihre Mißgriffe, fließen aus einem Quell. Jeder schiebt dem Alterthum seine Weltansicht unter, und findet daher überall wieder was er selber sieht oder zu sehen — weiß oder zu wissen glaubt. Diese ihre Philosophie, die sich zwar erst in unserem Zeitalter entwickelt hat, aber doch da sie — und wie könnte es anders seyn? — die Natur unseres Geistes wenigstens von einer Seite richtig auffaßt; und der menschliche Geist zu allen Zeiten in der Aeußerung seiner Grundkräfte nothwendig derselbe war — überall einzelnen Zügen der Mythen und Sagen angeschmiegt, oder aus ihnen abgeleitet werden kann; jene ihre engen praktischen Verstandesbegriffe des heutigen Altagslebens; aber auch diese ruhen ja endlich auf den nothwendigen äußern Bedingungen des geselligen Lebens, und lassen sich daher theilweise zu allen Zeiten nachweisen. Wer das Alterthum wahrhaft begreifen und in der Gestalt darstellen will, die es wirklich trägt, muß die schwere Kunst erlernen: sein eignes Selbst zu verläugnen; gleich dem Uebersetzer eines Werkes aus alten Sprachen, muß er nicht allein in den Sinn des ihm Gegebenen, in Begriffe und Ideen einzudringen suchen; sondern auch die Formen, in welchen das Ganze sich darstellt, so viel die Verständlichkeit es erlaubt, treu beybehalten. Er muß wiedergeben was er findet, ohne durch Symbolisirung und Deutung heraus zu künsteln, was nicht da ist, auch wo eine Wahrscheinlichkeit ihn lockt; denn diese setzt eigentlich nur die Möglichkeit voraus; und von dieser bis zur Wirklichkeit, ist immer ein großer Sprung. Wir werden in der Folge zeigen, daß der Verfasser, so richtig er den Begriff der Alterthumsforschung auch auffaßt, doch demselben in der Anwendung nicht ganz treu bleibt, und bald zu dieser, bald zu jener Partey herüber schwankt.

Der Verfasser bestimmt dann den Gegenstand seines Werkes näher. Um eine allgemeine Geschichte der Hellenen, die »als Kern der Alterthumskunde noch unverantwortlich wüste liegt,« vorzubereiten und zu begründen, will er die Specialgeschichte der hellenischen Stämme und Städte bearbeiten.

Ein eben so verdienstliches als schwieriges Unternehmen, welches ganz den jugendlichen Muth, die Kraft und Gelehrsamkeit erfordert, welche der Verfasser in diesem ersten Bande an den Tag legt. Der Anfang wird nun mit der Geschichte der Minyer gemacht, und keineswegs verhehlt sich der Verfasser die Schwierigkeiten, die ihm hier entgegen treten. »In Wahrheit — sagt er — bedarf die Geschichte der Minyer, wenn irgend eine, angestrengter Forschung. Die Verwandtschaft der Minyer Böotiens mit den thessalischen Völkerschaften, die innerste Verknüpfung der orchomenischen Sagen mit denen vom Argonautenzuge, endlich die Verbindung der Minyer mit den Niederlassungen in Thera und Cyrene, alles dieß und noch vieles Andere bildet ein Sagengewirr, welches bis in die Geschichte hineinspielt, und eine Vermittlung der Geschichte mit dem Mythos, wie selten! Dieses Sagengewirre zu lösen sey die erste und hauptsächlichste Absicht dieses Buches.« (S. 19.)

Wenn der Recensent nun den Verfasser auf diesem Wege mit einer, zwar unparteyischen, doch scharfen Kritik begleitet, so glaubt er dadurch nur die Wichtigkeit zu bezeichnen, welche er diesem Werke beylegt.

Der erste Abschnitt enthält eine geographische Beschreibung von Böotien und den Wohnsitzen der Minyer. Es war nothwendig, damit den Anfang zu machen, und der Verfasser hat alle Quellen, die ihm zu Gebote standen, mit Sorgfalt benutzt; wir finden nur Weniges dabey zu erinnern. Wenn es (S. 25) heißt: »Parnes, Kithäron, Helikon, der Parnaß, Oete und die Küstenberge schließen ein Thal ein, welches außer dem nördlichen Theile von Phokis ganz Böotien in sich begreift, wenn man die schmalen Ebenen ausnimmt, die sich südwestlich außerhalb des Helikons und Kithärons, und nordöstlich zwischen den Küstenbergen und dem euböischen Meere hinziehen, und von denen diese sich nördlich in das Küstenland der Lokrer am Knemis erweitert,« so ist dieß nicht ganz richtig, und es wird dabey ein geographisch sehr bedeutender Bergzug ganz übersehn, welcher von dem nordöstlichen Küstengebirge, in der Richtung von Anthedon gegen Süden, zwischen den Quellen des Schönus und Thermodon herabsteigt, und sich mit den Fortsetzungen des Helikon, welche gegen Süden das Thal schließen, vereinigt. Die geologische Ansicht dieser ganzen Gegend setzt diesen Höhenzug nicht allein als nothwendig voraus, sondern Wehler beschreibt ihn auch in seiner Reise ausdrücklich. Er schätzt die gegen Westen gerichtete Abdachung, welche sich übrigens ganz gut ersteigen ließ, auf zwey bis drey Lieues; dann stieg er wieder etwas sanft herab, ging über einen Fluß, welcher hier seinen Lauf

gegen Osten nahm, und den er für den Asopus (Thermodon) hielt, und stieg dann wieder ein steiles, felsiges Gebirg herauf, bis nach Blachi (Horma). Dieser Bergzug trennt nun das große Thal von Böotien als ein völlig geschlossenes Thal ganz von dem Doppelthale des Asopus, welches endlich in nördlicher Richtung gegen das Meer sich öffnet.

Vorzüglich kömmt bey dieser geographischen Untersuchung der Gegend, in Bezug auf den Grad der Kultur und Kunst der ältesten Bewohner derselben, viel auf die Katabothren, oder unterirdischen Abzugskanäle des kopaischen Sees in das euböische Meer an. Unter den neuern Reisenden hat Wehler sie zuerst gesehen und von ihnen geschrieben. Dieser Reisende, welcher die Katabothren für Werke der Kunst hält, ist außer sich über die Größe derselben. Wären sie wirklich Menschenwerk, so hätte auch das gesammte Alterthum nichts aufzuzeigen, was an Kühnheit des Unternehmens, an Kraft und Ausdauer diesen außerordentlichen Werken vorzusetzen sey. Der Verfasser tritt nun im 2ten Abschnitt der Meinung Wehlers bey; und sagt: »daß die Katabothren, wie Wehler sie beschreibt, als »Menschenwerke erscheinen, leuchtet ein; so unbestimmt auch »der Ausdruck der Alten ist, die sie ἐναύλους nannten.« (S. 63.) Wir bemerken hier zuerst, daß Wehler diese Abzüge eigentlich gar nicht beschreibt; er nennt sie blos erstaunenswürdige Werke; von denen er fünf und zwanzig selbst sah, und deren Anzahl sich auf funfzig belaufen sollte. Nichts wird von ihrer Gestalt erwähnt, ob sie regelmäßig oder unregelmäßig, eben fortlaufend, oder niedriger liegend als der Boden des Sees sind; oder irgend etwas woraus sich auf ihre natürliche oder künstliche Entstehung schließen ließe.

Was bey dieser Untersuchung sogleich auffällt, ist die große Anzahl dieser Abzüge — funfzig, und so klein, daß sie leicht sich verstopfen, und man in der Folge um sie zu reinigen, von oben durch den Berg senkrecht Brunnen eintreiben mußte. Waren sie durch Kunst angelegt; warum öffnete man statt so vieler nicht zwey — drey große Abzüge, geräumig genug das Gewässer abzuführen, da dieß offenbar weniger Mühe und Aufwand gekostet haben würde, als funfzig besondere Kanäle, und noch obenein den Vorzug augenscheinlich darbot: daß nicht leicht eine Verstopfung möglich war, oder wenn sie ja eintrat, ohne viele Mühe wieder gehoben werden konnte. Einem Volk, dem man Kunst und Kraft genug zutraut, ein Werk der Art zu unternehmen, muß man auch die Kenntnisse zugestehen, diese Vortheile zu überlegen.

Was hier aber zu entscheiden scheint, ist die keineswegs un-

bestimmt erklärte Meinung der Alten. Nur mit der, von Wehler entlehnten, vorgefaßten Meinung: daß die Katabothren Menschenwerk wären, konnte der Verfasser von einer Stelle des Strabo, die von diesen Abzügen handelt, sagen: sie sey »unverkennbar verwirrt« — sie ist dieß gar nicht. Strabos Worte sind, nach Hr. Müllers eigener Anführung, folgende: »Von den böotischen Ebenen sind einige durch einströmende Flüsse, Seen geworden; wo aber die Flüsse einen Ausgang genommen, und die Thäler ausgetrocknet sind, haben diese sich in die gesegnetsten und bebautesten Fruchtfelder verwandelt. Da aber das Land in der Tiefe ausgehöhlt und voll Risse und Spalten ist, sind oft gewaltige Erdbeben entstanden, welche einige Ausgänge verstopft, andere geöffnet haben, bald durch sichtbare, bald durch unterirdische Gänge *). So fließen nun auch Fluß- wie Seegewässer, hier durch unterirdische Abzüge, dort über der Erde ab. Hatten sich aber die Gänge in der Tiefe verstopft, so geschah es wohl, daß die Seen bis zu den bewohnten Orten stiegen, so daß Städte und Gegenden in sie versanken, die dann, wenn jene Kanäle oder andere geöffnet wurden, wieder erschienen.« —— »Für dieß alles ist Kephissos das beste Beyspiel, der den kopaischen See anfüllt. Denn da dieser einst so wuchs, daß Kopä Gefahr lief überschwemmt zu werden, öffnete sich am Ufer des Sees nahe bey Kopä ein unterirdischer Schlund, der den Strom in sich aufnahm, und nach einem Laufe von dreyßig Stadien, bey Ober-Larymna wieder hervorspringen ließ.« (S. 55. 56.) Wo liegt nun in dem Allen etwas verwirrtes? Auf das deutlichste geht daraus die Meinung hervor: alle Abzüge der beyden Seen, des Kopaischen und Hylischen, sowohl die unterirdischen als sichtbaren, sind Wirkungen der Natur, das Land ist höhlig und klüftig, in der Tiefe verstopfen sich die Abzüge, so schwellen die Seen an: werden durch Erdbeben neue eröffnet, so fallen sie wieder. Zum Beweis für diese Behauptung wird ein Beyspiel aufgestellt; das Schwellen des kopaischen Sees, und sein Zurückweichen da ein neu entstandener Schlund den Kephissos nicht weit von Kopä aufnahm,

*) Anmerkung. Der Verfasser hat den Sinn hier nicht richtig gefaßt; Strabos Worte sind: Ὑπάντρου δὲ καὶ σηραγγώδους οὔσης κατὰ βάθους τῆς γῆς, σεισμοὶ γενόμενοι πολλάκις ἐξαίσιοι τοὺς μὲν ἔφραξαν τῶν πόρων, τοὺς δὲ ἀνέωξαν· τοὺς μὲν μέχρι τῆς ἐπιφανείας, τοὺς δὲ διὰ ὑπονόμων· συμβαίνει δὴ καὶ τοῖς ὕδασι, τοῖς μὲν δὲ ὑπονόμων φέρεσθαι τῶν ῥείθρων· τοῖς δ' ἐπιπολῆς. τοῖς δε λιμναίοις, καὶ τοις ποταμίοις, also »da die Erde in der Tiefe höhlig und klüftig ist, so verstopfen die heftigen; sich oft ereignenden Erdbeben einige Ausgänge und öffnen andre u. s. w.

und unter dem Gebirge bis Larymna fortleitete. Daß Strabo unter den Abzügen, von denen er als von Höhlen und Klüften spricht, welche durch Erdbeben verstopft und eröffnet werden, die Katabothra mit begreift, ist so klar, daß man sich wundern muß, wie der Verfasser dabey in Zweifel seyn konnte.

Die Meinung Strabos scheint nun allerdings die Meinung des gesammten Alterthums zu seyn; weil es sich sonst gar nicht begreifen ließe, warum man diese großen Werke, wenn man sie irgend für Menschenwerke gehalten, in den reichen, auf viel unbedeutendere Dinge Rücksicht nehmenden Sagen dieser Gegend so ganz mit Stillschweigen übergangen, und sie nicht zur Verherrlichung dieses oder jenes Heros angewendet haben sollte? Recensent kann nach wiederholter Prüfung der hier in Betracht kommenden Gründe nur jener Meinung der Alten beytreten. Sollte das — immer nur kleine und auf wenige Städte beschränkte Volk der Minyer je eine Stufe von Kultur und Kraftentwicklung erreicht haben, als nöthig war, Werke der Art zu vollbringen und dieselben »Jahrhunderte lang«, durch seine Wasserbaukünstler zu unterhalten, ohne daß auch nur eine geschichtliche Spur, oder selbst in Sagen und Mythen — davon vorkäme, da doch von der Gründung, der Blüte und dem Verfall ihrer Städte, wie von dem Wachsen und Fallen der Seen u. s. w. so oft die Rede ist? Freylich entgeht dem Verfasser dadurch ein vorzüglicher Grund, die alten Minyer zu verherrlichen, die er eben dieser Abzüge wegen in der Wasserbaukunst den alten Aegyptern an die Seite setzt!

Der Verfasser führt diese geographische Beschreibung bis zu dem Ende des dritten Abschnittes durch, und geht dann auf eine sinnreiche Art zu den ältesten Sagen der Griechen überhaupt über, wobey man jedoch zweyerley vermißt, was man wohl hätte erwarten können; nämlich eine Entwicklung der Ansicht, welche er überhaupt mit den Völkern der oben beschriebenen Gegenden in den Urzeiten verbindet, und was ihm Sage und Mythus überhaupt eigentlich ist. Statt dessen tritt der Verfasser sogleich polemisch in die ältesten Sagen ein, und überläßt es dem Leser, sich nach und nach die Ansicht des Volks, von dem die Rede ist, zu gestalten, und der Begriff der Sage und des Mythus kommen erst am Ende des 5ten Abschnittes zur Sprache. Bey dem Polemisiren bildet sich aber eine Ansicht des Verhältnisses der ältesten Griechen gegen andere alte Völker, z. B. die Aegypter, welche keineswegs richtig ist, und wodurch der Verfasser sich seinen Gesichtspunkt ein wenig verrückt.

Den Uebergang von der Landesbeschreibung zu den ältesten Sagen bildet der Verfasser nun auf folgende Art: er findet

zwischen Böotien und dem Kephissos, und Aegypten mit dem Nil, kurz zwischen der orchomenischen und ägyptischen Natur eine »auffallende Aehnlichkeit,« an welcher indeß die Phantasie mehr Antheil hat als die Beobachtung der Natur. Die wirklich vorhandene Aehnlichkeit ist keine andre, als die zwischen allen Thalländern, in deren Mitte ein Fluß hinströmt, Statt findet. Eine größere Verschiedenheit aber, wie sie wirklich zwischen der orchomenischen und ägyptischen Natur Statt findet, läßt sich nicht wohl denken — doch der Verfasser scheint diese Aehnlichkeit auch nur ergriffen zu haben, sich den Uebergang zu den folgenden Abschnitten zu bahnen, in welchen er von den Sagen, die Einwanderungen des Kekrops und Danaus aus Aegypten und des Kadmos aus Phönizien handelt, und dieselben geschichtlich ganz verwirft.

Recensent kann unmöglich in die einzelnen Züge dieser Untersuchung eingehn; doch muß er im Allgemeinen bemerken: die Gründe, mit welchen der Verfasser jene Sagen geschichtlich bestreitet, setzen alle voraus — was wir nicht unbedingt zugeben — daß unter dem Aegypter, woher Kekrops und Danaus gekommen seyn sollen, schon ursprünglich das Land am Nil; und unter dem Phönizien bestimmt das Land am Libanon, oder gar Tyrus verstanden worden sey. Hier entwickelt sich aber die tiefer liegende Frage — welche der Verfasser gar nicht berührt — ob der Name Aegypten ursprünglich wirklich einem Manne aus dem Nillande ausschließlich beygelegt worden sey? Daß Aethiops und Aethiopien Appellative sind, die sich nur nach und nach an ein Land als Eigennamen knüpften, behauptet der Verfasser selbst. Sollte es nicht vielleicht mit Aegypter und Aegypten eben so seyn? Man scheint Αιγυπτος ursprünglich eben so auf eine dunkle Farbe bezogen zu haben als Aethiops. Das Wort scheint alt pelasgisch zu seyn, und seine ursprüngliche Bedeutung daraus hervorzugehen, daß man bey näherer Bekanntschaft mit Aegypten, den eigenthümlichen Namen desselben: Chmi, d. i. schwarz, durch dasselbe übersetzte; daher denn auch: αιγυπτιοω, schwarz machen. Ist diese Vermuthung nicht ganz ohne Grund — und einen ähnlichen Grund muß man sich doch wohl denken, warum die alten Pelasger und Hellenen dieses schwarze Land, sey es nun durch Uebersetzung seines alten Namens, oder seiner schwarzen Farbe — nach der Ueberschwemmung — wegen: Αιγυπτος nannten — so konnte man ursprünglich auch wohl alle dunkelfarbige, über das Meer herkommende Fremde: Aegypter nennen, und so konnten Kekrops und Danaus den alten, in der Geographie gewiß noch wenig erfahrenen Pelasgern Aegypter heißen, ohne daß

dabey schon damals bestimmt an das Land am Nil gedacht wurde. Daß beyde Ankömmlinge nicht aus dem wirklichen Nillande kamen, ist — wenn man auch nicht einmal in Anschlag bringt, daß ihre Namen keineswegs ägyptisch, sondern pelasgisch sind — ziemlich klar zu erweisen. Wären jene Männer auch durch innere Unruhen gezwungen worden, Aegypten zu verlassen, so würden sie dennoch ihre Religion und ihre Götter mit in das neue Land herüber genommen haben; auch soll namentlich Kekrops, der als Lehrer und Bildner der rohen Urbewohner dargestellt wird, den Dienst der bekannten zwölf Götter eingeführt haben; aber diese Götter sind nicht ägyptisch, sondern rein pelasgisch. Die Grundpfeiler der ägyptischen Religion, die Regierung der Welt durch ein gutes und ein böses Princip, die sich gegenseitig bekämpfen; die Seelenwanderung, welche ohne den Glauben an die Präexistenz des Menschen wohl nicht gedacht wurde, hatten sich unmöglich in der Religion der Griechen so ganz wieder verlieren können, wenn sie jemals, und zwar von einem der ersten Begründer der Götterverehrung, übertragen worden wären.

Die Verwandtschaft zwischen den ägyptischen und griechischen Göttern und Tempeldienst, welche spätere Griechen, und namentlich Herodot, zu finden glaubten, beruhet erweislich nur auf äußern Merkmalen, und auf einer tiefern Verwandtschaft, die auch ohne Uebertragung bey allen Religionen Statt findet, welche ursprünglich von einem blos sinnlichen Naturdienst ausgingen.

Kekrops und Danaus waren also wohl keine Ankömmlinge aus dem Nillande; aber kamen sie deßwegen gar nicht als Fremde, über das Meer in den Gegenden an, wo sie sich niederließen? Dieß zu läugnen, scheint uns ein zu willkürliches Verfahren mit alten, bestimmt ausgesprochenen Sagen zu seyn. Wenn der Verfasser aus dem Umstande: daß Herodot des Kekrops gar nicht gedenkt, wenn er von Aegypten und der Uebertragung ägyptischer Tempelinstitutionen nach Griechenland spricht, schließt: die Sage von Kekrops überhaupt ist eine jüngere, erst nach Herodot gebildete Sage — so ist dieß nicht ganz richtig geschlossen. Es folgte blos: daß man den Kekrops zu Herodots Zeit für keinen Ankömmling aus dem Nillande hielt; was er auch gewiß nicht war. Die Verflechtung des Danaus in die Mythe der Jo ist dem Verfasser wichtiger, als sie uns zu seyn scheint. Die Verwandtschaft der griechischen Jo mit der ägyptischen Isis, überhaupt die Bekanntschaft der Aegypter mit der Jo, beruht zuverläßig nur auf der irrigen Auslegung griechischer Hermeneuten, welche in der mit Hörnern gebildeten Isis ihre Jo erkannten, und den Aegyptern versicher-

ten: die Griechen verehrten dasselbe Wesen; so grundverschieden auch die beyderseitigen Begriffe von diesem Wesen waren. Die Verknüpfung der Mythe, der Io mit der Ankunft des Danaus, deutet vielmehr auf einen pelasgischen Ursprung desselben, und klar auf den Weg hin, auf welchem man ihn nachher bey der Uebertragung der Mythe der Io nach Aegypten, zum Aegypter machte.

Bey dem Phöniker Kadmos müssen wir uns schon etwas länger verweilen, weil durch Siklers bekannte Schrift dieser Gegenstand ein größeres und tieferes Interesse erregt. Recensent ist keineswegs von Siklers Ansichten überzeugt, weil ihm ein kadmeischer Urmythus, in dem Sinne und in dem Umfange, wie jener Gelehrte ihn aufstellt, und aus einer Reihe etymologischer Erklärungen, zu beweisen sucht; mit dem wohl aufgefaßten Geist des gesammten griechischen Mythos nicht vereinbarlich scheint — aber zugestanden muß doch werden: daß schon in den ältesten Zeiten zwischen Palasgern, Hellenen und den semitischen Phönikern viel Zusammenhang Statt fand; daß von letztern zu den erstern manche Kenntnisse und religiöse Ideen, und mit ihnen manches aus der Sprache überging. Muß man daraus, nach der Art und dem Geist der Mittheilung aller Völker, nicht eher auf die wirkliche Einwanderung einer Kolonie, als auf einen bloßen Handelsverkehr schließen? der Verfasser gesteht das Uebertragen phönikischer Kenntnisse zu, und meint nur: man habe alles Phönikische, was man durch Verkehr und Handel empfangen, in der Folge nur auf Kadmos, als einen Kolonienführer, übertragen, ohne daß je ein solcher existirt habe. Aber wie — muß man hier fragen — konnte überhaupt diese Sage, von dem Kolonienführer Kadmos und den Kadmeiern, die er in eine bestimmte Stadt einführte, entstehen; wenn ihr nichts weiter zum Grunde lag: als ein allgemeiner Handelsverkehr, an welchem gerade die Stadt, in welcher Kadmos und sein Volk sich niederlassen, ihrer Lage wegen keinen sonderlichen Antheil nehmen konnte? Diese Frage übergeht der Verfasser und stellt nur Gründe auf, welche beweisen sollen: daß die Kadmeier nicht aus Phönikien kamen, und Kadmos kein Kolonienanführer war; ja, daß überhaupt der Kadmos der Sage gar nicht existirte. Die vornehmsten Gründe für diese Behauptung sind: 1) es sey wunderbar, daß gerade Theben die Kolonie eines Handelsvolks seyn solle, und zwar die allererste, da sie doch unter allen Städten Hellas zum Handel am unbequemsten lag. Hierbey wird nun aber vorausgesetzt, was erst erwiesen werden müßte: daß die Sage Theben als eine Handelskolonie betrachte, oder daß keine Kolonie von den Phönikern ausgehen können, als nur des Han-

dels wegen. Wenn Kadmos nun, wie die Sage andeutet, ein Flüchtling war, der keinen andern Zweck hatte, als ein neues Vaterland zu suchen? Konnte es da nicht in dem Zweck liegen: die vielleicht schon von seinem Volk besuchten Küsten zu meiden? Der zweyte Grund ist: Kadmos war kein Mensch, sondern ein Gott der tyrrhenischen Pelasger, die folglich mit den Kadmeiern ein und dasselbe Volk sind. Der letzte Theil der Behauptung ruhet auf dem ersten, und der erste gründet sich auf einen blos ähnlichen Klang zweyer Namen, die in der That von den Alten zuweilen verwechselt werden. Wenn wir auch annehmen, daß Kadmos und Kadmillos einerley Namen seyen — folgt daraus wohl: daß es nun keinen Anführer einer Kolonie geben konnte, der Kadmos hieß? Keineswegs. Wie viel alte Könige und Helden führen nicht Götternamen, oder wurden selbst mit Göttern für eins gehalten. Des Königs Osiris Grab zeigte man in Aegypten — Zeus herrschte und starb in Kreta — Odin herrschte und starb mehrmals in Norden, wie Vischnu in Indien. Die Lehre der indischen Awalar scheint unter den alten Völkern weit verbreitet gewesen zu seyn. Dieß alles unangesehen, steht dem Verfasser noch ein anderer historischer Grund entgegen, warum der Name der Kadmeier wohl nicht von dem tyrrhenischen Kadmillos abgeleitet werden kann. Schon Moses kannte unter den Urbewohnern von Palästina ein Volk der Kadmeier (Kadmoniter), dessen Land den Nachkommen Abrahams versprochen wird. Wenn wir nun keineswegs mit ältern Historikern aus dem Umstande: daß die Eroberung jener Länder durch die Israeliten, und die Ankunft des Kadmos in Böotien so ziemlich in eine Zeit fallen, schließen, daß er wirklich ein Flüchtling jenes Volks gewesen sey; so ist doch so viel klar: daß Kadmeier ein uralter Volksname unter den semitischen Syrern war. Recensent beabsichtigt hier übrigens mit allen diesen Gegenbemerkungen nichts, als den Verfasser aufmerksam darauf zu machen, daß die Frage über die ältesten Einwanderungen bey den Hellenen doch wohl noch nicht so abgeschlossen sey, wie sie ihm vorzukommen scheint.

Wir haben schon erwähnt, daß, indem der Verfasser sich mit diesen Sagen polemisch beschäftigt, sich in seiner Ansicht der Hellenen ein Verhältniß derselben gegen die andern alten Völker, und namentlich gegen die Aegypter bildet, das nicht das richtige sey — wir müssen dieß näher beleuchten. Indem behauptet wird: die Sage von einem künstlichen Schatzhause und dem heimlichen Diebstahle aus demselben durch die Erbauer mittelst eines beweglichen Steins, sey von den alten Minyern zu den Aegyptern übergegangen, sagt der Verfasser: »Es bleibt uns nichts übrig

als anzunehmen, daß diese sinnvolle Sage erst zu jener Zeit, da unter der Herrschaft der saitischen Könige ganz Aegypten hellenisirt wurde, hinüber geführt, vielleicht an eine ältere Erzählung von einem Schatzdiebstahl (wobey an Sardanapals Schätze Herodot 2, 150 erinnert wird) angeknüpft, und, wie so vieles andere Hellenische sage ich, denn was darf am Ende eine strenge Kritik oder auch nur eine unbefangene Ansicht über so manche ägyptisch-hellenische Mythen, die man jetzt gar gern als dem Morgenland ursprünglich voraussetzt, anders entscheiden, als daß es wahrhaft Hellenische Sagen seyen, die sich die Aegypter, bald mit veränderten, bald unveränderten Namen und Umgebungen angemaßt, und den Hellenen als ägyptisches Geschenk zurückgegeben haben.« (S. 101—102.) Nachdem dieß Verhältniß auch auf Perser und Assyrer angewendet worden, sucht der Verfasser seine Ansicht durch Beyspiele aus ägyptischen Sagen zu erläutern und zu beweisen, und fährt dann fort: »und wie hätte es anders geschehen mögen, da ja Psammetich den Söldlingen der Jonen, die er in das Innere seines Reichs aufgenommen, ägyptische Kinder zu Erlernung der Sprache, und wohl schwerlich der Sprache allein, anvertraut hatte, von welcher denn die Kaste der Mäkler und Dollmetscher entsprossen seyn soll, durch die einzig der Fremde, was er von ägyptischer Geschichte erfahren konnte, erfuhr, und denen doch unmittelbar daran liegen mußte, Hellenisches und Aegyptisches möglichst untereinander zu wirren.« (S. 103—104.) Als Herodot nach Aegypten gekommen, meint der Verfasser ferner, sey es schon zu spät, und für den Scharfsinn dieses Alten eine zu schwierige Aufgabe gewesen, das Hellenische von dem Aegyptischen zu unterscheiden. Zweyhundert Jahre waren verflossen, seit der Ansiedlung der Jonier unter Psammetich; hundert Jahre blühte schon die hellenische Handelsstadt Naukratis — und »siebzig Jahre lang war durch die persische Eroberung Volk und Religion im Druck, und mußte sich nach äußern Stützen umsehen; Logographen wie Hekatäos, waren, voll von hellenischen Priester- und Volkssagen, nach Aegypten gekommen, und die Dollmetscher hatten wohl Zeit gehabt, hier und da auf einzelne, halb verstandene hellenische Sagen gestützt, ein ordentliches System von Umdeutungen —— durchzuführen. Und nicht die Dollmetscher allein, und die Hellenen —— sondern die Priester selbst haschten nach hellenischer Sage und Weisheit; —— ja daß sogar in physischer Beobachtung ihres eigenen Landes die Priester hellenische Muthmaßung, früher oder später, für ihre

eigene alte Weisheit ausgaben, erhellt am meisten aus der Annahme, daß der Nil aus dem umströmenden Okeanos ausfließe, die Herodot als einfältige Muthmaßung seiner unwissenden Landsleute verwirft; Diodor dagegen als Aussage ägyptischer Priester anführt u. s. w.« (S. 105.)

Dieß alles, meint der Verfasser, lehre strenge Kritik und unbefangene Ansicht! Wir wollen sehen. Die Punkte, worauf die Ansicht des Verfassers ruht, sind folgende: 1) Die griechischen Dollmetscher wirreten Hellenisches und Aegyptisches durcheinander. — Dagegen kann niemand etwas haben; aber die Folgen dieser Durcheinanderwirrung der Dollmetscher, und was der Verfasser noch daran knüpft? — Es heißt 2) ganz Aegypten wurde unter der Regierung der saitischen Könige hellenisirt; 3) Manches Hellenische wurde den ägyptischen Königsannalen eingeflochten, und dem Nationalstolz der Aegypter dienstbar gemacht; 4) wahrhaft hellenische Sagen wurden — verändert und unverändert — den Hellenen als ägyptisch zurück gegeben, und 5) selbst ägyptische Priester haschten nach hellenischer Sage und Weisheit u. s. w.

Woher, so muß man hier fragen, hat der Verfasser alle diese Nachrichten? Kennt er jene alten Königsannalen, von welchen er spricht? wird nicht alles blos aus ganz einseitigen Nachrichten von Griechen geschlossen und gefolgert? und zwar von Griechen, von denen keiner jene Königsannalen jemals gesehen oder verstanden hat, und die alle ihre Kenntnisse aus den Erzählungen der alles durcheinander wirrenden Dollmetscher schöpften? Und aus welchem Gesichtspunkte nimmt der Verfasser diesen ganzen Sagen- und Ideenwechsel beyder Völker? Er scheint ihm vorzüglich auf einem eigenen Interesse der Dollmetscher und Mäkler zu beruhen, und auf einem — doch wohl nur von eigner Armuth erzeugten — Haschen der Priester nach hellenischer Sage und Weisheit! Befindet der Verfasser sich dabey nicht mitten auf dem Wege, den er vorhin als treue Nachfolge des Ephoros und Diodor mit Recht verwarf?

Daß die Aegypter früher als ein gebildetes, kunstreiches und mächtiges Volk in der Geschichte da stehen als die Griechen, wird der Verfasser schwerlich läugnen wollen; und unternähme er es im Ernst — der Versuch würde unglücklich ausfallen. Beyde Völker neben einander gestellt, kann man also schwerlich mit dem Verfasser die Griechen als Lehrer der Aegypter darstellen; auch wenn man — was wir hier ganz unentschieden lassen — die Aegypter nicht als Lehrer der Griechen betrachten will. Doch — statt alles Polemisirens mit dem Verfasser stellt Recensent hier seine eigene Ansicht von den Hellenen und ihrem Verhältniß ge-

gen die Aegypter überhaupt auf, und unterwirft sie gern der Prüfung jedes unbefangenen Alterthumsforschers.

In allen den Ländern, welche wir unter dem Namen Griechenland begreifen, finden wir zuerst pelasgische Völker. Woher diese kamen, braucht nicht in Frage zu kommen, wenn sichs darum handelt: darzustellen, was unter den Hellenen bestand, und wie es unter ihnen sich bildete. Denn unter und aus den pelasgischen Völkern bildeten sich die Stämme der Hellenen, frühere Sagen und Mythen und Kultus der Pelasger aufnehmend, aber bey dem unruhigen Hin- und Hertreiben, und der örtlichen Verschiedenheit dieser Gegenstände, und der Stammverschiedenheit der Pelasger und Hellenen sehr verwirrt und durch einander geworfen; doch bildet zuletzt sich alles in ein eigenthümlich hellenisches Wesen aus.

Soll aber die tiefer liegende Frage in Untersuchung kommen: ob die Pelasger ein wirkliches Urvolk waren? so muß diese Frage verneint werden. Unter Urvolk verstehen wir ein solches: das vom Anfange seiner geselligen und religiösen Bildung an in dem Lande lebte, wo wir es finden. Der Hauptgrund, die Pelasger als ein solches nicht anzuerkennen, ist folgender: Alle uns im Alterthum bekannten Urvölker, z. B. die Hindu, die alten Perser, die Aegypter, gingen in der Ausbildung ihres ganzen religiösen Wesens von der Natur ihres Landes aus. So ist der Himalaya, der Ganges, und die ganze Natur Indiens mit der Lehre des Brahma; die Feuermeteore und die gesammte Natur des alten Irans mit der Lehre Zoroasters, der Nil, seine Ueberschwemmungen, die Fruchtbarkeit des Landes, die verheerenden Sandstürme aus der libyschen Wüste, mit der Religion der Aegypter so innig verschmolzen und verwebt, daß wenn man auch bey diesen Völkern mitgebrachte Keime gern zugesteht, und aus andern unläugbaren Gründen zugestehen muß, doch die aus Grund und Boden und Himmelsstrich hervorgehende Ausbildung unmöglich verkannt werden kann. Von alle dem nun findet sich bey Pelasgern und Hellenen nichts; ihre Götter scheinen eingewandert, ihr Kultur unabhängig von Grund und Boden gebildet, ja in manchen Stücken auf andere Länder und Völker hindeutend. Daher wird erklärlich, warum dem Griechen, sonst so stolz auf seine nationale Bildung, doch der tiefere Stolz auf eine ursprünglich heimische Religion — wodurch sonst jedes Urvolk sich so charakteristisch auszeichnet — gänzlich mangelt, und er sich außerhalb Griechenland nach dem Geburtslande seiner Götter umsah.

Nehmen wir nun die Hellenen, wie wir sie in ihrer Ausbildung begriffen finden, und betrachten sie zu der Zeit, wo sie un-

ter Psammetich mit den Aegyptern in Berührung traten, so ergibt sich das wahre Verhältniß zwischen beyden Völkern von selbst. Die Aegypter hatten zwar den langen Zeitraum ihrer Größe schon durchlaufen; Theben mit seinen Riesenwerken war schon verlassen, die Pyramiden waren schon erbaut, und das Labyrinth schon vollendet; bey den Hellenen mußte selbst Athen noch anderthalb Jahrhunderte ringen, ehe ein Perikles baute und ein Phidias bildete. Der Grieche trat daher, wenn er Aegypten berührte, in ein Land der Wunder; doch mit der festen Ueberzeugung, daß die Götter seines Landes, als Götter des ganzen Menschengeschlechts, auch in Aegypten verehrt würden, ging sein ganzes Forschen nur dahin: wie man diese Götter dort nenne, und wie sie verehre; und da er nun nie in das Wesen der ägyptischen Religion — oder in das Innere ihrer Tempel eindrang; ließ er sich durch blos äußere Merkmale leiten, und fand so in dem Phtha seinen Hephäst, im Amoun seinen Zeus u. s. w. Da er nun ferner in Aegypten ein offenbar uraltes Reich, mit einer längst vollendeten, abgeschlossenen religiösen und bürgerlichen Verfassung fand; wer kann ihm verdenken, wenn er nun seine Götter aus Aegypten empfangen zu haben glaubte

Der Aegypter hatte von seinen Göttern dieselbe Ueberzeugung wie der Grieche, und es mußte ihm Freude machen, zu hören: daß seine Götter auch in dem Vaterlande des fremden, zu ihm kommenden Volks verehrt wurden. Dadurch entstand für beyde Theile ein hohes, religiöses Interesse, Mythen und mythische Sagen mitzutheilen und auszutauschen — es lag hier ein tiefes, ein heiliges Interesse zum Grunde, das der Verfasser gar nicht aufgefaßt hat; es galt der vollständigern Kenntniß der Offenbarungen und Handlungen ihrer Götter.

Wenn der Verfasser nun sagt: ganz Aegypten sey hellenisirt worden, so kann man dieß zugeben, wenn dabey von den Hellenen die Rede ist, welche offenbar alles, was sie uns von Aegypten erzählen, hellenisiren, und nach ihren eigenen Begriffen und Ideen auffassen, ohne daß dadurch übrigens für den Aegypter das Aegyptische hellenisirt wurde. Der Aegypter mochte dabey eben so mit dem Hellenischen, was er zufällig erhielt, verfahren; — es wurde ganz gewiß ägyptisirt. Wir sagen was er zufällig erhielt, denn nie reiste ein Aegypter nach Griechenland, um dort Sagen und Weisheit zu suchen, wie dieß umgekehrt Statt fand.

Daß bey diesem Ideenwechsel und Sagentausch in das eigentlich Aegyptische wohl wenig oder gar nichts übergegangen seyn mag, scheint aus dem abgeschlossenen, und dem griechischen Geist

ganz entgegengesetzten Religionswesen dieses Volks wohl gefolgert werden zu können; so wie der eigentlich religiöse Geist der Griechen nichts Aegyptisches aufnahm, wie die Eigenthümlichkeit desselben hinlänglich beweist. Der Austausch betraf daher nur — wenn wir auf Künste nicht Rücksicht nehmen — äußere Religionssagen und Sagen, die jeder nach der eigenthümlichen Denkart deuten konnte, die dann hin- und hergetragen, gedeutet und umgedeutet wurden, und wo es für uns oft — da wir allein die einseitigen Berichte der Griechen vor uns haben — unmöglich seyn möchte, zu bestimmen, wo das wahre Vaterland derselben sey; auch kommt darauf im Ganzen wohl weniger an, und wir können auf Untersuchungen der Art nicht den großen Werth legen, den unser Verfasser mit mehreren Alterthumsforschern darauf zu legen scheint.

Wie mißlich es um gelehrte Beweise und Entscheidungen der Art steht, wollen wir durch ein Beyspiel aus der Schrift unseres Verfassers darthun. Eine alte Sage, welche Herodot vom Rhampsinit in Aegypten, Pausanias von dem König Hyrieus zu Hyria in Böotien und Charax vom König Augias in Elis erzählen, hat folgende Grundzüge: Zwey Brüder bestehlen ein steinernes Schatzhaus, in welchem ein Stein so künstlich eingesetzt ist, daß er von außen herausgenommen werden kann. Der König bemerkt den Diebstahl, und legt in dem Hause Schlingen und Fallen. Einer der Brüder wird in derselben gefangen, und der andere, um nicht durch den Gefangenen verrathen zu werden, schneidet ihm den Kopf ab und flieht. So weit stimmen alle darin zusammen. In der ägyptischen Sage sind alle, bis ins Kleine ausgeführten Umstände echt ägyptisch und den Sitten des Volks angemessen. Der König beherrscht ein altes, reiches und mächtiges Volk, kann daher wohl große Schätze besitzen, und sich ein steinernes Schatzhaus bauen lassen. Die sich preisgebende Königstochter kommt in Aegypten mehrmals vor, und daß der kluge Dieb endlich Günstling des Königs wird, ist ganz den Sitten angemessen — auch Joseph gelangte aus dem Kerker (wenn auch unschuldig, doch als Verbrecher geachtet) durch Klugheit zu der Stelle eines Günstlings. In Griechenland treten der Sage von vorn herein manche Widersprüche entgegen. Die Begebenheit soll hier an zwey verschiedenen Orten, und bey zwey verschiedenen Königen geschehen seyn. Der Verfasser sucht dieß dadurch zu heben, daß beyde Könige Minyer waren, die Sage also bey einer Trennung des Volks von einem Ort zu dem andern mit fortwanderte — aber immer muß doch die Sache an einen Ort übertragen, und Namen und Nebenumstände daselbst erdichtet seyn. Ferner: wie kommt ein

Minyerkönig, sey es in Hyria oder Elis, dazu, so viele Schätze zu sammeln, daß er sich ein eignes steinernes Schatzhaus bauen ließ? diesem wichtigen Einwurf weicht der Verfasser dadurch aus, daß er die ganze Sage symbolisch-allegorisch erklärt. Das Schatzhaus ist die Erde; die Schätze das den untern Mächten Angehörige — der Diebstahl die heraufgebrachten Ernten. So soll die Sage nun denselben Sinn haben, wie die Mythe des getödteten Dionysos und des getödteten Jasion. Wenn wir die Deutung dieser Mythen hier auch nicht in Anspruch nehmen — welche Aehnlichkeit findet zwischen ihnen und jener Sage von den Schatzdieben statt? Keine andere, als daß jemand getödtet wird. Den Dionysos tödten zwey Brüder, den Jasion tödtet Zeus durch den Donnerstrahl, und beyde werden nachher als mächtige Gottheiten verehrt — von Diebstählen ist dabey gar nicht die Rede. Trophonios stiehlt mit seinem Bruder Agamedes einen Schatz; der letztere wird gefangen, und von Trophonios gemordet, und der Mörder Trophonios wird als Gott verehrt. Sollte der Sinn dieser Sage mit jenen Mythen etwa gleich seyn, so ist klar: daß der verehrte Trophonios nun auch der gemordete seyn müßte. Der Verfasser fühlt dieß auch, nimmt diesen Widerspruch aber sehr leicht, und sagt: »Obgleich »man freylich erwarten sollte, daß Trophonios wie Jasion »der getödtete wäre, ist er nun der Mordende.« (S. 156.) Aber ist denn dieser Widerspruch so geringfügig, daß er die Deutung nicht stört? Ist es gleichgültig, ob jemand der Mörder oder der Gemordete ist? Mit Erklärungen, in welchen dieß keinen Unterschied macht, kann man freylich aus allem alles machen, und noch dazu ohne alle Mühe!

Doch — lassen wir alles, was sich auf innere Gründe und Deutung bezieht, und sehen auf das Geschichtliche bey der Sache, welches ja nach des Verfassers eigenen Erklärung der Kern der Alterthumskunde ist. Der Verfasser führt den Beweis: daß die Sage von dem Schatzraube ursprünglich den Minyern angehöre, und von den Aegyptern in ihre Königsgeschichte übertragen sey, auf folgende Art:

Minyer ließen sich, von Orchomenos aus, im Peloponnesos neben Elis nieder. Diese Einwanderung geschah, vielleicht früher, doch spätestens in den nächsten Jahrhunderten nach der dorischen Einwanderung in den Peloponnesos. Augias selbst war den Minyern verwandt, und da die Sage nun in Böotien und Elis vorkommt; so folgt: daß die aus Böotien in die Nähe von Elis einwandernden Minyer sie mit dahin brachten und auf den Augias übertrugen; und da ferner, wie schon gesagt, diese Einwanderung in den

nächsten Jahrhunderten nach der Einwanderung der Dorer, also früher geschah, als die Griechen unter Psammetich Aegypten näher kennen lernten; so folgt: daß diese Sage den Minyern auch früher bekannt war, ihnen also eigenthümlich angehört. (S. 100.)

Der Verfasser setzt in diesem Beweise offenbar voraus, was eigentlich erst erwiesen werden soll. Wäre erwiesen: daß diese Sage wirklich den alten Minyern in Böotien und Elis bekannt war, so ist die Folgerung: daß sie von Böotien nach Elis übertragen worden, sehr richtig; aber aus der bloßen Möglichkeit dieses Uebertragens auf die frühere Bekanntschaft zurück zu schließen, ist an sich nichtig. Daß die Sage in jene alten Zeiten zurückgesetzt wird, beweist nichts, denn in jüngere Zeiten durfte man sie nicht setzen, wenn sie geglaubt werden sollte.

Der Beweis, den der Verfasser hier zu führen hat, kann allein auf Aussagen von Zeugen beruhen; und hier weiß er für die Sage in Hyria nur den Pausanias, und für die Sage in Elis den Charax anzuführen; zwey Zeugen, welche über fünfhundert Jahre nachher lebten, da die ägyptische Sage durch Herodot allen Griechen bekannt geworden war. Wenn der Verfasser die Sage von der Einwanderung des Kekrops verwirft, geschieht es vorzüglich aus dem Grunde: weder Homer noch Hesiodus, noch irgend ein alter Dichter, noch Herodot erwähnen dieser Sage, da letzterer doch so viele Veranlassung hatte, davon zu reden — wenn er sie gewußt hätte. Eben so ist es auch mit dieser Sage von dem Schatzraube! Kein alter Dichter gedenkt ihrer, auch Herodot nicht, und dieser hätte davon reden müssen, indem er sie als ägyptisch erzählt, wenn ihm das Geringste davon bekannt gewesen wäre; und dieß Stillschweigen des Herodot ist offenbar für diese Sage bedeutender, als sein Schweigen über die Sage von Kekrops — denn er gibt keinen andern Erbauer von Athen an.

Nachdem der Verfasser nun nach verschiednen Sagen, und namentlich im fünften Abschnitt die Sagen von Athamas und den genealogischen Zusammenhang mancher Namen und Stämme näher betrachtet, kommt er am Ende dieses Abschnittes auf den Begriff der Sage und des Mythos überhaupt. Freylich hätte diese Betrachtung der ganzen Untersuchung vorhergehen sollen; doch wir wollen auch hier unsere Bemerkungen darüber mittheilen. Nachdem von dem Sagengewirr der hellenischen Stämme, wie es in den Werken der Griechen uns vorliegt, gesprochen ist, heißt es: »Ein solches Gewirr und Gewebe von Sagen, welches »theils schon die Logographie, nicht weniger vielleicht auch das

»systematische Bestreben der Alexandriner in eine Art, wiewohl »sich beständig selbst widerlegenden Zusammenhangs geordnet hat, »kann erst verstanden werden, wenn jener scheinbare Zusammen- »hang zerrissen, die Sage auf die ursprüngliche Einfachheit zu- »rückgeführt und Ort und Stamm ausgemittelt wird, von wo sie »ausgegangen, sich mit den Sagen andrer Hellenenvölker ver- »mischt hat.« (S. 142.) Wie schwierig und mißlich dieß Aus- mitteln sey, haben wir eben zu zeigen gesucht; dennoch legt der Verfasser darauf einem hohen Werth, wenn er fortfährt: »Nur jene Ursage natürlich, läßt eine historische Anwendung auf die Urzeit zu, und zwar oft weniger an sich selbst, als durch ihre Beywerke, die Beziehungen in denen sie steht, die äußeren Vor- aussetzungen, die sie macht. Denn die Sage liegt als et- was Ewiges allen jenen äußeren Bedingungen und allem Geschichtlichen, was in sie übergegangen, weit voraus: ja es läßt sich kein Zustand eines Naturvolks denken, wo es ohne Sage gewesen, kein Volk, das erst ge- schichtlicher Ereignisse und Facten bedurft, um dar- nach das Höchste und Herrlichste und Sinnvolleste erfinden zu kön- nen. Es ist ein ewiger Gedanke, den alle Mythologie verfolgt, und in die Zeit überträgt, wie einst Menschen und Götter in einem weit innigern und unmittelbaren Verhält- nisse standen —— der eigentliche tiefste Grund der Sage ist weder ein Philosophem, etwa von höheren Geistern willkürlich (?) erfunden, und um es dem rohen Haufen annehmlicher zu machen, in symbolische Bildersprache eingehüllt; noch weniger ein ursprünglich Gestalt- und Bedeu- tungsloses, was erst nach und nach herangebildet, und von Dichtern und Philosophen wetteifernd verfeinert, oder tiefsinnig umgedeutet worden wäre; eine jämmerliche Ansicht und die längst gefallen ist: sondern grade in den Ursprüngen tritt die tiefste Be- deutsamkeit am meisten hervor. Nun hatte ich mich überzeugt, daß die Sage unmöglich ein blos äußerlich Traditionir- tes seyn konnte, was nur so um es weiter zu tradiren, von Vater auf Sohn und Enkelkind fortgebracht worden wäre; denn wozu das? — sondern daß sie ein Leben ist, das innigste des ganzen Volkes, was Jeden unmittelbar anging, und worin ein jeder mitlebte; ja daß es überhaupt durchaus keine geistige Thätigkeit eines Urvolks, freyer Art, gegeben hat, als eben Sage und Mythus. Denn wie in einem gemeinschaft- lichen Keime liegt in diesem beschlossen alles Glauben und Denken und Wissen des Urvolks. Aber eben darum ist die Sage ein höchstbewegtes und veränderliches Leben, —— es mußte sich, was das Volk bewegte, jede neue Erscheinung, jeder bestehende,

jeder vorübergehende Zustand, jeder bedeutende Zuwachs von Kunde, sein Bild darin ausprägen; — — wie die Gestalt der Erde die Geschichte aller ihrer Revolutionen lehrt (?), so liegt in den Ueberlieferungen der auf uns gekommenen Sagen wirklich die Geschichte langer Jahrhunderte, wenn auch nur in einzelnen Spuren, aufbewahrt.« (S. 143. 144.) Zu Anfange des neunten Abschnittes kommt der Verfasser auf denselben Gegenstand zurück, und sagt: »Niemals erfundene (?) Gedanken der Urvölker haben sich in den ältesten Mythen oft nach geheimnißvollen Gesetzen verkörpert und gestaltet; an Priesterschaften, an heilige Gebräuche, an Volksstämme festgebunden, haben sie mit diesen fortgelebt und sich ausgebildet: aus diesen Keimen ist der Baum der Sage aufgeschossen, hat nach allen Seiten hin Aeste getrieben und große Völker unter sein Dach aufgenommen. Aber während so das ganze Leben des Volkes in diesem Baum verwachsen ist, und kein Zweig abgerissen werden kann ohne den Mythenbaum selbst schmerzhaft zu verwunden: wie will die geschichtliche Betrachtung verfahren, die überall zu scheiden, zu sondern und scharf zu begränzen strebt?« (S. 205.).

Eigentlich bringt der Verfasser mit allem hier Gesagten dem Modegerede der Zeit ein Opfer, und betritt eine Bahn welche er in der Einleitung mit Recht verwarf. Daher mangelt hier die Klarheit und Bestimmtheit des Ausdruckes, welche die Sprache des Verfassers sonst so trefflich charakterisirt, und um die Gedanken legt sich ein mystisches Dunkel, welches Doppelsinn und Unbestimmtheit der Begriffe zur Folge hat.

Erstlich wird dabey der Begriff des eigentlichen Mythos mit der Sage überhaupt — sie sey mythisch oder rein geschichtlich — völlig vermischt und als eins genommen, wodurch manches Unpassende, manches Halbwahre gesagt wird; noch auffallender ist die völlige Vermischung des Menschen selbst, oder der Natur seines Geistes, wie diese sich durch allgemeine Anlagen, Bestrebungen und Gefühle in dem ganzen Geschlecht offenbart; mit den blos zufälligen, durch äußere Bedingungen veranlaßten Aeußerungen und Gestaltungen derselben. Nur die erstern können in gewisser Hinsicht ewig, der Geschichte weit vorausgehend genannt werden; nicht die letztern, immer von äußern, örtlichen Bedingungen und Erscheinungen abhangend, und nicht die erstern, sondern nur die letztern sind der Gegenstand der Mythologie und Alterthumsforschung. Die Natur unseres Geistes, mit den aus seiner Tiefe sich überall entwickelnden Ideen und Bestrebungen, mag eine Philosophie der Mythen nachweisen — die Mythen selbst sind etwas anderes. Gleichwohl verwechselt der Verfasser jenen tiefsten in dem Menschen selbst liegenden, innern Grund aller

Mythen, mit der zufälligen äußern Veranlassung seiner Entwicklung, wenn er sagt: (dieser) »tiefste Grund der Sage ist kein Philosophem.« — Wer hätte denn das wohl je behauptet? — »Noch weniger ein ursprünglich Gestalt- und Bedeutungsloses, was erst nach und nach herangebildet, und von Dichtern und Philosophen tiefsinnig umgedeutet worden.« Wer, müssen wir wieder fragen, hat dieß wohl jemals behauptet? Wer hat je den tiefsten Grund des Mythus in die äußere örtliche Veranlassung der Erscheinung gesetzt? Wer kann aber diese äußere Erscheinung, durch welche der Mythus seine örtliche Gestalt annimmt, anders als ursprünglich bedeutungslos denken? Wenn die Sonne aufgeht und das Dunkel der Nacht vertreibt, so liegt in dieser äußern, physischen Erscheinung nichts weniger als ein symbolischer tief bedeutender Sinn. Wenn der noch rohe Mensch vor dem heraufsteigenden glänzenden Körper niederfiel, ihn anbetete, an dieß Auf- und Absteigen der Sonne die Ideen eines Kampfs zwischen Licht und Nacht knüpfte, und in diesem wieder symbolisch einen Kampf zwischen Gut und Böse und sich selbst hier als Mitkämpfer erkannte; so lag dieß alles nicht in der äußern Erscheinung, sondern in dem Menschen, der an jener Erscheinung es in sich selbst, aus der Tiefe seines Geistes entwickelte; und sicher dachte jener erste der vor der Sonne betend niederfiel, noch nicht an die tiefe symbolische Bedeutung des aufgehenden Lichts — Philosophen deuteten erst; obwohl wir gern zugeben, daß die noch unerfundene Deutung sich schon unbewußt in dem ersten Beten regte; aber zwischen dem Bewußten und Unbewußten, dem Erfundenen und Unerfundenen (wenn wir uns dieses letzten Ausdrucks mit dem Verfasser bedienen dürfen), muß der Mytholog und der Alterthumsforscher durchaus unterscheiden. Daß allen Mythen und mythischen Sagen gewisse allgemeine Gefühle, Bestrebungen und Ideen zum Grunde liegen, gehört zu dem, wovon der Verfasser selbst sagt; daß man es von vorn herein glaubt, wonach man nicht erst zu suchen braucht.

Durch die Vermischung wesentlich verschiedener Begriffe, wird der Verfasser nur zu irrigen Erkärungen verleitet, und schiebt einzelnen Sagen gewisse allgemeine Ideen unter, die sich zwar in ihm selbst bey der Vergleichung vieler Sagen entwickelten, die aber für die Völker, von denen bey jenen Sagen die Rede ist, noch unter das völlig Unerfundene gehört, ja das sie in der örtlichen Gestalt ihre Sage nicht einmal ahneten.

Der Verfasser arbeitet sich dann durch das bunte Sagengewirr der Minyer und der ihnen verwandten Völker, sucht überall wo möglich, die ältesten Züge abzusondern, zu trennen was die spätere Zeit vereinigte, zu einigen was diese trennte; und

mit Vergnügen wird jeder Alterthumskundige hier vieles aufgeräumt, besser geordnet und klarer dargestellt finden, als bisher der Fall war, und dem Verfasser für den auf diese Gegenstände verwendeten Fleiß aufrichtig danken, ohne den eben in Anspruch genommenen Deutungen mancher Mythen beyzustimmen. Bey diesen Deutungen selbst müssen wir noch weilen. Wir halten uns dabey an des Verfassers eigene Worte, mit welchen er den zwanzigsten Abschnitt schließt. »Indem es uns nicht genügte, heißt es, über die Wanderungen, die Herrschaft und Macht, die Begebenheiten und Schicksale des Stammes einige scheinbar historische Resultate zu gewinnen, haben wir versucht, der innern Geschichte des Volks, wie sie sich in Sagen und Märchen, in Legenden und Gedichten am allervollkommensten ausspricht, von allen Seiten und auf allen Wegen nahe zu kommen. Darum haben wir in der Sage von Athamas im Gegensatze gegen den Naturdienst des Trophonios, die Grundzüge einer religiösen Ethik — die ewigen Gedanken von ursprünglichem Abfalle von der Gottheit, woraus Jammer und Raserey und fortdauernde blutige Versöhnung hervorgehen — zu entwickeln versucht; obzwar das immer dazwischen tretende historische Element die Durchführung einer symbolischen Idee unglaublich erschwerte.« (S. 432.)

Hier glauben wir nun beweisen zu können, daß der Verfasser in die Sage von Athamas die — wie er sich ausdrückt — ewigen Gedanken, mühsam, und gegen den historischen Sinn, hineingetragen habe, und daß wohl niemand, der die Sage als lebendig kannte, und die darauf gegründeten Tempelgebräuche übte, dergleichen ahnete.

Daß bey den alten Pelasgern und Hellenen Menschenopfer gebräuchlich waren, ist bekannt, und daß sie mit denselben eben die Ideen verbanden, die wir bey andern alten Menschenopfernden Völkern finden, ist erweislich. Die Grundlage aller Opfer ist Anthropomorphismus. Die Götter waren nicht allein menschlich gestaltet; sie dachten und handelten, und hatten Leidenschaften wie der Mensch; wurden, wie dieser, persönlich beleidigt, und rächten sich für jede empfangene Beleidigung. Blutige Opfer waren ein Tribut, den sie forderten; wer sie ihnen reichlich darbrachte, den überschütteten sie mit Wohlthaten und Gunstbezeigungen; wer sie ihnen aber versagte, den verfolgten sie auf alle Art und Weise. Oft gelobte man einem Gott Opfer, wenn er eine Bitte erfüllen würde; oft forderte der Gott ein Opfer, wenn er eine Bitte erfüllen oder etwas thun sollte. So fordert das Orakel im Kampf der Thebaner gegen Orchomenos, daß der angesehenste Bürger Thebens sich selbst opfern solle, und von den Mes-

seniern das Opfer einer Jungfrau vom königlichen Stamme, wenn der Sieg erfolgen solle u. s. w.

Da die Götter nun gleich den Menschen beleidigt werden konnten, und sich zu rächen suchten, und man zugleich alles, was als Wirkung natürlicher Kräfte geschah, als unmittelbare Handlung und Wirkung eines Gottes betrachtete, so hielt man jedes Unglück, es mochte eine Person oder ein ganzes Volk, einen Ort oder ein ganzes Land treffen, für ein Zeichen des Zorns irgend eines beleidigten Gottes; dann wurde bey Orakeln und Sehern geforscht, von diesen die zürnende Gottheit genannt, und das Sühnopfer bestimmt. Unter diesen scheinen in den ältesten Zeiten Menschenopfer sehr gebräuchlich gewesen zu seyn, und man legte auf sie den höchsten Werth. Die Herrscher der Erde pflegten sich für empfangene Beleidigungen durch Blut zu rächen, die Götter machten es nicht anders. Agamemnon beleidigt Artemis — seine eigene Tochter wird als Opfer gefordert. So sollte auch Phrixos, um den durch eine Dürre sich kundgebenden Zorn des Gottes zu sühnen, geopfert werden, und entfloh; so sollte Athamas selbst den Opfertod leiden, aber Kytisoros befreyt ihn mit Gewalt, und nun macht ein Orakelspruch dieß Opfer unter gewissen Bedingungen in seiner Familie bleibend.

Aus diesen bleibenden, oder unter Bedingungen fortdauernden Opfern aus der Familie des Athamas, schließt der Verfasser nun: »es sey hier keine vollendete Aussöhnung möglich gewesen; der Fluch sey als stets (nie) rastend und unersättlich gedacht worden,« und daher dünkt ihm: »es trete in der Mythe von Athamas der ethische Sinn des Sühnopfers reiner und erhabner hervor, als irgendwo anders« (S. 166.) Es liegen darin »die ewigen Gedanken von ursprünglichem Abfalle von der Gottheit, woraus Jammer und Raserey und fortdauernde blutige Versöhnung hervorgehen.« Wir wollen, was der Verfasser den ethischen Sinn des Sühnopfers nennt, der sich auf einen ursprünglichen Abfall von der Gottheit, und auf fortdauernde blutige Versöhnung bezieht, hier nicht in Anspruch nehmen, da von unsern theologisch-mystischen Philosophen solche Ideen wohl aufgestellt sind; nur darauf wollen wir aufmerksam machen: daß in der Mythe selbst und den wiederholten Opfern dieser Sinn gar nicht liegt. Man mag diese Mythe betrachten wie man will; alle darin aufgedrückten und angedeuteten Ideen sind in dem engen Kreise des Anthropomorphismus beschlossen, und der beleidigte Gott rächt sich auf menschliche Weise.

Der Verfasser unterläßt hier, die Hauptzüge der Sage zuerst

aufzustellen, welches um so nöthiger gewesen wäre, da keine Sage verwirrter und in sich widersprechender überliefert ist. Er nimmt nur heraus, was etwa zu seiner Meinung paßt, und erwähnt des andern kaum als verwerflich. Die Hauptzüge, welche hier in Betrachtung kommen, sind folgende: König Athamas hat zwey Weiber: Nephele — von deren Herkunft nichts bekannt ist — und Ino, die Tochter des Kadmos und der Harmonia. Welche von beyden die erste, welche die zweyte, oder ob beyde neben einander Gattinnen gewesen? wird verschieden erzählt; dem Sinne des Ganzen nach war Nephele die erste, und wurde der Ino wegen verstoßen. Ihre Kinder, Phrixos und Helle, sind erwachsen; die Kinder der Ino, Learchos und Melikertes, noch klein, und Ino, als böse Stiefmutter, kommt fast überall vor. In einer Landplage erkennt man den Zorn eines Gottes — Phrixos soll ihn durch den Opfertod sühnen. Dabey ist nun die Rede von den Tücken der Stiefmutter Ino; bald soll sie einen Götterspruch erdichtet, bald die Landplage erkünstelt haben; genug Phrixos rettet sich durch die Flucht. Here, die Beschützerin der Nephele, macht, um sich an Ino zu rächen, den Athamas rasend, der den Learchos am Felsen zerschmettert, und Ino zwingt, sich mit dem Melikertes ins Meer zu stürzen. Hier wird sie — die Tochter einer Göttin — selbst Göttin, welche Ehre auch der Nephele widerfährt. Nun leidet das Land noch mehr unter dem Zorn des Gottes, und Athamas selbst soll durch den Opfertod sühnen — da kommt Kytisoros, sein Enkel, und befreyt ihn mit Gewalt. Darüber zürnt der Gott, und setzt in der Familie des Kytisoros durch ein Orakel unter Bedingungen die Wiederholung von Opfern ein.

Der, vorzüglich in der Wiederholung der Opfer sich offenbarende Fluch, der auf der Familie des Athamas laste, meint der Verfasser: »entbehre nun eines mythisch-ethischen Halts, einer Begründung, die nur in einer Selbstthat und Selbstschuld des Ahnherrn Athamas gesucht werden könne, und mythisch seyn müsse, weil diese erste Schuld jedesmal über alles Bewußtseyn hinaus liege.« (S. 168.)

Wenn der Verfasser behauptet: die Sage sey nicht mythisch begründet, so ist dieß ganz unrichtig. Athamas und Kytisoros beleidigen den Gott, darüber zürnt derselbe und grollt dem ganzen Geschlecht — das ist echt mythisch; es bedarf hier keiner andern Begründung. Wenn der Verfasser nun ferner behauptet: der Mythe fehle ein ethischer Halt, sie sey nicht ethisch begründet; so setzt er voraus, was erst zu beweisen seyn würde: daß der Mythos überhaupt eines ethischen Grundes bedürfe.

Dieß ist eben der Punkt, um den es sich handelt! der alte hellenische Mythos, völlig in die beschränkte anthropomorphistische Ansicht der Götter beschlossen, entbehrt der rein ethischen Begründung gänzlich; denn wenn auch ethische Züge zum Vorschein kommen, so sind sie nur auf persönlichen Charakter dieser oder jener Gottheit gegründet, und nach örtlichen, menschlichen Beweggründen motivirt. Freylich lassen sich bey fast allen Mythen auf eine künstliche Weise ethische und allgemeine Ideen hinein oder heraus symbolisiren, aber davon soll bey der Darstellung eines Mythos die Rede nicht seyn; nicht wollen wir wissen: welche Ideen ein späterer, christlicher Philosoph hineinlegen kann; sondern welche Ideen damit verbunden waren, zu der Zeit, da der Mythos sich bildete. Ehe wir indeß die symbolische Erklärung der Verfassers näher prüfen, wollen wir noch einige Bemerkungen vorhergehen lassen.

Der Verfasser sagt: die Schuld — welche dem Fluch zum Grunde liegt — muß in einer Selbstthat gesucht werden, muß Selbstschuld seyn. Unter Selbstthat kann doch wohl nichts anderes verstanden werden, als eine That, welche der selbst begeht, der dafür gestraft werden soll; der also die Schuld der That sich selbst auflädet. Wie paßt diese Bestimmung aber zu unserer Sage: in welcher die durchaus schuldlosen Nachkommen des Athamas — wie der Verfasser annimmt — wegen der Schuld ihres Ahnherrn unter dem Fluch stehen? Doch — nach der Idee der Alten wurden die Sünden der Väter auch an den Kindern bestraft. Aber wie soll man den Nachsatz verstehen: die Schuld müsse mythisch seyn: »weil diese erste Schuld jedesmal über alles Bewußtseyn hinaus liege?« Eine Selbstthat, durch welche man eine Selbstschuld auf sich ladet, soll über alles Bewußtseyn hinaus liegen? Kann es — im rein ethischen Sinne — eine Selbstschuld geben, ohne Bewußtseyn der That? Oder sollen diese Worte sich auf den ursprünglichen Abfall von Gott beziehen, den der Verfasser in dieser Sage ausgedrückt findet? Wie schwankend ist das alles!

Diese erste Schuld soll nun allein in Athamas gesucht werden müssen. Dieß streitet aber mit dem ganzen Inhalt der Sage. Nur in Kytisoros Handlung, indem er den Athamas durch Gewalt dem Opfertode entreißt, liegt die Schuld, um derentwillen sein ganzes Geschlecht (nicht Athamas Geschlecht) den wiederholten Opfern unterworfen wird. Hätte Kytisoros den Athamas nicht befreyt, so wäre sein Geschlecht nicht in die Strafe verfallen. Der Verfasser verwechselt dabey völlig die verschiedenen Begriffe von Strafe und Fluch. Die

Sage hat es allein mit Strafe für Beleidigungen, nicht aber mit irgend einem Fluch zu thun. Daher ist die Fortdauer des Opfers an eine verbotene, mit Bewußtseyn begangene Handlung geknüpft; sie kann gänzlich vermieden werden, und Kytissoros Geschlecht kann unter dem Volke ruhig leben und seiner Güter sich freuen, wenn — seine Aeltesten nur nicht in das Gemeindehaus gehen (wo das öffentliche Wesen berathen und verwaltet wird). Ein Fluch hätte seiner Natur nach sie ereilt, auch ohne eigene Verschuldung; dem Fluch war nicht zu entfliehen — die Strafe traf nur den, der durch eigene Schuld sich dieselbe zuzog. Ganz falsch ist daher die Vorstellung, welche sich der Verfasser von diesen fortdauernden Opfern macht. Er vergleicht sie mit der Opferung von zwey Verbrechern bey den Jonischen Targelien, und sagt: »von keiner andern Art (als Verbrechern) sind fast alle Menschenopfer der alten Welt. (S. 166.) Dieß ist aber ganz und gar nicht der Fall, sondern in den ältesten Zeiten wurden vorzüglich nur Könige, oder Kinder der Könige und sehr angesehener Personen geopfert. So fordert Artemis von Agamemnon zur Sühne die eigene Tochter, so die Pythia von den Messeniern eine königliche Jungfrau; so kann nur Kodrus selbst sein Volk durch den Tod retten; so fordert das Orakel den angesehensten Bürger Thebens u. s. w. Diese Ansicht herrscht in allen alten Mythen. Hat ein König einen Gott beleidigt, so wird statt seiner das Volk bestraft. Agamemnon beleidigt den Apoll in seinem Priester; und zu Tausenden fällt das Heer durch die Pfeile des zürnenden Gottes, bis ihn der König wieder sühnt. Wenn, sagt Hesiodus (Hauslehren, von Voß v. 260) die Gerechtigkeit das Unrecht erblickt, eilt sie zum Vater Zeus:

Klagt das Unrecht an der sterblichen Menschen, bis ihr gebüßt hat,
Alles Volk für die Sünden der Könige —

Aber ruft er nun den Königen zu:

Böses bereitet sich selbst, wer andern Böses bereitet!

So sollte nun auch Phrixos, so sollte Athamas den Opfertod leiden, um das Land zu sühnen, was von dem Zorn der Götter wegen Athamas Unthaten durch Dürre und Pest geplagt wurde. Der Gebrauch: Verbrecher den Göttern zu opfern, konnte wohl nur erst in späteren Zeiten aufkommen, wo man schon daran dachte die Götter so — abzufinden. In dem alten Schaster der Kalisecte unter den Hindu, bey welcher Menschenopfer noch gebräuchlich sind, werden die Eigenschaften der zu Opfernden ausführlich beschrieben. Nur junge, schöne Personen, eben so fleckenlos in ihrem Charakter als durchaus fehlerfrey am

Körper, dürfen als Opfer gebracht werden. Wenn der Verfasset nun im Gegensatz der Opferung von Verbrechern, von den Opfern unserer Sage schreibt: »im Geschlecht der Athamantiden sind es die Edelsten des Volks, der alte Königsstamm, Zeus Abkömmlinge heilig und verflucht zugleich, es sind die Priester, die zugleich Opfer sind. Keine besondere, nur die allgemeine Sünde lastet auf ihnen« (S. 166), so waltet dabey mancherley Irrthum ob. Daß nichts Besonderes in der Wahl des Königs-Geschlechtes zu diesen Opfern liegt, haben wir eben gezeigt. Was soll aber der Ausdruck: allgemeine Sünde bezeichnen? Vorhin war nur die Rede von der Selbstschuld des Ahnherrn; hier tritt an diese Stelle derselben eine allgemeine Sünde, um daran die Idee des allgemeinen Sühnopfers wegen des ursprünglichen Abfalls von Gott zu knüpfen. Aber in der Sage stirbt ja niemand wegen einer allgemeinen Sünde, sondern weil er eine freywillige Handlung begeht. Diese Handlung, wird man vielleicht sagen, war aber an sich nicht des Todes werth — darüber werden wir uns nachher erklären.

Mit diesen unrichtigen Ansichten geht der Verfasser nun an seine symbolische Deutung. Athamas hatte zwey Frauen. Nephele, ein Göttin, und Ino eine Sterbliche. Durch ein altes Sprichwort wird nun erwiesen: daß er die Sterbliche der Göttin vorzog. Darin findet der Verfasser nun die Selbstthat, die über alles Bewußtseyn hinaus liegende Selbstschuld. Athamas zieht die irdische Liebe der göttlichen Liebe vor — dadurch wird der ursprüngliche Abfall von Gott ausgedrückt, aus welchem Jammer und immerwährende blutige Versöhnung hervorgehe. Diese Erklärung widerlegt sich selbst, wenn man sie mit den Hauptzügen der Sage vergleicht, und die irrigen Ansichten des Verfassers berücksichtigt, die wir eben entwickelt haben.

Noch müssen wir indeß die Wiederholung der Opfer in der Familie des Kytisoros, und die Handlung näher betrachten, woran sie geknüpft ist. Hätte das Orakel jeden Erstgebornen des Hauses zum Opfer bestimmt, so läge darin ein Schein für die Meinung des Verfassers. Aber es knüpft dieses Opfer an eine freye Handlung, und wir setzen noch hinzu: an eine politische Handlung, an eine Handlung, die sich ohne eine politische Tendenz gar nicht denken läßt. Der Erstgeborne dieser alten, zu der Zeit da diese Opfer gebracht werden konnten, ihrer Herrschaft beraubten Königsfamilie, war auch das Oberhaupt derselben. Er konnte ruhig und glücklich unter dem Volke leben, wenn er keinen Einfluß auf das öffentliche Wesen zu haben strebte; so bald dieß aber geschah, so bald er in das Prytaneion eintrat,

wo die öffentlichen Angelegenheiten verhandelt wurden, also Theil an der Verwaltung nehmen wollte; starb er den Opfertod. Denn daß irgend jemand aus kindischer Neugierde in jenes Gemeindehaus, oder so von ungefähr eintreten sollte, wenn er wußte, daß dieß ihm das Leben kosten werde, ist nicht wohl anzunehmen. Geschah es, so mußte wohl ein Grund vorhanden seyn, und ein Zweck erreicht werden sollen, der des Wagestücks werth war, und der dem gesammten Volke keineswegs gleichgültig seyn konnte. Uns scheint daher der Sinn dieser Anordnung sehr klar zu seyn. Vielleicht wird der Verfasser aber unsere Erklarung zu den verächtlichen, verwerflichen Versuchen zählen, alte Sagen als geheime Geschichten europäischer Kabinette erklären zu wollen — allein er wird doch die augenscheinliche Einwirkung der Orakel auf politische Verhältnisse der hellenischen Völker und Staaten von den ältesten Zeiten an nicht läugnen wollen? Muß diese zugestanden werden, so kommt in viele Orakelsprüche und davon abhangende Gebräuche und Einrichtungen in der That so etwas Geheimes, Kabinettmäßiges, das oft um nichts besser seyn mochte, als es noch gegenwärtig zuweilen ist — und das vielleicht nirgend klarer ans Licht tritt, als eben in diesen fortdauernden Opferungen der Häupter einer alten Königsfamilie, wenn sie sich der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten nahen wollten.

Wir haben uns über die Behandlung und Deutung der Mythen und Sagen umständlich verbreitet, weil jede Geschichte der ältesten Hellenen davon ausgehen muß, und wenden uns nun zu dem eigentlich geschichtlichen Theile des Buchs. Wir können hier unmöglich dem Verfasser überall folgen, wenn unsere Recension nicht zu einem Buche anschwellen soll; sondern müssen uns auf eine Prüfung der Grundsätze der geschichtlichen Kritik, welche der Verfasser befolgt, und der Ansicht der ältesten Geschichte der Hellenen, wie er sie gibt, beschränken.

Bey dem Uebergange der eigentlichen Sage zur Geschichte ist der sammelnde Fleiß des Verfassers, und das Streben, alle die einzelnen Züge zu einem Gemälde zu vereinigen, sehr zu loben; allein dieß Streben führt ihn zuweilen etwas leicht über Gegenstände hin, welche einer tiefern Forschung bedurften, und läßt ihn hie und da Beweise ergreifen, welche der Kritik nicht genügen. Um dieß zu belegen, wählen wir von mehreren sich darbietenden Beyspielen nur eins. Der Verfasser nimmt an: daß die Minyer in ihren ursprünglichen Wohnsitzen in Böotien gedrängt, zum Theil nach dem Peloponnes, von hier nach Thera und endlich nach Kyrene auswanderten; auf diesem Zuge ursprüngliche Sagen und Namen mit sich forttrugen, und in ihren neuen Nie-

derlassungen lokalisirten. Gegen die Richtigkeit dieser Behauptung haben wir nichts einzuwenden, wohl aber gegen einen Beweis, den der Verfasser als den vorzüglichsten dafür aufstellt. Triton ist ihm ursprünglich ein Fluß in Böotien, an dem das alte böotische Athen lag, und der kopaische See ist folglich der ursprüngliche Tritonssee. (S. 155, 156.) Wenn dieß nun so viel heißen soll: daß schon die ältesten pelasgischen Anwohner diesen Fluß Triton nannten, an ihm ein Athen erbauten, und darin die Athena verehrten, und ferner in dem kopaischen See einen Tritonssee fanden; so haben wir abermals nichts dabey zu erinnern. Wenn der Verfasser aber ferner in dem Tritonsflusse und dem Tritonssee bey Kyrene eine bloße Uebertragung böotischer Lokalnamen sieht, und glaubt: man hätte den einheimischen Fluß und See dort mehr gesucht als gefunden (S. 156), so liegt darin etwas Irriges, das sich auch in andere, davon abhangende Ansichten verbreitet. Triton, der Sohn Poseidons und Amphitritens, kam in vielen Flüssen zum Vorschein, und wurde ursprünglich vielleicht in allen verehrt. Daher gab es viele Tritonsflüsse: selbst der Nil war den Griechen ein Triton — nicht, wie der Verfasser glaubt, weil man in ihm den kleinen böotischen Waldstrom Triton suchte, oder den Namen desselben auf ihn übertrug; sondern weil er ein Triton, d. i. ein Sohn Poseidons war. Triton als Flußname ist also kein solcher böotischer Lokalname, daß man behaupten könne: er sey von hieraus, und nur von hier auswandernden Völkern auf andere Flüsse übertragen worden. Der Verfasser hält jene Idee aber fest, und fügt als Beweis hinzu: »Kann man daran zweifeln, so höre man die böotische Sage beym Pindar; wie Athene in Libyen, da bey dem Tode der Medusa die Schlangenhaare der schwesterlichen Gorgonen gezischt, den Ton auf einer Rohrpfeife des Sees Triton nachgeahmt habe.« »Hier — fährt der Verfasser fort — ist sicher eine ältere Ueberlieferung von der Erfindung der Flöte am böotischen Triton und dem kopaischen See (wo das beste Flötenrohr wuchs) mit der neuern Gorgonenfabel zusammen geschmolzen.« Allein jene Sage beym Pindar beweist an sich nichts; sie soll erst durch die hinzugefügte Erklärung beweisend werden, bey welcher der Verfasser durch das sicher einen nähern Beweis umgeht, und doch genau genommen dabey schon voraussetzt, was eben erst erwiesen werden sollte.

Sehen wir nun auf das mehr Geschichtliche, so bietet sich auch hier manches zu Bemerkungen dar. »Die Dorer (sagt der Verfasser S. 378), nördlich von dem Andrange mannigfaltiger Völkerstämme fortgestoßen, verließen ihre Bergstädte am Parnaß

und erzwangen zwanzig Jahre später, den Uebergang in den Peloponnes,« und setzt dann folgende Anmerkung hinzu: »Von den angeblichen fünf Rückzügen der Herakliden scheint der erste, wo sie den Peloponnes erobern, sich dann durch eine Pest vertrieben nach Marathon zurückziehn, theils angenommen, um den Tlepolemos vor dem Troerkriege nach Rhodos gelangen zu lassen, theils besonders durch attische Partikularsagen verbreitet worden zu seyn. Der zweyte, wobey Hyllus fällt, hundert Jahr vor der Rückkehr, ist blos poetisch. Geschichtliche Bedeutung hat er auf keinen Fall, da die Dorer, mit deren Beytritt der eigentliche Völkerzug erst anhebt, damals noch in Hestiotis saßen. Die beyden folgenden Angriffe sind augenscheinlich erdichtet. — Ehe die Thessalier andrängten, gab es für die Dorer keinen Grund, ihr Land am Oeta zu verlassen.«

Gegen die Art und Weise, wie der Verfasser hier die frühern Züge der Herakliden behandelt, hat die Kritik vieles einzuwenden. Er scheint dabey das mythisch begründete Verhältniß der Herakliden zum Peloponnes und die darauf gestützte Einmischung der Pythia ganz zu übersehen. Gern gestehn wir zu, daß die frühern Züge keine historische Bedeutung haben — in dem Sinne nämlich, wie der Verfasser diese nimmt — und die allerdings erst mit dem Zutritt der Dorer beginnt; aber berechtigt dieß wohl, jene frühern Züge für blos »angenommen«, »blos poetisch« und »erdichtet« zu erklären? Weil ihnen jene historische Bedeutung in Ursachen und Folgen mangelt; so sind sie allerdings schwankender, poetischer, — aber so wie Recensent oben bey der mythisch- poetischen Sage und der darauf gegründeten Tempelgebräuche an das so ganz reale politische Element erinnerte, so muß er hier an das, an Mythos und Orakeln hangende Poetische in der wirklichen Geschichte erinnern, das für die älteste Hellenenzeit so charakteristisch ist, und nie übersehen werden darf. Handlungen, welche nach der gewöhnlichen, pragmatischen Ansicht der Geschichte, welchen der Verfasser hier ein wenig zu viel huldigt, als unwahrscheinlich, grundlos und erdichtet erscheinen, sind dennoch oft wahrhafte Geschichten, und völlig in jener mythisch- poetischen Ansicht des Lebens gegründet, die, so lange sie sich lebendig in dem Volke erhielt, zu den wirksamsten Triebfedern gehörte. Daß die Heraklidenzüge erst nach der Vereinigung der Dorer durch ihre Folgen geschichtlich bedeutend werden, ist klar; aber sind deßwegen ihre früheren Versuche, weil sie blos auf jene mythisch begründeten Ansprüche sich stützen, an räthselhaften Orakelprüchen hangen und keine bedeutende historische Folgen haben, wohl ganz erdichtet? Es gibt eine Seite der ältesten griechischen Geschichte — und diese ist nicht

die uninteressanteste! — welche eben in den mythischen Ansichten und dem daraus entspringenden innern, tiefen Zusammenhange der Orakel mit dem öffentlichen Wesen und den Staatenverhältnissen überhaupt, sichtbar wird; und diese scheint uns von dem Verfasser ein wenig zu viel vernachläßigt.

Die Begebenheiten der jüngern, eigentlich historischen Zeit, drängt der Verfasser kurz im zwanzigsten Abschnitt zusammen, und gibt, mit beständiger Rucksicht auf Orchomenos, einen recht guten Ueberblick der Geschichte Böotiens.

Dem Werke sind einige Beylagen zugegeben, besondere Untersuchungen einzelner Gegenstände enthaltend, denen aber — wie allen Abschnitten des Buchs — jede Ueberschrift oder Inhaltsanzeige fehlt. Die erste handelt von den eigentlichen Ursitzen und den ersten Wanderungen der tyrrhenischen Pelasger. Der Verfasser bestreitet die Meinung Niebuhrs: daß die Tyrrhener ursprünglich Bewohner Italiens gewesen und von den Umbrern von dort verdrängt worden seyen, mit Glück; weniger glücklich begründet scheint uns seine eigne Meinung: daß das ursprüngliche Vaterland derselben Böotien, und sie selbst ein Volk mit den alten Kadmeiern gewesen. Wir haben über die Sage von Kadmos uns schon erklärt; auch hier bringt der Verfasser keine andern Gründe bey, als die aus der Ableitung des Namens der Kadmeier von dem tyrrheni schen Kadmillos, und dem Hin- und Hertragen einiger Mythen und Sagen hergenommen sind, und schwerlich ausreichen, die Aussagen aller alten Schriftsteller zu widerlegen, welche in den Kadmeiern ursprünglich eine phönizische Kolonie erkennen. Es ist dem Recensenten aufgefallen, daß bey dieser ganzen Untersuchung der alten, von Herodot aufbewahrten Sage: daß die Tyrrhener ursprünglich Lydier, und von dort ausgewandert seyen (1. 95.), mit keiner Sylbe gedacht wird, da diese Sage allerdings einer ernsten Beachtung werth ist.

Im Ganzen legt der Verfasser bey der Bestimmung der Einheit, oder der Verwandtschaft der Völker hier (S. 438) zu viel Werth auf die gemeinschaftliche Verehrung der Kabiren, da er doch selbst eingesteht, daß der Kabirendienst allen alten Pelasgern und Hellenen eigen gewesen. (S. 451.) Dieser Dienst war allen alten Völkern, von Aegypten an bis Kolchis, gemein, und beweiset, als ein augenscheinlicher Ueberrest des allen alten Völkern gemeinsamen Naturdienstes, für die nähere Verwandtschaft einzelner Völker oder Völkerstämme nichts.

Die zweyte Beylage ist der Untersuchung des Kabirendienstes überhaupt gewidmet. Der Verfasser trägt über diesen viel verwirrten Gegenstand schon Bekanntes vor, ohne, wie es

uns scheint, der Sache näher zu kommen. Kreuzers Hindeutung nach Indien nimmt er auf, ohne in desselben, zum Theil gegründete Meinung: der Kabirendienst sey ursprünglich von der Verehrung der sieben Planeten ausgegangen, einzugehen. Er sagt (S. 457 in der Anmerkung): »Wenn irgend eine einzelne Ableitung des Kabirensystems die richtige ist, so ist es allerdings die Indische, und die Analogie von Parabrama, Bhavani, Lingam, Brama, Vischnu, Schiva, mit Hephästos, Kabeira, Kadmillos, Axieros, Axiokersa und Axiokersos kann sehr weit verfolgt werden. Auch ist Schiva — Lingam ganz dem Axiokersos — Kadmillos gleich. Kama, der indische Eros, als Sohn der Maja, ist vielleicht nur eine weichere Form des Kadmos — Hermes; Kamala ist der Lotos, bey den Aegyptern wurde dieser mit einem Kinde, in Indien mit dem Phallus gebildet« u. s. w. Der Verfasser scheint sich hier auf einem ihm ziemlich fremden Felde zu befinden und stellt Dinge zusammen, die nicht verschiedener seyn können. Der Lingam (die vereinigten männlichen und weiblichen Geschlechtstheile, oder zuweilen auch nur die männlichen allein) ist den Hindu weder eine Emanation, noch Person, noch Personification, noch irgend etwas, das an und für sich Verehrung genösse. Der Lingam ist ein bloßes Symbol des Schiven, dem er, als Erzeuger aller Dinge, beygelegt wird, und überall, in Tempeln, Schulen oder als Amulet den Schivadienst bezeichnet. Der Name Schiva« Lingam bedeutet nichts als: Schiva der Erzeuger. Eben so wenig gleicht der indische Kama — die blos sinnliche Liebe, der Sinnenreiz — dem alten Eros, u. s. w. Doch — statt hier andere Meinungen zu bestreiten, wollen wir lieber unsere eigene Ansicht, wenn auch nur in einigen Grundzügen, einer fernern Prüfung vorlegen.

Mit dem Namen der Kabiren belegen die Griechen eine Anzahl alter Gottheiten, deren gewöhnlich sieben oder acht gezählt werden, und deren Verehrung mehr Gemeinschaftliches, mehr Beziehung auf einander hat, als sonst gewöhnlich zwischen der Verehrung verschiedener Götter Statt findet. Wenn die Griechen aber bey einem fremden Volke Kabiren finden, so ist dadurch noch keineswegs bestimmt, daß dieß fremde Volk dieselben Ideen mit diesen Göttern verband, welche der Grieche damit verknüpfte. Sehr auffallend ist es nun allerdings, daß fast bey allen bekannten Völkern des Alterthums acht Götter unter nähern Beziehungen auf einander vorkommen. In dem ägyptischen Phtha, dem Lichtgott, und seinen sieben Kindern, den Kabiren, und dem persischen Zervane, dem Urquell des Licht's, und seinen sieben Amschaspands, scheint die ursprüngliche Verehrung

der sieben Planeten, und eines Urhebers, Schöpfers oder Erzeugers derselben, deutlich hervorzuleuchten; nicht so in den acht großen Gottheiten, den »acht Pulsen der Schöpfung« bey den Indiern. Hier bringt die verschiedene Grundansicht, die Annahme einer männlichen und weiblichen Urkraft in Gott, die dann in der Theologie in zwey Personen, mit der Idee der Erzeugung sich trennen, ein ganz anderes System hervor. Aus Bram, dem Urgeist, tritt Bhavani (Maja) als die erste Liebe, oder das weibliche Urprincip hervor, und durch sie treten nun als Erzeugte die Drey (die Trimurtas), Brahma (die Sonne als Princip des Lichts), Vischnu (die Luft, als Princip des Wassers gedacht) und Schiva (das Feuer mit dem Princip der Wärme) ins Daseyn. Aber in jedem Wesen dieser Drey liegt wieder neben dem männlichen Princip ein weibliches, und so treten in der Theologie die drey weiblichen Hälften: Saraswati, Ladschmi und Parvati, als besondere Personen hervor. So wie nun bey den Persern immer von sieben die Rede ist und dem Einen, so kommen hier vorzüglich die Drey, denen oft der Eine als vierter zugesellt oder vorgesetzt wird; dann die zwey vor, aus denen die drey entstanden. Nun ist es allerdings auffallend, daß in den Nachrichten der Griechen von den Kabiren diese indischen Verhältnisse vollständig wieder zum Vorschein kommen. Nicht allein ist von einem männlichen und weiblichen Princip, als zwey Personen die Rede, sondern diese Zwey erzeugen die folgenden Drey, und diesen dreyen, als männlichen, stehen drey weibliche zur Seite; auch wird wohl den Dreyen noch ein Vierter zugesellt. Dieß deutet nun allerdings mehr nach Indien als nach Aegypten hinüber, wo die Nachricht des Herodot von den sieben Kabiren, als Söhnen des Hephäst, so wie die Lehre von den sieben Amschaspands in den Sendschriften, wenig mit den Nachrichten von den Kabiren zu Samothrake und andern Gegenden übereinstimmen.

Wenn unser Verfasser nun (S. 465) die Genealogie des Akusilaos, der zwischen das Urpaar der Kabiren und die Drey noch den Kamilos einschiebt (von ihm, ohne weibliche Hälfte die drey ableitend), der Nachricht des Pherekydes, der den Kamilos ausläßt, vorzieht, so beruht dieß wohl auf einem Irrthume. Soll Kamilos in diesem Systeme, wo nicht von Emanationen sondern von Zeugungen die Rede ist, zwischen das Urpaar, Hephäst und Kabeira und die Drey eingeschoben werden, so muß man ihm noch als Erzeuger der Drey, eine Gattin zugesellen; und da neben drey Kabiren auch noch drey Kabirinnen stehen, so würde die Zahl auf zehen steigen. Der sich hier eingeschlichene Kamilos ist wohl nur ein bloßer Name,

und als Person mit einem der vier andern Kabiren eins. Daß unter den drey bekannten Kabirennamen: Axieros, Axiokersa und Axiokersos, ein weiblicher Name als der zweyte vorkommt, deutet noch mehr nach Indien hinüber, wo Bhavani — die Schöpferin, die Daseyngebende — gleichfalls zunächst dem Einen und Ewigen steht.

Was die Bedeutung dieser drey Namen betrifft, so erinnern sie offenbar an einen orientalischen Ursprung. Es kommt bey der Erklärung desselben vorzüglich auf die, in allen dreyen vorkommende Wurzel: er an, welche dem Recensenten im Grunde ziemlich eins mit der in morgenländischen Sprachen so bedeutenden Wurzel or, oder ur zu seyn scheint. Im Koptischen heißt dieß er: seyn, esse; ob die Wurzel im Zend und Sanscrit in derselben Bedeutung vorkommt, kann Recensent nicht behaupten; wohl aber findet er sie in beyden Sprachen in ker und kar, schaffen, das Seyn geben. (Im Zend: kerete — er hat geschaffen; im Sanscrit: karta der Schöpfer, kartri die Schöpferin.) Der Sinn und die Grundbedeutung jener Namen kann also wohl im Allgemeinen nicht zweifelhaft seyn, und schließt sich so wohl an die Bedeutung jener Gottheiten in Indien, als in den Zendschriften an. Ob man aber, so sehr die Kabiren der Griechen auch nach Indien hindeuten, eine Vergleichung der einzelnen indischen Wesen mit den einzelnen Kabiren zu versuchen berechtigt ist, wie der Verfasser es wagt; ist noch eine Frage, deren weitere Erörterung die Gränze dieser Blätter übersteigen würde.

Die vier übrigen Beylagen sind genealogischen und chronologischen Tafeln, einigen Inschriften und genauern geographischen Bestimmungen und Erörterungen gewidmet. Ein Register erleichtert den Gebrauch des Buchs.

Recensent hat bey Beurtheilung dieses interessanten Werkes seine Meinung unumwunden ausgesprochen, und, mit Darlegung seiner Gründe, angezeigt, was ihm schwankend oder irrig schien. Mit Vergnügen sieht er dieser, von Fleiß und Ausdauer zeugenden Arbeit entgegen, von der er viel für die Aufklärung mancher noch ziemlich dunkeln Regionen in dem alten Hellas erwartet. Möge der gelehrte Verfasser sich nur strenger an die von ihm selbst aufgestellten Grundsätze halten, und sich nicht irre machen lassen durch den Tadel derer, denen Alles Eins ist.

Rhode.

Art. VI. 1. Abhandlungen vermischten Inhalts. Herausgegeben von Menu von Minutoli, Generalmajor und Gouverneur des Prinzen Karl von Preußen königl. Hoheit, Ritter des rothen Adlerordens dritter Klasse, der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt und einiger andern gelehrten Gesellschaften Mitglied. Mit XIV Kupfern und einer eingedruckten Vignette. Berlin 1816, in der Maurer'schen Buchhandlung. 8. IV und 256 S.

2. Darstellungen aus Nord-Deutschland, von Dr. Meyer, Domherrn. — Ausflug aus Hamburgs Trümmern im Herbst 1814. — Sommerreise in Holstein 1815. Mit Kupfern, Hamburg bey B. G. Hoffmann und Aug. Campe. 1816. VIII und 398 S. 8.

1. Von den in diesem Werke enthaltenen 23 Abhandlungen gehören nur sehr wenige zu den Untersuchungen über Alterthümer, die sich in Deutschland vorfinden, über welche wir fortgesetzte Berichte zu geben versprachen: die meisten sind kriegswissenschaftlichen Inhalts. Höchst erfreulich ist es, daß der würdige und treffliche Herr Verfasser aus dem Schatze seiner Kenntnisse des Alterthums und seiner vorzüglichen Sammlung diese Nachrichten ausgelesen hatte. Möchte er nur, nach seiner Rückkehr von seiner jetzt unternommenen so wichtigen Reise nach Aegypten, mit Anderem auch recht bald ein ausführliches Verzeichniß seiner schönen Sammlung der gelehrten Welt schenken. Die hieher gehörigen Aufsätze sind:

Ueber Wiesbaden. Herr v. Menu rühmt die Menge der Alterthümer, die hier gefunden werden, römische wie deutsche. Wiesbaden war ohne Zweifel einer der Orte, wo die Römer zuerst festen Fuß faßten. Welcher deutsche Stamm hier saß, ist nicht auszumachen; nach Cäsar, Tacitus und andern müßte man die Usipeter vermuthen, welche von einem andern Stamme den Mattiaten, vertrieben wurden. Wichtig ist die heidnische Mauer, welche auf einer ansehnlichen Strecke erhalten ist; ihre Bauart zeigt römischen Ursprung. Römische Schriftsteine führt der Verfasser, wie vorhin Herr Dorow, an. Am wichtigsten findet der Verfasser die Menge der Heidengräber, welche die Stadt umgeben. Dergleichen werden nach ihm auch bey Totzheim und andern Orten der Nassau-Usingischen Lande gefunden.

Auch Herr von Menu eröffnete, in Gesellschaft des Dr. Häberlin aus Frankfurt am Main, einige dieser Hügel. Bey drey geöffneten Hügeln fand sich nur ein von Feldsteinen zusammengesetztes und überdecktes Behältniß, in welchem Asche und Knochen, nebst einem kieselartigen, faustgroßen abgerundeten Steine, der vielleicht zum Schleudern diente. (Wir haben ähnliche

aufzuweisen und theilen die Vermuthung.) Obwohl die Ausbeute dem Eifer nicht entsprach (welches nur zu oft der Fall ist, aber nie von sorgfältiger Untersuchung abschrecken muß, da ein glücklicher Fund tagelanges vergebliches Suchen belohnen kann), ward doch noch ein siebenter Hügel geöffnet. Einige Fuß tief fand sich ein kleiner Henkeltopf, der aber mit der Schale, auf welcher er stand, zerbrochen war. (So finden wir hier also die spätere Dorow'sche Bemerkung bestätigt, welcher auch so häufig Urnenuntersätze bemerkte, sie aber nicht ganz aus der Erde fördern konnte. In Schlesien ist uns noch kein Beyspiel der Art bekannt geworden.)

Man sieht aus dem Gesagten, fährt der Verfasser fort, daß der Inhalt solcher Hügel sehr ungleich ist. Zuweilen findet man die Urnen in geringer Tiefe blos in die Erde gestellt, öfters aber auch mit einer Art Behälter, von Feldsteinen zusammengesetzt umgeben. (Also wie in Schlesien die herrschende Verschiedenheit.) Die beste Weise, einen solchen Grabhügel zu öffnen, ist, wenn man ihn in einer Tiefe von vier bis fünf Fuß im Kreuz durchsticht. (Sollte auf diese Weise nicht manches Nebengrab unentdeckt und ununtersucht bleiben, indem blos nach dem Hauptgrabe gestrebt wird?) Höher findet man gemeiniglich schon Asche und Kohlen, und dann etwas tiefer die röthliche Branderde, ein Beweis, daß über dem Leichnam auf der Stelle, wo er verbrannt wurde, auch zugleich der Hügel aufgeworfen ward. In Rücksicht der irdenen Aschentöpfe muß man sehr behutsam beym Graben zu Werke gehen, weil sie, ehe sie eine Zeit an der Luft gestanden haben, sehr mürbe sind und daher leicht in Stücke gehen. (Diese Zerbrechlichkeit ist unglaublich. Meist sind die Grabenden selbst am Verunglücken schuld. Erst, die Hitze, ein Gefäß dem Schooß der Erde zu entnehmen, dann, wenn schon viele gefunden sind, eine wachsende Gleichgültigkeit. Bisweilen sind aber auch die Gefäße unrettbar, indem sie schon bey der Beysetzung, durch das erste Ueberschütten des Sandes, zertrümmert wurden. Oft sind die Gefäße aber auch innen mit Sand gefüllt, und hier erfordert es nun Geschicklichkeit und eine leichte Hand, die Gefäße von innen und außen rasch so zu reinigen, daß der trocknende und sich zusammenziehende Sand sie nicht sprengt oder eindrückt.)

Herr von Menu bildet eine Urne ab, die bey Bibrich am Rheine ausgegraben ist. Sie ist schwarz und dem englischen Geschirre von dieser Farbe nicht unähnlich. (Die Form ist nicht ungewöhnlich und wichtig, daß auch dort schwarze, das heißt unstreitig mit Wasserbley geschwärzte Urnen, vorkommen, welche in einigen Gegenden ganz zu fehlen scheinen. In Schlesien wird eine reiche Fülle der Urnen von schönster Schwärze gefunden.

Beym Ausgraben sehen sie in der Erde wie das beste Geschirr von gegossenem Eisen aus, nach der Aushebung muß man sie, wenn sie trocken sind, mit einer scharfen Bürste putzen, worauf sie den Glanz wieder erhalten, als wenn sie eben erst mit neuem Wasserbley überzogen wären und der Verdacht einer neuen Ueberstreichung leicht verzeihlich wird.) — In jener Gegend hielt man diese Grabhügel für römische, der Verfasser erklärt sie, und gewiß mit vollstem Rechte, für deutsche.

Beytrag zur vaterländischen deutschen Alterthumskunde. Der Verfasser erhielt (wahrscheinlich 1801) eine Urne, die bey Mombach, einem Orte bey Mainz, ausgegraben war, in welcher sich außer der Asche noch zwey kupferne Werkzeuge und ein plattrundes Stück Thon befanden, das etwa einen Zoll im Durchmesser hielt und in der Mitte mit einem Loche versehen war. Die Urne ist etwas über einen Fuß hoch, von einer schwärzlichen Masse, dem Wedgwood nicht unähnlich, zeigt aber weder edle Gestalt, noch große Kenntniß der bildenden Formen. (Sie ist in einer kürbisartigen Gestalt, eine Gestalt, die uns nur erst einmal ähnlich vorgekommen ist, in einer bey Schimischow in Oberschlesien entdeckten Urne, die wahrscheinlich aus einer dem Christenthume nahen Zeit ist, denn der ganze reiche Inhalt derselben bestand aus eisernen Werkzeugen. — Der Verfasser ist zweifelhaft, ob sie römischen oder germanischen Ursprungs; wir glauben ihr unbezweifelt eine deutsche Entstehung zusprechen zu dürfen. Was die Werkzeuge betrifft, so sind es Fibeln; es ist nicht recht klar, ob sie in gleicher Größe mit den Urstücken nachgebildet sind oder verkleinert; wir vermuthen ersteres, da sie sonst übermäßig groß wären. Ihre Gestalt ist im Ganzen den gewöhnlichen Fibeln entsprechend, im Einzelnen wunderlich, breit und gespreizt. Daher ist es uns auch unwahrscheinlich, daß sie zu Kleiderhefteln dienten; sie mußten zu anderem Behuf seyn.) Das Stückchen Thon ist entweder ein Spindelstein, oder mag vielleicht als Gewicht an einem Fischernetze gedient haben und dieß um so eher, da der Landrath von Zieten auf Wusterau ähnliche Stücke besitzt, welche mit Angelhaken vergesellschaftet gefunden sind. In diesem Falle ließe sich nun schließen, daß obbenannte Urne die Asche eines Fischers verwahrt habe. (Wir halten die Thonplatte für einen Spindelstein; die Breslauer Sammlung besitzt ein Paar dergleichen, von gleicher Größe und Masse. Hier das Grab eines Fischers zu sehen, ist uns sehr unwahrscheinlich; was sollten die Heftel? Als Gewichte dienten die doch wohl nicht? Wir finden das Grab einer Frau darin, die Ober- und Unterkleid mit den Hefteln befestigte. Der Spindelstein ergibt sich dann von selbst.)

Wir nehmen einen später stehenden Aufsatz zu diesem, da er auf diesen Bezug hat:

Fragmente über römische Alterthümer. Der Hauptmann Hoffmann zu Neuwied (ein um die Alterthumskunde seiner Gegend sehr verdienter Mann, mit dessen Werk wir uns auch hier nächstens zu beschäftigen gedenken) hatte die Meinung des Verfassers, daß jene Grabhügel um Wiesbaden meist deutsche seyen, angegriffen, und für einen großen Irrthum erklärt. Der Verfasser verantwortet sich dagegen (und Dorow's Untersuchungen haben seine Vermuthungen und Ansichten bewahrheitet), wobey er Anfangs so ziemlich das nur wiederholt, was er im vorigen Aufsatze bereits angeführt hatte, und welches keinen Auszug verstattet. Nach den hier aufgestellten Ansichten aber sind alle Behältnisse in den römischen Grabhügeln regelmäßig und zwar meistentheils von Backsteinen erbaut und gewölbt (auch dieß erhärtet Dorow), dahingegen waren alle andern Grabhügel bey Wiesbaden in den Marken (wir setzen hinzu in Schlesien, Westphalen, Posen, u. s. w.) unregelmäßig zusammengesetzte Behältnisse von ganzen oder gespaltenen Feldsteinen erbaut, worin die Urnen, Waffen und anderen Geräthschaften lagen. Der Verfasser ist auch viel zu nachsichtig, wenn er sagt, die von ihm oben beschriebenen Alterthümer von Metall hielte er allerdings für römische, sie sind vielmehr wohl gewiß deutsche.)

Dabey erwähnt der Verf. seine reiche und schöne Sammlung von Alterthümern. Unter andern zählt er daraus auf: »einige in nordischen Grabhügeln aufgefundene Fibulä, Opfermesser, Götzenbilder u. s. w. von so seltener Arbeit, daß sie nur aus der Hand eines römischen Künstlers hervorgegangen seyn können. Besonders gilt dieß von einem Jupiter hastatus, der vor einigen Jahren an der Oder ausgegraben wurde, und von einigen Dolchgriffen, die bey Potzdam aufgefunden worden. Sie sind überdieß größtentheils mit der schönsten Patina überzogen.« — Hier bemerkt auch der Verfasser (S. 247), daß die bey Wiesbaden gefundenen Gefäße, den in Schlesien gewonnenen (welche Herr von Menu größtentheils aus Starowitz bey Ohlau erhielt, wo ganz vortreffliche und merkwürdige Alterthümer entdeckt wurden) sehr nachständen (welches uns auch Dorow's Alterthümer noch gewisser gemacht haben. Bedenkt man dabey den ungeheuren Reichthum an diesen Gefäßen in Schlesien, die unendlich wechselnden Formen, so wird die Ansicht, welche man von der schlesischen Alterthumskunde faßt, hoffentlich nicht geringe seyn). Merkwürdig ist besonders noch der Modellirstein, der unter mehreren Gefäßen in Rügen gefunden worden ist. Auf

der einen Seite sieht man drey Perlen, auf der zweyten einen Blätterzweig, der viel Aehnlichkeit mit der Myrte hat, auf der dritten eine Rose mühsam eingegraben. Daß er zu diesem Zweck gebraucht, geht daraus hervor, daß sich in seinen Vertiefungen noch hie und da verhärteter Thon fand, der wahrscheinlich beym Abdruck zurückgeblieben war.

Beschreibung einer alten, in der Mark ausgegrabenen Kinderklapper. Die hier mitgetheilten Kinderklappern sind überaus merkwürdig, ja auf uns meist unbekannte Weise gestaltet. Der Herr Verfasser beweist den Gebrauch der Klappern bey den Römern aus mehrern Stellen ihrer Schriftsteller. Eine vor uns liegende Handschrift über Grabstätten, die in Westphalen, besonders um Münster, entdeckt worden, bemerkt, daß dort Kindergräber nicht (oder wenigstens überaus selten) gefunden würden, da man Kinder nicht der Ehre eines Grabhügels gewürdigt. Anders ist es in Schlesien; hier theilten Kinder die gemeinsamen Grabhügel der andern Personen, und wir haben, besonders in Schlaupe, sehr sinnige und freundliche Gebräuche und Winke dabey gefunden.

Topographische Berichtigung, oder Bemerkungen über die vorhandenen Ueberreste zweyer vermeintlichen Orte in der Kurmark. Beckmann gibt Nachricht von einigen vermeintlichen Orten, ausgezeichnet durch große Steine, Steinkreise und Steingänge. Den einen Ort, nicht fern von Liepe und Oderberg, untersuchte der Herr Verfasser selbst, nachdem er schon bey Neustadt Eberswalde glückliche Aufgrabungen angestellt hatte. Er fand, als er sich den Trümmern der angeblichen Stadt näherte, statt der Straße zwey Reihen, in der Entfernung einiger Ruthen neben einander laufender Mauern oder vielmehr Wälle, die sich beynahe in einer geraden Linie hinzogen, während andere eben dieser Art die Kuppen der vorhandenen Hügel umgürteten. Hiernächst erblickte er einzelne in der Runde oder in regelmäßigen Vierecken mit Steinen eingefaßte Behältnisse, und inner- oder außerhalb derselben die sichtbarsten Merkmale vorhandener Begräbnißplätze; genug, hier war nicht eine Spur von einer ehemaligen Stadt zu finden, wohl aber alle Merkmale eines Wohn-, Sammel- oder Waffenplatzes. (Dieß sucht, mit glücklich gefundenen Gründen der Verfasser zu beweisen. Die Untersuchung des einen Mahles aber ist sehr unvollständig, und es ist zu bedauern, daß nach bedeutenden Anstrengungen die Arbeit so leicht verlassen wurde, ohne nur das geringste Ergebniß gewährt zu haben.) Der Verfasser begab sich darauf nach dem sogenannten Heidenkirchhofe, wo er wieder arbeiten ließ. Auch hier würden die Nachgrabungen zu leicht geendet,

und gaben nichts, als die ohnehin schon klare Gewißheit, daß dort Grabstätten befindlich. Wie ungeheuer die Grabhügel aber sind, ergibt sich aus folgender Angabe: der ganze Hügel bestand beynahe aus lauter Steinen, von denen der Verfasser ungefähr ein Drittel, d. h. etwa fünfhundert Steine wegräumen ließ, ehe er etwas fand. Dann fand er Scherben, grub aber nicht weiter nach, um die etwaigen Geräthe zu entdecken. Erzählt wurde ihm noch von einem spiralartig gewundenen Golddrath; von einer Kette in einer kupfernen Urne; von einer Eiche, in welche buchstabenartige Zeichen geschnitten gewesen. In einem andern Gewölbe fanden sich mehrere Urnen, in einer lagen zwey metallene, stark mit Theilen der Patina überzogene Werkzeuge, die, nach Aussage der Finder, wie ein Posthorn gestaltet waren.

Welch ein merkwürdiger Ort scheint hier für die Alterthumskunde zu seyn! Möge der jetzt erwachte Eifer auch über die Mark Brandenburg, wo so unendlich viel noch verborgen ist, seine wohlthätigen Folgen verbreiten. Denn bisher war, wie Hr. von Menu mit Recht sagt, kein Volk so gleichgültig gegen die Denkmäler verflossener Jahrhunderte, als die Deutschen. Möchte — setzt er hinzu — sich doch eine Gesellschaft von Gelehrten zur Aufsammlung und Beschreibung ähnlicher aufgefundener Denkmäler in unserm Vaterlande vereinigen, und jene Ueberreste von dem Verderben, das ihnen droht, erretten! Wir aber setzen hinzu: Möchte der sich jetzt vereinende Geist deutscher Fürsten und Völker eine große Akademie deutscher Alrerthümer stiften und vereinen, die vielleicht in dem alten Nürnberg ihren entsprechendsten und besten Platz fände, der alle Lande Deutschlands, wie einen gemeinsamen Mittelpunkt, ihre Nachrichten mittheilten, um sie dort zu sammeln, zu sichten, zu verarbeiten. Sollte das nicht ein schönes Denkmal deutscher Fürsten- und Volks-Einheit seyn? Als Anhang dieses Aufsatzes theilt der Verfasser noch einiges über die Gräber der alten Deutschen, deren Auffindung und vorsichtige Behandlung der darin enthaltenen Gegenstände mit.

2. Es ist keinesweges unsere Absicht, diese schon vor einigen Jahren erschienene Reise vollständig anzuzeigen, sondern wir wollen nur das ihr an einigen Orten über deutsche Alterthümer Eingemischte, was leicht übersehen und unbemerkt bleiben könnte, hier kurz erwähnen und darauf aufmerksam machen; denn wer kann die große Masse einzelner Nachrichten, die hier und da erscheinen, ganz überblicken, wem sollte nicht viel entgehen! Und doch war es wohl nie fühlbarer als jetzt, daß alles aus einem gemeinsamen Mittelpunkt betrachtet werden muß, was die Alter-

thumskunde der einzelnen Gauen Deutschlands darbietet, wenn wir zu einen umfassenden und wahrhaft wichtigen Ergebniß früher oder später gelangen sollen. Können wir auch nicht alles umfassen, so wollen wir doch auf das aufmerksam machen, was uns vorkommt.

Ueberaus wichtig und in mehr als einer Hinsicht die vielseitigste Untersuchung verlangend, ist die Gegend bey der Porta Westphalica, denn hier ist das Eingangsthor zu den ungeheuren Kämpfen, in denen Hermann den Varus schlug, und Deutschland befreyte. Ueberhaupt sind die Alterthümer Westphalens von der höchsten Wichtigkeit, nicht allein die der heidnischen Zeit, sondern auch die des Mittelalters, und wenn wir auch recht wohl wissen, daß es dort an Sammeleifer nicht fehlt, ja daß Westphalen den Kreis eines eigenen Schriftthums hat, wie so manche Länder, von dem nicht viel über die Gränzen kommt, so gewinnt doch eben dadurch das Gemeinsame wenig, und nicht viel davon kommt dem gesammten deutschen Vaterlande zu gute. Möchte daher eine Handschrift mit zierlichen Bildern, die wir vor Kurzem, durch die Güte eines hohen Ministeriums des öffentlichen Unterrichts zu Berlin, in Händen hatten, bald in Druck erscheinen; auch sie befriedigt durch die Entwicklung eines örtlichen, emsigen Forschens.

Der Verfasser gibt S. 73 und ff. nur wenig von dem, was ihm etwa zukam, er sagt nur: »noch immer wirft der geweihte Boden dieser Thäler die Trophäen jener Triumphe aus seinem Schooß. Ein Pflug wühlte vor Kurzem auf einem Acker neben der Pforte eine solche Reliquie auf, die eiserne Knieschiene einer römischen Rüstung mit dem daran befestigten Rittersporn.« Dann liefert er aber ein kleines Bild dieses Thales mit seinen halbumgestürzten Steinmassen, »wo römische Waffen und Todtenurnen mit Knochen und Asche gefüllt unter und neben einem in seiner Mitte aufgeworfenen Erdhügel zahllos gefunden werden,« gezeichnet nach der Natur von Wilhelm Tischbein. Wer staunt nicht auch im Bilde diese verworrenen Massen an, und wünscht ihre Entzifferung? Das Thal liegt nicht weit von Osnabrück, und die Denkmäler bey den Orten Scheelenburg und Wolfshagen. — Möchte doch auch in Westphalen ein recht gediegener Eifer für die gesammte Alterthumskunde Deutschlands erwachen, damit wir nicht allein erfahren, was der Schooß der Erde verbirgt, sondern daß wir auch die Dome zu Münster, Minden, Paderborn u. s. w. recht genau mit allen ihren Denkmälern kennen lernen.

Mehr erzählt uns aber der Verfasser von seiner Sommerreise in Holstein, durch ein Land, welches an Alterthümern so

überreich ist, und unendlich Wichtiges noch verbirgt, wo tüchtige Sammlungen gebildet wurden, aber — die umfassende Bekanntschaft, und besonders die Verbreitung der Kenntniß dieser Alterthümer durch Bilder (wozu in diesem Buche auch ein erfreulicher Anfang gemacht wird), fehlen noch ganz. Von der dänischen Regierung, die so viel Wissenschaftliches auf das freygebigste unterstützt, läßt sich auch dieß mit Recht erwarten.

Um Ascheberg werden manche Alterthümer gefunden, die der blinde Jäger Horn sammelt, und mit vieler Liebe (S. 154) von dem wahrscheinlichen Gebrauche eines jeden Stückes, von der Art der Verfertigung mit dem Verfasser sprach, bis auf die Handgriffe, welche nach seiner Meinung die Alten anwandten, um den Keilen und Streitäxten diese und jene Gestalt, den Opfermessern von Feuerstein die Schärfe und die Glätte zu geben. Er vertheidigte dabey, mit sichtlichem Unwillen über die Abläugner jeder Kunst und jedes Wissens unserer Urväter, ihre Gewandtheit im Technischen, beym Glätten, Bohren der genau passenden und gerundeten Löcher in den Hammern und Streitkolben, beym Zuspitzen ihrer Dolche und Messer. — (Und gewiß ist es, daß die Begriffe, welche wir von der Rohheit unserer Vorfahren nur zu häufig äußern gehört, durchaus unrichtig sind. Es war in ihnen eine bedeutende Kunstfertigkeit ausgebildet, und es ist gewiß keinesweges anzunehmen, daß alle die in und bey den Urnen gefundenen Sachen von Metall, Thon und Stein, Beute gewesen sind. Wären sie dieß gewesen, so würde man auch unstreitig mehr Münzen bey den Gräbern finden, da sie ja auch diese als Beute erlangen mußten. Wie selten erscheinen diese aber doch auf solche Weise. Durch unwiderlegbar an Ort und Stelle verfertigte Metallsachen werden wir an anderer Stelle darzuthun suchen, daß fast alle Alterthümer der zierlichen Art, die man findet, Werke der alten Bewohner der deutschen Gauen sind. Wo unverkennbar Römisches erscheint, wie z. B. in Salzburg, am Rheine u. s. w., da gilt freylich unsere Behauptung nicht.)

Bey Westensee erwähnt S. 237 der Verfasser einiger Hünengräber, die mit Eichenbüschen gekrönt, und vom Wellenschlage der Saaten umgeben, sich auf einer dieser Höhen erheben. — Neben dem Thiergarten bey Deutschneuhof erheben sich aus der Mitte einer Kuppel, in schöner hemisphärischer Gestalt, zwey der schönsten und höchsten Hünenhügel Holsteins, von einem überhergewachsenen kleinen Buchenhain beschattet, Margarethenhöhe genannt.

S. 246 erwähnt der Verfasser, daß das Chor der Dorfkirche zu Bosee, in altgothischer Form, wahrscheinlich eines der ältesten Denkmäler der ersten christlichen Zeit dieses Landes sey.

(Eine Zeichnung davon wäre daher wohl sehr zu wünschen. Die Sage läßt ja auch dort einen Boten des heiligen Anschar erschlagen. Man darf, wie wir schon an anderem Orte erinnerten, keine Bauform der ältesten Zeit vernachläßigen, wenn man endlich auf etwas Gediegenes und Wahres in der alten sächsischen Baukunst, wie wir sie nennen, kommen und nicht immer blos Trugsätze aufstellen will.)

»Ein geheimnißvolles Dunkel der vorgeschichtlichen Zeit dieses Landes — sagt S. 296 der Verfasser — umschleyert die Denkmäler der alten Germanen; nur daß die schöne Form der Ehrenhügel, und die darunter verborgenen Ueberreste unserer Urväter, ihr einstiges Daseyn beurkundend, uns unwiderstehlich anziehen. Gern weilen wir an den durch hohes Alterthum und fromme Bestimmung geheiligten Stätten. Diese hemisphärisch hervorragenden Hügel, in fast zahlloser Menge in unsern nordischen Gegenden hingestreut, und fast überall im Thal, am See oder auf sanften Anhöhen gelagert, hier mit sammtweichem Moosteppich bedeckt, dort mit Eichen oder Buchen gekrönt; wie laden sie ein, auf ihrer geweiheten Erde und in ihren Schatten zu ruhen, um zu sinnen über jenes große und gute Volk! Auf seine angeborne Freyheit stolz, kämpfte, siegte, blutete es für sie, ehrte die Götter, liebte — das zeigt die Lage seiner Gräber überall — die schöne Natur! — Kärglich belehrt uns die Geschichte über unsere Urväter; ihr inneres Seyn und Wesen versinkt in tiefes Dunkel der Vorwelt. So laßt denn an ihren Gräbern das Wenige uns lernen, was im treuen Schooß seit Jahrtausenden die Erde aufbewahrte, um es den Forschungen später Enkel zu überliefern.«

Der Verfasser unterscheidet dreyerley Denkmale. Altäre der Götter. Ein ungeheurer platter Granitfelsen ruhet an seinen Ecken auf mehreren großen Unterlagen desselben Gesteines. Keine Bearbeitung durch Werkzeuge ist daran bemerkbar; aber die Platte ruht oft vier, sechs und mehr Fuß auf ihren Stützen hinauf gehoben. Blöcke von 8 bis 10 Fuß Länge, 5 bis 6 Fuß Breite und eben so dick; ein ungeheures Gewicht von annehmlich 30,000 Pfund habend. Fast überall stehen sie auf weit umsichtigen Anhöhen; ob diese damals, wie der Verfasser annimmt, mit Wald bedeckt waren, zweifeln wir, wenn sie auch schon in Wäldern lagen. Die zweyte Art der Denkmäler besteht aus einer großen Zahl Granitsteine, die in einem länglichen Viereck stehen, das oft mehr als drey Breiten in seiner Länge hat. Sie stehen auf kleinen Anhöhen, oder auf der erhabenen Ebene. Mehrere Steine, meist viere, sind nahe zusammengestellt, und darunter ist Einer viel größer als die andern. Urnen, Waffen sind hier nicht vergraben. Waren es vielleicht Mahl- und Gerichtsstät-

ten. Uralte Sage erzählt, sie wären bey den alten Völkern ihren Helden und Volkshäuptern bestimmt gewesen, um nach den Siegen ihre Triumphe hier durch Umgänge und Weihen vor dem versammelten Volke zu feyern. Darum heißt ein solches Denkmal noch heute der Ehrengang. Man findet in der Gegend des Gutes Nehmten, zwischen Bernhöved und Stocksee, und auf dem Kremsfelde bey Segeberg die am besten erhaltenen. Möchten sie ja recht sorgsam bewahrt werden, damit nicht mit den Denkmälern die Kenntniß ihrer Bauart verschwände.

Bey weitem schöner, bedeutungsvoller, zahlreicher auf den freyen Räumen vieler Gegenden sind die Heldengräber, in der Volkssprache Hünenhügel (Hünen- oder Riesen-Gräber, Hünenbetten). In freundlichen Thälern beerdigte man die Todten an weit umsichtigen Höhen, an den Ufern der Gewässer, und erhub dann Ehrenhügel über ihren Staub. Selten liegen diese Denkmale einzeln, oft in großer Zahl vereint, zuweilen nur paarweise und dann von ungleicher Höhe und Umfang. Ursprünglich hatten sie vielleicht eine höhere, kegelförmige Gestalt, und sie sanken durch Einfluß des Wetters und eigene Schwere zusammen. Jetzt haben alle die Gestalt des Durchschnitts einer Kugel, die über der Erdfläche in 10 bis 16 Fuß verschiedener Höhe, und 100 bis 300 Fuß im Umfang, einer Kuppel ähnlich, hervorragt. Andere sind noch viel höher.

Durch das Märgelgraben werden diese Denkmäler häufig zerstört; eines verschwindet in Holstein nach dem andern. Dadurch ist aber viel ans Licht gefördert worden. Im tiefen Grunde der Hügel, mit der Fläche des Bodens umher gleich, oder in diese etwas eingesenkt, bisweilen etwas höher, ist ein viereckiger, von flach gesprengten oder gespaltenen Granitsteinen zusammengesetzter Raum, meistens 4 Fuß lang und 3 Fuß breit, mit einem großen platten Stein überdeckt. In diesem Raum und auf bloßer Erde stehen Aschenkrüge mit verbrannten Knochenbruchstücken, und daneben liegen Waffen und Geräthe. In andern finden diese sich in der Erde selbst ohne abgetheilte Räume. Der Beweis, daß Hügel nur den durch Heldenthaten oder durch Rang unter dem Volke ausgezeichneten Männern errichtet wurden, liegt in der Entdeckung gewöhnlicher Begräbnißplätze überall im Blachfelde, wo, 7 bis 9 Fuß unter der ebenen Fläche des Bodens, eine Menge mit Asche, Knochen und verbrannten Knochenstücken angefüllte Urnen ohne Waffen und Geräthe vergraben sind. (Dieser Gegensatz ist von überaus großer Wichtigkeit, und verdient in allen Ländern die genaueste Untersuchung, wozu wir recht dringend auffordern.)

Waffen, Schwerter, Dolche, Speerspitzen, Bogenspanner, Streitärte, Keile, theils von Metall, hauptsächlich aber die Aexte, Keile und Dolche von feinkörnigem Granit, von Feuerstein und selbst von Basalt, umgeben die Aschenkrüge, bald in Kreise herum gelegt, bald in, nach den vier Weltgegenden davon ringsum ausgehenden Strahlen. (Dieß ist uns in Schlesien noch nie vorgekommen, wie denn überhaupt hier die Waffen höchst selten bey den Grabstätten.) Auch einiges Geschmeide, als Spangen und Haken zu Wehrgehängen und Gürteln, Haarnadeln, kleine Messerhefte, und ein mit geringelten Springfedern versehener, den heutigen Brust- und Tuchnadeln unserer Frauen und Männer ähnelnder Schmuck von bronzartigem Metall, wird noch neben, auch in den Urnen gefunden. (So also auch in jener Gegend die Fibeln, welche in Schlesien und andern Ländern gleichförmig gebildet so häufig vorkommen.)

Der Hauptfund in diesen Hügeln, wegen des Heiligen und Ehrwürdigen ihres Inhalts, sind die Aschenkrüge selbst, von gewöhnlichem inländischen Töpferthon verfertigt. Ihre gewöhnliche Höhe ist 8 bis 9 Zoll. Die meisten gleichen, ihrer Form nach, unsern Kochtöpfen von schwarzem Thon (dieß ist bey den schlesischen Urnen durchaus nicht der Fall, die meist alle eine sehr edle, schöne Form haben; aber auch von den hollsteinischen Urnen ist diese Behauptung nicht völlig richtig, wie die vom Verfasser in Kupferstich mitgetheilten Urnen beweisen). Einige haben eine schlankere, andere eine mehr gedrückte Form, mit schmalem, aufstehenden Rande, ohne Handhaben. (Die schlesischen Urnen haben meist alle Henkel auf dem Rande stehend, oder, wenn sie sehr klein sind, Oehre. Ganz große Urnen haben wohl auf dem Bauche zwey kleine Henkel, und unter dem Bauche noch vier kleine Haken, um sie auch daran zu fassen, oder daran auf einem Gestelle, etwa wie in Form eines Dreyfußes, sie zu befestigen Einige große Urnen haben auch blos vier solche Haken, ohne Henkel zu haben.) Die schlanke Form nähert sich der griechischen und hetruscischen, so wie auch die Farbe, das dunkelgelblich Grau, und die zarte, dünne, zerbrechliche Thonart. (Hier mag wohl die Oertlichkeit, die größere Nähe eines feinen schönen Thones, oder der Mangel desselben, große Verschiedenheiten bewirken.) Zuletzt spricht der Verfasser von einer Urne, die eine oberhalb rings umher laufende Bande mit dem einpunktirten griechischen Zierat von im Viereck in einander verschlungenen Linien des sogenannten à la grecque hatte. (Solche Verzierungen sind uns zur Sammlung noch nicht zugekommen, doch soll es dergleichen in Schlesien, wie wohl höchst selten, geben.)

Die von dem Verfasser mitgetheilten Abbildungen sind sehr

merkwürdig, und enthalten Stücke, die uns noch nicht zu Gesicht kamen, also eine Abweichung von den schlesischen Alterthümern zeigen. Der Verfasser reihet daran eine Anzahl Fragen, die wir hier nicht übergehen wollen, da sie den Vorwurf aller Untersuchungen der Alterthumskunde enthalten: Welche Beschaffenheit hat es nun mit dem Ursprung, der Form, Zeichnungen, Bestimmung dieser Geräthe und Waffen? Sind sie alle die Erzeugnisse eines ganz rohen, von allen Kunstkenntnissen, selbst von der Kenntniß der gewöhnlichsten Handgriffe in vervollkommender Verfertigung entblößten Volks? (Nimmermehr, antworten wir darauf.) Oder sind mehrere derselben griechischen und römischen Ursprungs, und bey dem Umgang mit dem bekriegten Volk Italiens diesen nachgebildet? Oder in den Kriegen mit den Römern erbeutet? (Auch dieß gewiß nicht durchweg, wenn auch einzelnes daher rührt. Die schöne, reine und treffliche Form der Gefäße, worin sie die Gebeine ihrer Todten beysetzten, die denn doch nimmermehr von den Römern herrührten, da denn doch auch irgend eine Spur des römischen Ursprungs seyn würde, zeigen offenbar Kunstfertigkeiten der Stämme Deutschlands an. Wir glauben, sie brachten diese aus Asien mit. Schon ihre steinerne Waffen sind so glatt und zierlich, daß sie von keinem barbarischen Volke herrühren können.) Sind sie nach den Zeiten ihrer Verfertigung von einander zu unterscheiden? die rohen Stücke die ältern, die bessern spätern Ursprungs? Mag wer da kann und es wagt, hierauf entscheidend antworten! (Auch wir wagen dieß nicht, aber wir glauben, unsere Vermuthung bemerken zu dürfen. Nach dieser ist es umgekehrt: das Vorzügliche ist das Aeltere, das Schlechte, besonders alles von Eisen, das Jüngere. Bessere Kenntnisse aus asiatischen Stammländern mitbringend, entarteten sie in den deutschen Wäldern, bis sie endlich in dem Christenthum und durch dasselbe sich neu belebten und emporschwangen. Ob wir die Reihenfolge dieser Entartung werden auffinden können, ob wir werden im Stande seyn, das Daseyn bestimmter Stämme an gewissen Orten nachzuweisen, und ihr Uebereintreffen zu entwickeln, das steht dahin; wir aber müssen die letzten Augenblicke benutzen, um treulich zu sammeln, was uns noch zu sammeln vergönnt ist.)

Höchst merkwürdig ist folgende Beschreibung (S. 304): ich habe in Tischbein's Händen die Zeichnung eines kleinen Messerhefts, von etwa vierthalb Zoll Länge, mit farbigem Schmelzwerk überzogen, mit zarten anders gefärbten Blättern verziert, und am untersten Ende die Gestalt eines kleinen Hausgötzen, der ein dem Dudelsack ähnelndes Werkzeug über den Schultern trägt. (Diese Gestalt erinnert an den Dudelsackspieler, der in Rhetra gefunden wurde — siehe Masich obotritische Alterthümer — und

dieses Bild verdient die schnellste Bekanntmachung, aber in ausgemalten Blättern.)

S. 306 nennt der Verfasser mehrere Alterthumsforscher und Freunde in Holstein: Landbaumeister Meißner, Kondukteur Heumann zu Eutin, Kirchspielvogt Meßner in Burg, Gutsbesitzer Wedel. Einer der eifrigsten Sammler, Facius, starb als ein Opfer seines Sammeleifers: in der Ebne von Rendsburg fand er, in dem Felsenbehälter eines Hünengrabes, ein kleines thönernes Gefäß mit gelber fettiger Masse angefüllt. Freudetrunken über seinen Fund kostete er die zähe Flüssigkeit. Ein großer Ekel, von Ohnmacht begleitet, war die erste Folge dieses alterthümlichen Gelüstes. Er blieb nach dem Wagestück kränkelnd, und starb nach einem Jahr an der Auszehrung. (Warum unternahm man keine scheidekünstliche Untersuchung dieser Masse?)

Hünengräber sind überall in Holstein, so wie in der entfernten Gegend der dänischen und anderer Ostseeinseln, doch vielleicht nirgend in so großer Zahl als in der Ebne der zu dem Gut Emkendorf gehörenden beyden Dörfer Volksstädt, an den lachenden Ufern seines Sees, und zwischen den das Thal halb umkränzenden Hainen. Auch bey Höhebeck ist ein solches Todtengefilde von mehr als vierzig Grabhügeln, deren einige ganz aufgegraben, und ihre granitnen Urnenhöhlen baar aufgedeckt sind. Dabey stehen einige Druidenaltäre. (Der Name der beyden Dörfer Volksstädt ist höchst bedeutsam.) S. 316. Hinter Bordesholm reihen sich gleichfalls schöne Hünenhügel längs dem See, auf den Höhen und in ihren Saatfeldern. (Wir machen noch zuletzt bey diesem Buche auf die Nachrichten von dem wackern deutschen Künstler Friedrich Overbeck aufmerksam, die kein Kunstfreund ohne Antheil lesen wird.)

Büsching.

Art. VII. System der Logik. Ein Handbuch für Lehrer und zum Selbstgebrauch, von J. Fr. Fries. Zweyte verbesserte Auflage. Heidelberg, Mohr und Winter, 1819. (124 und 650 S.)

Der Verfasser der vorliegenden Schrift bekennt sich zu den meisten Ergebnissen der Kantischen Kritik, obgleich keineswegs zu allen: denn er glaubt sie in vielen Stücken klarer, als der Urheber selbst, dargestellt, in anderen berichtigt, in noch anderen auf eine fruchtbare Weise angewandt zu haben. Ihm schien »wie tausendfaltig auch in Kompendien und größeren Werken die gewöhnliche Lehre der Logik gesagt, und wieder gesagt seyn mag, eine Darstellung, in welcher die anthropologischen und philoso-

phischen Untersuchungen in das rechte Verhältniß gestellt, und vorzüglich noch die großen methodischen Ansichten der Kantischen Kritik der Vernunft in der Logik gehörig angewendet sind, immer noch zu fehlen.« Wofür er denn die seinige als Versuch anbietet.

Ohne weitere Vorrede schreiten wir sogleich zur Beurtheilung. Da das allgemeine Urtheil über die hier gegebene Darstellung der Logik als Wissenschaft natürlich den Schluß machen muß: so folgen wir dem Verfasser für's Erste, so weit es angeht, ins Einzelne der aufgestellten Behauptungen, wo sich dann das Bild des Ganzen von selbst zusammensetzen wird. Nach einer Einleitung, die eine kurze Geschichte der Logik, und eine Kritik ihrer gewöhnlichen Eintheilung enthält, welchen er die seinige gegenüber stellt, geht er zu einer (anthropologischen) Beschreibung unseres Denkens und Erkennens über. Wir heben ihre Hauptpunkte heraus, indem wir so viel als möglich Alles, was nicht unmittelbar das Erkennen betrifft, unberücksichtigt lassen. Der Verfasser betrachtet zuerst unter den menschlichen Thätigkeiten das Vorstellen, und unterscheidet in diesem assertorische Vorstellungen von problematischen dadurch, daß (S. 36) »jene Ansprüche an objektive Gültigkeit, an Wahrheit darin machen, daß das Seyn der Dinge mit ihrer Vorstellung übereinstimmen soll.« Da er alle diese Ausdrücke vorerst nur im Sinne des gemeinen Lebens verstanden wissen will: so haben wir nichts dagegen einzuwenden: sie bilden eine Beschreibung beyder Thätigkeitsgattungen. Diese Unterscheidung aber wird ihm dadurch wichtig (S. 57), »daß alle unmittelbaren, ursprünglichen Vorstellungen unseres Geistes behauptende sind, die problematischen erst mittelbar aus diesen entstehen.« Um nun die Vorstellungen von ihrem Ursprunge an zu beobachten, geht er zunächst zur Beschreibung der unmittelbaren, ursprünglichen Vorstellungen, und unter diesen zu den Anschauungen der Sinne über. Zur leichteren Uebersicht stellen wir das hier von diesen Gesagte mit dem an andern Stellen Vorkommenden zusammen.

»In unserer vollständigen Anschauung als sinnlicher Erkenntniß,« heißt es S. 77, »kommen jedesmal drey Bedingungen zusammen. Erstlich die eigentliche Sinnesanschauung (der Farbe, des Tones, des Warmen und Kalten u. s. w.); zweytens Beziehung dieser Anschauung in der Empfindung auf die Vorstellungen von Raum und Zeit (wozu beym innern Sinn noch das reine Selbstbewußtseyn kommt); und drittens, die Verbindung oder synthetische Einheit des in der Anschauung gegebenen Mannigfaltigen vermittelst der Beziehung desselben auf die Vorstellungen

von Raum und Zeit, d. h. die Vorstellung der Gestalt und Dauer der Gegenstände.« Die Vorstellungen von Zeit und Raum sind also von den eigentlichen Sinnesanschauungen wesentlich verschieden. Diese nennt er »empirische, weil sie aus der sinnlichen Anregung entspringen,« jene aber reine Anschauung, »weil sie der Selbstthätigkeit unserer Erkenntnißkraft gehört (S. 79);« und ihr Verhältniß bestimmt er dadurch näher, daß er sagt (Grundr. §. 8): »Die einzelnen Arten der Sinnesanschauungen würden uns jede für sich ihre eigene Ansicht der Dinge geben, wenn ihnen nicht allen gemeinschaftlich die alle vereinigende mathematische Anschauung zum Grunde läge, durch welche unsere äußere Weltkenntniß ihre Festigkeit erhält:« denn (S. 48) »in der ersten Sinnesanschauung bey der Empfindung wird der Gegenstand immer in einem Verhältniß zu meinem erkennenden Gemüth vorgestellt. Mir zeigen die Gegenstände ihre Farben, ihre Töne, ihre Gerüche u. s. w. Durch die hinzukommende mathematische Anschauung wird hingegen nur äußerliches Verhältniß der Gegenstände untereinander bestimmt rc.« Schon in dieser Beschreibung kann Manches widersprechend scheinen. Denn die empirischen Anschauungen, welche durch die Gegenstände entspringen, sollten das Verhältniß derselben zu mir, also etwas Subjektives, dagegen die ganz aus uns hervorgehende reine Anschauung, das äußerliche Verhältniß der Gegenstände unter einander, also das Objektive in den Anschauungen erzeugen. Aber weder Subjektivität noch Objektivität ist nach des Verfassers Meinung im strengsten Sinne zu nehmen, sondern auch das Verhältniß der Dinge unter einander ist in unsern Anschauungen nur ein solches, wie es uns erscheint; es ließe sich also leicht denken, daß es trotz jener Bestimmungen rein in uns seinen Grund hätte. Von einem solchen Widerspruche also müssen wir den Verfasser frey sprechen; aber nun erhebt sich die wichtige Frage, woher weiß der Verfasser, daß die Anschauungen von Zeit und Raum rein aus uns entspringen, und woher kommt ihm das Recht, bey anscheinend gleicher Subjektivität und Objektivität sie in Vergleich mit Farbe rc. subjektiv zu nennen?

Offenbar, könnte man antworten, aus der Erfahrung: denn wir sind jetzt in keiner philosophischen Wissenschaft, sondern in einer anthropologischen Vorbereitung begriffen, die der Verfasser als aus der Erfahrung entspringend bezeichnet hat; und S. 32 sagt er ausdrücklich, daß wir außer der inneren Erfahrung keine andere Quelle der Selbsterkenntniß haben, zu der doch die Erkenntniß einer solchen reinen Anschauung als Selbstthätigkeit sicherlich gehört. Aber dann fallen uns wieder manche andere

Stellen ein, wo die Erkenntniß dieser besonderen Seelenthätigkeiten als philosophische aufgeführt, und aus der Spekulation hergeleitet wird. Wir können uns daher auf diese Art der Untersuchung hier nicht einlassen, und müssen uns auf das beschränken, was der Verfasser an diesem Orte in Bezug auf den angegebenen Unterschied weiter sagt. Vielleicht, daß wir etwas zu seiner Begründung auffinden.

Dazu kann nun die erste Unterscheidung (S. 79) offenbar nicht dienen, »daß uns die Sinnesanschauungen nach Verschiedenheit des Sinnes gesonderte Beschaffenheiten zeigen, die mathematischen dagegen dieß Verschiedenartige vereinigen.« Denn die zeitliche und räumliche Ausdehnung könnten ja vielleicht nur höhere Begriffe, gemeinsamere Eigenschaften der Dinge seyn, oder die höchsten, wo denn natürlich alle anderen als von einander verschiedene Mannigfaltigkeiten gegen sie erschienen. Darauf scheint auch ihre zweyte Eigenthümlichkeit zu deuten, »daß sie den Dingen immer auf die gleiche Weise unveränderlich zum Grunde liegen, während die Sinnesanschauungen beständig wechseln.« Sie sind also nicht blos allgemeine, sondern auch beständige Beschaffenheiten; natürlich weil aus den Begriffen, »räumliche« und »zeitliche Ausdehnung« alles besondere oder wechselnde weggelassen ist. Wichtiger können das dritte und vierte Merkmal erscheinen (S. 80), »daß wir uns die Einsicht in die Wahrheiten der reinen Anschauung durch bloße Ueberlegung verschaffen können,« und daß »wir aus ihnen gleich die Wahrheit allgemeiner und nothwendiger Gesetze einsehen;« aber die gesuchte Auskunft geben sie uns doch nicht: denn denken wir uns fertige Begriffe, und die mit ihnen zu vergleichenden Begriffe auch fertig in uns: so können wir beyder Verhältniß eben auch durch bloße Ueberlegung finden (z. B. alle Körper sind schwer), und die dasselbe bezeichnenden Sätze sind allgemeine nothwendige Gesetze. Als fertige Begriffe aber haben wir uns »zeitliche und räumliche Ausdehnung« in ihrer Allgemeinheit gedacht, und können eben so als solche ihre besonderen Bestimmungen (z. B. die einzelne räumliche Ausdehnung, welche man Winkel nennt) denken. Woraus denn jenes eben so leicht erklärt werden kann, als (S. 82) daß sie über alle Gränzen der Sinnesanschauung hinaus reichen (indem z. B. jeder Schüler zu gibt, daß sich die gerade Linie über jede Gränze hinaus verlängern lasse): denn eben das weiß auch jeder Schüler von den Begriffen.

So wären denn »räumliche« und »zeitliche« Ausdehnung »die höchsten Begriffe,« um die Beschaffenheit der Dinge zu bezeichnen. Dann aber sehen wir auf keine Weise, wie sie dazu kommen, von den übrigen als völlig verschieden und rein sub-

jektiv in ihrem Ursprunge dargestellt zu werden. Die übrigen Eigenschaften bezeichnen in mannigfachen Stufen den Dingen Gemeinsames, die räumliche und zeitliche Ausdehnung bilden die höchste Stufe, das allen Gemeinsame; aber eine Stufe sind sie immer, und daher gleich den übrigen untrennbar subjektiv und objektiv zugleich. Betrachten wir nun aber die räumliche Ausdehnung besonders: so muß uns auch das zweifelhaft erscheinen, daß sie wirklich der für alle Sinne gemeinschaftliche höchste Begriff ist. Denn bey genauer Prüfung wird sich leicht zeigen, daß wir im Raum weder hören noch riechen, noch schmecken, noch fühlen, sondern allein und lediglich sehen; daß also der Begriff der räumlichen Ausdehnung nur der Gesichtsthätigkeit angehört. Denn die Schwingungen im Ohre, die chemischen Prozesse in den Geschmacksdrüsen ꝛc. geschehen zwar freylich im Raume; aber doch nur so, wie wir sie eben sehen; als Hören aber hat das Hören ꝛc. gar nichts mit der räumlichen Anschauung zu thun, und jene Täuschung entsteht nur dadurch, daß wir geneigt sind, an den Gesichtssinn, als den beständigsten und allgemein gleichsten, die Thätigkeiten der übrigen anzuknüpfen, und ihn trotz der spekulativ ganz gleichen Subjektivität als den objektivsten, d. h. zur Begriffsbildung oder zum Festhalten geschicktesten (eine höhere Bedeutung hat es in der That nicht) zu verehren. Geht man aber auf das diesen Ausdrücken des gemeinen Lebens ursprünglich zum Grunde Liegende zurück: so wird man finden, daß die übrigen Sinne an dem Begriffe der räumlichen Anschauung gar keinen Theil haben, sondern dieß nur der höchste Begriff der durch das Auge aufgefaßten Eigenschaften, daß also die Vorstellung vom Raume als einer allen Sinnen zum Grunde liegenden gemeinsamen reinen Anschauung eine falsche, schlecht begründete Dichtung ist. — Um auf gleiche Weise die Vorstellung von der Zeit als reiner Anschauung zu beurtheilen, müssen wir zu dem übergehen, was der Verfasser vom innern Sinne sagt, obgleich er S. 83 Kants Vorstellung bestreitet (der die Zeit als Form des inneren Sinnes allein aufführt), und sie vielmehr Form unserer Sinnlichkeit überhaupt nennt. »Zwischen dem Vorhandenseyn der Vorstellungen in uns und dem, daß wir sie in uns wahrnehmen, ist noch ein großer Unterschied. Wir haben viel mehr Vorstellungen in uns, als die, die wir jedesmal gewahr werden; es muß zu ihrem Daseyn in uns erst noch etwas hinzukommen, damit sie in uns wahrgenommen, oder wie man sagt, zu Perceptionen werden. Dieses ist nun das Verhältniß zum Bewußtseyn, d. h. der Selbsterkenntniß, deren Empfänglichkeit der innere Sinn ist (S. 53).« »Der Selbster-

kenntniß nämlich, so wird dieß S. 54 näher bestimmt, liegt das reine Selbstbewußtseyn, die reine Apperception genannt, zum Grunde, welches sich: »Ich bin« ausspricht, aber ohne zu sagen, was ich bin«. »Soll aber dieses reine Selbstbewußtseyn eine qualificirte Selbsterkenntniß zeigen: so müssen erst innere Sinnesanschauungen durch den angeregten inneren Sinn hinzugebracht werden, in denen die Gegenwart dieser meiner bestimmten inneren Thätigkeiten behauptet wird.«

Wie es scheint, gehören also dazu, daß eine Thätigkeit klar in uns sey, drey Thatigkeiten, nämlich erstens diese Thätigkeit selbst, und zwar (S. 5) als die gerade jetzt lebendigste in meinem Inneren; zweytens der innere Sinn, der dieß auffaßt, und dem reinen Selbstbewußtseyn, als der dritten Thätigkeit, entgegenbringt. Anderwärts wird nur diese letzte die Form des innern Sinnes genannt, so daß sie also nur Eine Thätigkeit bildeten, von deren Eigenthümlichkeit das »Ich bin« nur, irgend wie, eine Abstraktion ausmachte. Aber daß der Verfasser nicht recht weiß, ob er es Eine Thätigkeit oder zwey nennen soll, möchte am wenigsten zu verwundern seyn. Denn suchen wir uns nun das Wahrnehmen unserer inneren Thätigkeit zu vergegenwärtigen: so ist doch so viel klar, wo Mehreres zusammenwirkt, da wird die Wirkung von der Beschaffenheit der Wirkenden zusammengenommen abhängen. So z. B. bey den äußeren Sinnen, wo für die Einwirkung der Gegenstände als Einen Faktor die Empfänglichkeit als zweyter bald größer, bald kleiner, für die Aufnahme bald dieses bald jenes Eindrucks offener ist, so daß also auch derselbe zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedene Thätigkeiten hervorbringt. Ganz anders bey dem sogenannten inneren Sinne: sobald nur die Thätigkeiten, welche ihn erregen, dieselben sind: so gleicht er einem hellen Spiegel, indem er keinen Unterschied seiner eigenen Empfänglichkeit kennt. Nun wohl, so bleibt sich diese immer gleich. Aber wenn nun die erste der oben angeführten drey Bedingungen einer klaren Thätigkeit Statt findet, die nämlich, daß sie gerade die lebendigste ist, ist sie nicht eben dadurch auch schon klar und bewußt? Ganz augenscheinlich. Es braucht vielmehr gar keiner andern Thätigkeit, sondern Bewußtseyn oder Klarheit einer Vorstellung (so wie jeder anderen Thätigkeit) ist weiter nichts, als ihre vorherrschende Lebendigkeit in Vergleich mit den übrigen: es braucht zum lebendigen Daseyn der Vorstellungen in uns nichts hinzuzukommen, und der innere Sinn ist eine Erdichtung, der keine Wahrheit zum Grunde liegt. Wenn ich z. B. eine fremde Sprache lesen lerne: so wird mir anfangs jeder Buchstabe besonders ins Bewußtseyn treten; was heißt das, als: meine Vorstellungen der Buchstaben werden sich so langsam

folgen, daß jede einzelne eine Zeit lang eben als einzelne Thätigkeit die lebendigste ist. Nun aber folgen sie bey größerer Uebung schneller auf einander, und beym Lesen sind doch die ganzen Wörter (zunächst als Gehörthätigkeiten, dann das dadurch Bezeichnete) die Hauptsache; sobald also das Wichtigere (eben dieß Auffassen der Wörter) durch eine schwächere Thätigkeit (ein flüchtigeres Ausprägen der einzelnen Buchstaben) geschehen kann: so werden wir uns dieses Vortheils bedienen; und eben der flüchtigere, obenflächlichere Charakter jener unbedeutsamen Vorstellungen ist es, weßhalb sie gegen die übrigen zurücktreten, und das nennt man »nicht wahrgenommen werden.« Außer dem Seyn einer Thätigkeit gibt es kein Wissen um sie, und das Maß für die Deutlichkeit des ersteren ist daher zugleich das Maß für die Deutlichkeit des letzteren. Die sogenannte reine Apperception ist der Begriff des Ich, oder die höchste Begriffsthätigkeit aller menschlichen Thätigkeiten überhaupt, aus dem Zusammenflusse also und der Neutralisirung aller entstanden (daher sie so spät entsteht). Die reine Anschauung der zeitlichen Ausdehnung ist die Abfolge der geistigen Thätigkeit, aus der jede Eigenthümlichkeit einer einzelnen Abfolge weggelassen ist; der Begriff der Abfolge, so wie jeder Begriff anfangs, und die höchsten natürlich immer, durch ein abstraktes Schema der unter ihm enthaltenen Anschauungen gegeben.

Da so die mathematische Anschauung sich als nichtig erwiesen hat: so kann von der Thätigkeit, welche nun ihre Vermittelung mit der empirischen enthalten soll, den zur figürlichen Verbindung gehörigen Vorstellungen von der Dauer der Dinge in der Zeit, ihrer Gestalt und Lage im Raum rc., die als Thätigkeiten noch dunkler sind, nicht weiter die Rede seyn.

Nachdem der Verfasser so die unmittelbare, ursprüngliche Erkenntniß beschrieben, geht er zu der hieraus abgeleiteten über, und handelt von dem Gedächtniß und dem Vergessen, von den Gesetzen des inneren Gedankenlaufs rc. Hier finden sich manche gute Bemerkungen, wie z. B. die, daß eigentlich nicht das Behalten, sondern das Vergessen der Vorstellungen der Erklärung bedürfe, und sie leicht erhalte: denn eine einmal angeregte Thätigkeit wirke natürlich fort, bis und in so weit sie durch andere hinzukommende und auf gewisse Weise entgegengesetzte geschwächt werde. Das Meiste ließe sich sehr vereinfachen; aber da es weniger mit dem eigentlichen Zwecke dieser Einleitung zusammenhängt, gehn wir sogleich zur Bestimmung des Denkens über, dessen Hervorhebung unter den übrigen Thätigkeiten der eigentliche Zielpunkt dieses Abschnittes ist.

Das Denken wird nun zuerst aus den »Veränderungen,

welche mit den im Gemüthe schon vorhandenen Erkenntnissen und andern Vorstellungen vorgehn," als "willkürliche Lenkung der Vorstellungen durch die Aufmerksamkeit" ausgeschieden; und steht als solche zugleich mit der dichtenden Einbildungskraft "dem unwillkürlichen gedächtnißmäßigen Abfluß der Vorstellungen nach dem Gesetz der Association der Vorstellungen unter einander" gegenüber. Um diesen Unterschied zu verstehn, müssen wir die Aufmerksamkeit näher kennen lernen. "Aufmerken und Achtgeben, heißt es S. 70, bedeutet willkürliche innere Wahrnehmung unserer Thätigkeiten. Aufmerksamkeit schließt sich also an den inneren Sinn und seine Selbsterkenntniß an, bringt diese aber erst in unsere Gewalt, indem sie sich dem Willen unterwirft." Weiter unten: "das Interessante ist es, was uns anzieht, und die Aufmerksamkeit festhält. Auf den Willen wird also gewirkt, und durch diesen auf die Lebhaftigkeit der Vorstellungen." "Die Spannung der Aufmerksamkeit zeigt sich darin, daß sie auch dunklere Vorstellungen wahrnehmen, und bey dieser Wahrnehmung verweilen läßt."

Um durch diese Verschlingungen hindurch zu finden, müssen wir den Punkt festhalten, zu dem wir bereits durch unsere früheren Untersuchungen gelangt sind. Dieß ist die sogenannte Wahrnehmung der Vorstellungen durch den inneren Sinn, welche uns sich als Lebhaftigkeit derselben in Vergleich mit den übrigen gezeigt hatte. Daran soll sich nun die Aufmerksamkeit anschließen, und sie dem Willen unterwerfen, und zwar indem das Interessante auf den Willen wirkt, und durch diesen auf die Lebhaftigkeit der Vorstellungen. Die Lebhaftigkeit der Vorstellungen also ist das Ergebniß, und zwar eine größere, als daß dieselbe blos Klarheit genannt werden sollte. Betrachten wir aber nun unabhängig von jenen Ausdrücken diese in ihrem Verhältniß zu dem, was wir interessant nennen: so ist dieß ein solches, was auf unsere vorstellende Thätigkeit einen höheren Reiz ausübt; dieses höhere Gereiztseyn aber ist ihre größere Lebendigkeit, also das höhere Bewußtseyn selbst; und wir finden dazwischen weder eine Thätigkeit des Willens, noch der Aufmerksamkeit, indem die Aufmerksamkeit auf eine Vorstellung weiter nichts ist, als eben diese ihre größere Lebendigkeit. Dieß erhellt ganz deutlich, wenn wir nun die besonderen Arten des Interessanten vergleichen, welche der Verfasser S. 70 aufführt. "Neuheit, Wechsel, Kontrast und Steigerung in unsern Vorstellungen sind es, welche vorzüglich belebend auf die Aufmerksamkeit wirken." Man könnte eben sowohl und vielleicht richtiger sagen: "auf die Vorstellungen wirken"; wo dann der Aufmerksamkeit (außer dem Belebtseyn derselben) nichts bleibt, alle Willkür aber vollends ganz ausge-

schlossen wird. Denn worin sollte diese bestehn, welch eine Aeußerung des Willens könnten wir für sie auffinden? Das Neue, das Contrastirende ziehe das an; wir werden von ihnen gleichsam fortgerissen; soll also der Wille nicht mit der Lebhaftigkeit der erregten Vorstellungen einerley seyn: so zeigt sich nirgends mehr Passivität als gerade hier, und wir sehn auf keine Weise, daß »auf den Willen gewirkt wird, und durch diesen auf die Lebhaftigkeit der Vorstellungen.« Noch schwieriger wird die Sache, wenn wir nun das Nachdenken ins Besondere betrachten. Es soll die Selbsterkenntniß des inneren Sinnes in unsere Gewalt bringen, und sie dem Willen unterwerfen. Wieder ein überaus schwieriger Punkt, denn wenn die sogenannten unwillkürlichen Thätigkeiten der Einbildungskraft, sobald sie angeregt sind, sogleich fertig dastehn: so besteht das Eigenthümliche der Begriffe im Nachdenken darin, daß sie angeregt, oft lange vergebens zur gehörigen Lebendigkeit emporstreben; weit entfernt also eine Macht zu seyn, scheint die Willkür des Denkens gerade in einer gewissen Unmacht zu bestehn, welche sie vor den Thätigkeiten der Vorstellungen in der Association auszeichnet.

Der Verfasser sagt in der Vorrede, er könne die Wissenschaft der Logik unabhängig von der des Gefühls- und Begehrungsvermögens entwerfen. Der Begriff der Willkür aber, wenn er hier angewendet werden sollte, müßte doch offenbar erst aus der letzteren Wissenschaft deutlich gemacht worden seyn, wie er es wohl dem Verfasser schwerlich geworden ist. Das ist aber überhaupt eine Eigenthümlichkeit seiner Untersuchungs- und Darstellungsweise. Er will überall nichts als das Bekannte und Sichere voraussetzen, und von dem gemeinen Bewußtseyn ohne Sprünge zur Wissenschaft fortschreiten. Aber ehe man es sich versieht, findet man sich in die schwierigsten Untersuchungen hinein versetzt, deren Ergebnisse als bekannt und unbestritten angesehn werden, obgleich sie dieß (wie wir dieß schon bey der mathematischen Anschauung gesehn haben) noch keineswegs sind. Wir finden sehr selten bey ihm einen reinen sichern Fortschritt des Forschens; überall nur Kreisläufe, welche auch das Richtige vom rechten Standpunkte zu fassen schwer machen. Das in der Darstellung des Verfassers schwach angedeutete Wahre, möchte etwa Folgendes seyn. Die ursprünglichen Thätigkeiten des Menschen haben natürlich, die eine mit diesen, die andere mit jenen andern, viel Gemeinsames. Kommen nun solche ähnliche Thätigkeiten zusammen, so tritt das Nichtgleiche gegen das Gleiche zurück; jenes wird verstärkt, dieses geschwächt; und ist das vollkommen geschehn, daß das Gleiche für sich allein als Thätigkeit da ist: so heißt dieselbe ein Begriff. Man sieht, daß hier die größte Nothwendigkeit herrscht,

jede Willkür ausgeschlossen ist. Zuweilen aber geschieht es, daß die gemeinsame Thätigkeit aus dem Nichtgemeinsamen schwer sich scheidet. Sie strebt zum Bewußtseyn, d. h. zur größten Lebendigkeit in Vergleich eben mit dem Ungleichen empor, aber lange vergebens. Dieses unvollkommene Emporstreben nun nennt man (wie hier nicht weiter erläutert werden kann) Wollen; und dieses findet sich oft beym Bilden der Begriffe und Urtheile, eben weil dasselbe oft mit Schwierigkeiten verbunden ist. Aber dieß Wollen ist so wenig »als willkürliches Beherrschen und Leiten der Vorstellungen« eine Vollkommenheit des Denkens, und daher so wenig eine wesentliche Eigenschaft des vollkommenen Denkens, daß vielmehr das völlig unwillkürliche, rein ohne Wollen vor sich gehende Denken das vollkommenste wäre, und jede zu ihm gehörige Thätigkeit auch wirklich um so höher ist, je weniger sie von solchen vergebenen Ansätzen unterbrochen wird, sondern nach einer schnellen und sicheren unwillkürlichen Association mit Nothwendigkeit fortschreitet.

Wenn daher der Verfasser das Reflexionsvermögen ein Vermögen der Selbstbeobachtung nennt, durch welche wir uns dessen bewußt werden, was dem innern Sinn nicht unmittelbar klar wird, so ist das von dem Fürsichhervortreten der Theile unserer Thätigkeiten zu verstehn, welche früher eben nur als Theile mit anderen innig verknüpft da waren; und ihre »Künstlichkeit« mochte wohl einzig und allein darin gesetzt werden können, daß wenn ein unvollkommener Reiz (ein bloßes Wollen) für dieses Fürsichhervortreten da ist, derselbe doch nicht ganz verloren geht, sondern als Reiz — so viel eben wirkt, als er vermag. Der Verfasser betrachtet die Sache immer, als wäre der Verstand schon an sich im Besitze einer Menge von Regeln, die er nun klug und künstlich anwendete und der Lage der Dinge anzupassen wüßte, um das zur Wirksamkeit zu bringen, was ihm als Gedanke gleichsam schon vorschwebt. Aber wenn der Verstand das Vermögen ist, Begriffe zu denken und zu bilden, und vor ihrer Bildung die Begriffe als Begriffe gar nicht vorhanden sind, so besteht ja der ganze Verlauf nur in ihrem Werden als Begriffe, in ihrem lebendigeren Hervortreten, welches der Verfasser S. 102 selbst ein »unwillkürliches Produkt der Einbildungskraft« nennt, und die Beobachtung nur in dem Vorhandenseyn des Reizes als unvollkommen, ehe er vollkommen wird.

Was der Verfasser §. 18. über das Verhältniß von Verstand und Vernunft sagt, davon haben wir das Wesentliche nun schon berührt. Der Vernunft als ganzer erkennender Kraft gehören die ursprünglichen, unmittelbaren Thätigkeiten, die wir eben betrachtet haben. Was er nach der bekannten

Kantischen Gebrauchsweise von der reinen Vernunft sagt (eben daselbst), gehört zu den oben erwähnten Ergebnissen späterer, schwieriger Untersuchungen, und wird daher, so weit es überhaupt in eine nach dem Plane des Verfassers entworfene Logik gehört, an seinem Orte beurtheilt werden. Wir können mit Recht fragen, wozu uns solche in ihrer Wahrheit doch noch ganz unverständliche Vorbereitungen sollen, und glauben, daß uns bey genauerer Ueberlegung der Verfasser selbst zugestehn muß, wir wären weit leichter nicht nur, sondern auch weit klarer zur Auffassung des Denkens in seiner Eigenthümlichkeit als menschlicher Thätigkeit gelangt, wenn er mit Auslassung aller dieser auf den Hauptpunkt keine genaue Beziehung in sich tragenden Unterscheidungen und Eintheilungen, bloß wie S. 102 gesagt hätte: »Die Abstraktion ist ein Produkt der Einbildungskraft, wenn viele ähnliche Vorstellungen in unserem Gemüthe mit Lebhaftigkeit zusammentreffen. Ihr gleicher Theil wird darin abgesondert herausgehoben, und uns zum Bewußtseyn gebracht« (d. h. für sich lebendig). Alles, was er von Willkür, von Selbstbeobachtung, von der analytischen und synthetischen Einheit rc. sagt, dient nur, um zu verwirren. Dazu gehört denn auch die sogleich auf die angeführte Beschreibung des Denkens folgende Unterscheidung zwischen einer quantitativen und qualitativen Abstraktion. Das Gleiche nämlich, welches bey der Abstraktion hervortritt, soll entweder die Form eines Ganzen, wodurch die Theile im Ganzen verbunden werden, oder das Allgemeine seyn, welches vielen als Theilvorstellung zukommt. Offenbar ist die Unterscheidung nichtig. Denn jene Form eines Ganzen ist doch gewiß auch eine solche allgemeine Theilvorstellung; und nur dieß letzte ist sie durch die Abstraktion geworden, an dem ersten aber hat diese keinen Theil; man kann also nicht von einer verschiedenen Abstraktion (einer qualitativen und quantitativen) reden, die vielmehr in beyden Fällen ganz dieselbe ist; sondern nur von einem verschiedenen Produkte derselben, von einem verschiedenen Abstrahirten, wo selbst noch jener Unterschied nur ein unwesentlicher ist. Der Verfasser nennt als Beyspiele der quantitativen Abstraktion die Vorstellung eines Würfels, des Raumes in abstracto; aber was an diesen durch die Abstraktion geworden ist, ist doch nicht, daß jener aus sechs gleichen Quadraten zusammengesetzt ist, und dieser alles räumlich Ausgedehnte in sich enthält, sondern daß jene Vorstellung nicht einen bestimmten Würfel, diese nicht eine auf bestimmte Weise erfüllte räumliche Ausdehnung enthält. Nicht alle Abstracta freylich fassen, wie diese, räumliche Zusammen-

setzungen unter sich (sind Theilvorstellungen von ihnen); aber was soll ein solcher Unterschied in der Logik?

»Vorbereitet durch diese Untersuchungen«, sagt der Verfasser S. 106, »können wir nun die Denkformen näher betrachten, ohne eine andere Bemerkung vorauszuschicken, als daß uns die Abstraktion zunächst auf die Form der Begriffe führt, aus der sich die übrigen Denkformen weiter ableiten lassen.« Wir sind also jetzt im Gebiete der sogenannten scholastischen Logik, der seit Aristoteles fast ganz unveränderten, und so fest begründeten, daß gegen eine eigenthümliche Darstellung derselben sich nichts scheint einwenden zu lassen, als Subtilitäten, deren Gebrauch der Verfasser (Vorrede S. X.) für jeden, der über logische Formen sprechen will, in Schutz nimmt. Aber erstens möchte wohl diese für so fest gehaltene scholastische Logik selbst einer Kritik gar sehr bedürfen. Es hat sie Einer von dem Andern fast ganz ohne Prüfung aufgenommen, und ohne sich zu fragen, ob denn diese Bestimmungen, Eintheilungen rc. wirklich so wesentlich in der Natur der Sache begründet sind, oder vielleicht nur ein schlecht zusammengelesenes Aggregat. Wir haben zu dieser Prüfung um so mehr Veranlassung, da der Verfasser, was ihm zum größten Lobe gereicht, diese steifen Formen zu vergeistigen, und in ihrer Nothwendigkeit darzustellen sucht. Kleinigkeiten werden wir übergehn (sonst müßten wir ein vielleicht noch stärkeres Buch schreiben, als das vorliegende ist), und unsere Aufmerksamkeit vorzüglich darauf richten, ob die Eigenthümlichkeit der Logik als Denklehre festgehalten ist. Dabey werden wir auf einige unnütze Subtilitäten (aber eben nur auf die haupsächlichsten) aufmerksam machen, unter welchen wir solche Eintheilungen, Bestimmungen rc. verstehn, welche schon in anderen wesentlicheren mit enthalten sind, und dennoch als eigenthümliche aufgeführt werden.

Der Verfasser handelt in der Lehre von den Begriffen von dem Inhalt und Umfang, von der Mittelbarkeit, von der Dunkelheit, Klarheit und Deutlichkeit, von der Bildung der Begriffe im Verstande, und endlich von ihnen als Erkenntnißgründen. Da dieser Gang der Untersuchung eben keinen systematischen Vorzug haben möchte: so wählen wir einen eigenen. Die Begriffe, wissen wir, entstehen, indem aus mehreren ähnlichen Vorstellungen die gemeinsame Theilvorstellung besonders hervortritt. Wie müssen wir daher erstaunen, wenn wir S. 114 lesen, daß die Begriffe als fertig ausgebildete uns eigentlich nie würden zum Denken kommen lassen. »Denn das bloße Denken setzte immer nur den Inhalt eines Begriffes aus anderen Begriffen zusammen; das wäre aber eine Thätigkeit ohne

Anfang und Ende«; zum Denken also bedürften wir noch des von der unmittelbaren Vorstellungsweise entlehnten Schema's der Einbildungskraft. Wir müssen erstaunen, sage ich: denn nach der oben angegebenen Entstehung der Begriffe hat sich jeder unter dem Worte »Begriff« nichts anders gedacht, als was hier Schema der Einbildungskraft genannt wird; und daß die Begriffe auch durch Determination, d. h. durch Zusammensetzung höherer Merkmale entstehn können, erfahren wir erst weiter unten. Dieß wäre also auf jeden Fall erstens eine Unordnung in der Abhandlung der Begriffslehre, und die Schemata der Einbildungskraft müßten zweytens als eine besondere Gattung der Begriffe aufgeführt werden; aber, können wir nun weiter fragen, wenn doch, wie der Verfasser weiter unten selbst sagt, die Logik es mit wahren Denkformen zu thun hat, und von der Verschiedenheit des grammatischen Ausdrucks völlig absieht, was soll uns überhaupt die Lehre von dem Verhältniß der Begriffe zu ihren übergeordneten, die Lehre von ihrer Entstehung durch Determination, von ihren Eintheilungen in widersprechende, widerstreitende, entgegengesetzte, wesentliche rc. schon in der Lehre von den Begriffen? Wir können die Begriffe als Begriffe eben nur als aus ähnlichen Vorstellungen hervorgetretene Theilvorstellungen ansehn; sobald wir aber ihr Verhältniß zu anderen Begriffen betrachten, treten wir in die Lehre von den Urtheilen ein (deren eigenthümliche Aufgabe die Darstellung dieses Verhältnisses ist), wir mögen nun das Wörtlein »ist« dazwischen setzen oder nicht. Daher denn alle die obengenannten Bestimmungen, in den Eintheilungen der Urtheile unter anderen Namen wiederkehren. Wären sie dort gebraucht worden: so hätte vielleicht eine Eintheilung durch die andere Licht erhalten können; so aber sind sie eine unnütze Last, welche nur dazu dienen kann, den Anfänger durch den Schein ihrer Verschiedenheit von jenen zu beschweren, und in Verwirrung zu setzen. Daher sie denn in der Lehre von den Begriffen ganz zu verwerfen sind.

Aber der Verfasser kennt allerdings außer dem angegebenen noch einen wesentlichen Unterschied des Schema's und dessen, was er seinem eigenen früheren Sprachgebrauche zuwider jetzt Begriff nennt. S. 115 sagt er: »Die Begriffe werden nicht, wie das Schema, als einzelne Vorstellungen eines denkenden Subjektes, sondern als Zusammenfassungen eines bestimmten zur Vorstellung von Gegenständen gehörigen Stoffes unterschieden.« »Nicht subjektiv ein einzelnes Bewußtseyn des Gemüthes, sondern objektiv die Vorstellung einer gewissen Bestimmung des Gegenstandes heißt ein Begriff.

Der Begriff gehört also zu einer Vorstellungsart, welche auf objektive Gültigkeit geht.« Außerdem schreibt er ihnen Allgemeingültigkeit zu. Diese letztere nun können wir anerkennen, obgleich auch nur vergleichungsweise: denn da alle Begriffe zunächst auf Anschauungen beruhn: so wird zwar in Vergleich mit diesen ein Begriff weiter verbreitet seyn; wenn aber jemand von den zu ihm gehörigen Anschauungen keine einzige jemals, auch nur theilweise, in sich getragen hat: so wird er auch den Begriff nicht haben, und ihm also seine Allgemeingültigkeit fehlen, die man ferner auch nicht als allgemein gleiche Bildung fassen darf, weil gerade die Begriffsthätigkeiten im Ganzen weit ungleicher, als die Anschauungen sind. Wie wir aber die angeführte Objektivität fassen sollen, wissen wir durchaus nicht. Wir für unser Theil legen sie auch den Anschauungen bey, in dem rein menschlichen Sinne nämlich, wo für uns alle Objektivität die für die menschliche Thätigkeit als menschliche erforderliche Subjektivität mit enthält; aber wenn von einer Objektivität die Rede ist, welche den Anschauungen verweigert wird: so kennen wir auch keine für die Begriffe. Die Begriffe sind eben sowohl ein einzelnes Bewußtseyn (lebendige, klare Thätigkeit) des Gemüthes, und wenn sie als Theilbewußtseyn in mehreren anderen enthalten sind: so kann sie das nicht von jener Beschränkung erlösen. Oder woher sollte das in den Anschauungen, wovon man zum Behufe ihrer abstrahirt hat, gerade subjektiv, das Zurückbleibende objektiv seyn? Man kann ja jenes, indem man von diesem abstrahirt, auch als Begriff fassen, selbst räumliche und zeitliche Bestimmungen, welche freylich unter dem Subjektiven um so weniger gemeint seyn können, da sie allein etwas Aeußerliches, was nicht bloßes Verhältniß der Dinge zu uns ist, bezeichnen (siehe oben). Aber die Schemata, von denen wir hier immer als Begriffen gesprochen haben, sind ja auch noch nicht objektiv. Enthalten aber nicht Schema und determinirter Begriff dasselbe, und auf den Inhalt kommt es doch an, oder was ist sonst für eine Veredlung mit ihnen vorgegangen? Wir können also nur mit dem Geständniß schließen, daß wir den Verfasser nicht begriffen haben.

Was §. 23 von der Dunkelheit, Klarheit und Deutlichkeit der Begriffe vorkommt, gehört theils in die Urtheilslehre, theils haben wir es schon bey der Lehre von der Aufmerksamkeit gelesen; so wie überhaupt durch die Wegnahme alles doppelt Gesagten die Begriffslehre sehr schwinden möchte. — In der Lehre von den Urtheilen handelt der Verfasser von ihrer logischen Form, von ihrer Quantität, Qualität, Relation und Modalität, von ihrer Bildung und von ihrem Zwecke. Gleich in dem ersten Abschnitt

erklärt er das Urtheil als Erkenntniß eines Gegenstandes durch Begriffe. Schon diese Erklärung läßt in die Natur dieser Lehre einen Blick thun, wenn man nämlich weiß, daß nachher unter den Urtheilen auch die hypothetischen aufgeführt werden, in welchen weder irgend ein Gegenstand, noch etwas durch Begriffe erkannt wird. Doch davon weiter unter. — Das Eigenthümliche des Urtheils setzt der Verfasser in das Erkennen durch Denken, da »der Begriff für sich nichts erkennt.« Wir müssen gestehen, wir glaubten es in diesem ganzen Abschnitte der Logik überhaupt nur mit dem Denken, noch gar nicht mit dem Erkennen zu thun zu haben. Die Bestimmung dieser Ausdrücke gegen einander kann zwar schwierig scheinen, und wenn wir für das Erkennen die Behauptung des Daseyns eines Gegenstandes erfordern: so möchte nicht gerade Jeder darin einstimmen. Der Verfasser aber ist ganz unserer Meinung: denn wenn auch seine erste Erklärung der Erkenntniß (als einer Vorstellung, in der eine Behauptung einer Aussage liegt, daß ein Gegenstand da sey, oder daß Dinge unter einem Gesetze stehen) dieß noch zweifelhaft lassen könnte: so sagt er doch S. 133 ganz deutlich: »Alle Erkenntniß hat es aber mit dem Daseyn von individuellen Gegenständen zu thun.« Davon finden wir nun aber in sehr vielen Urtheilen auch nicht eine Spur. Indem sie Vorstellungen mit Begriffen, oder diese unter einander vergleichen, lassen sie es völlig unbestimmt, ob den verglichenen irgend ein individuelles Daseyn entspricht, oder ob sie erdichtet sind; sie scheinen sich also ganz in der Sphäre des Subjektiven zu halten, und eben so wenig, als der Begriff eines Centauren, enthält ein Urtheil über denselben eine Behauptung seiner Existenz, wenn es z. B. an dieser Vorstellung irgend ein erdichtetes Merkmal hervorhebt. Es scheint demnach, als hätte der Verfasser hier Unrecht, und befänden wir uns noch, wie wir nach dem Schematism der Wissenschaft erwarten konnten, in der Denklehre, ohne in die Erkenntnißlehre übergegangen zu seyn.

Die Urtheile bilden wir durch Vergleichen von Vorstellungen und Begriffen. Hieraus unternimmt der Verfasser der Abtheilung von der Bildung der Urtheile (S. 174) ihre verschiedenen Formen abzuleiten. Die Quantität entsteht uns durch Vergleichung der Einerleyheit und Verschiedenheit in unseren Vorstellungen. »Wenn sich identische Verhältnisse der Gegenstände einer Sphäre gegen ein Prädikat finden, erhalten wir Stoff zu allgemeinen; wenn sich verschiedene Verhältnisse finden, Stoff zu besonderen Urtheilen.« Offenbar eine sehr gezwungene Anwendung der Ausdrücke »Einerleyheit« und »Verschiedenheit,« bey denen sich jeder ganz etwas Anderes denkt. S. 133 hatte er eine an-

dere Ableitung der Quantität daher gegeben, daß »alle Erkenntniß es mit dem Daseyn von individuellen Gegenständen zu thun habe, jedes Urtheil folglich eine Vorstellung von Gegenständen (und nicht von Begriffen) enthalten müsse, welche dann sein Subjekt heiße, und die Quantität desselben bestimmt.« Dieß ist aber offenbar falsch: denn es gibt eben so wohl Urtheile, in denen nur Begriffe vorkommen, und der Verfasser führt deren selbst unzählige an: denn daß man in diesem Falle sich gewöhnlich des Wortes »Alle« vor den Begriffen bedient, möchte wohl nichts als Gewohnheit seyn, von der man eben so wohl abweichen kann, ohne die Eigenthümlichkeit des Urtheils zu verletzen. Eben so willkürlich ist S. 138 die Bestimmung, daß in der Qualität eine Unterordnung des Subjekts unter dem Prädikatbegriffe gedacht, und daß (S. 140) selbst im identischen Urtheile: »Cäsar ist Cäsar,« die Vorstellung des Individuums im Prädikat nur wie ein Begriff angesehen werde, in dessen Sphäre nur Ein Gegenstand stehe. Davon finden wir weder in der Art der Verbindung (»ist«) noch in dem Wesen der Urtheile selbst eine Andeutung; sondern dieselben bezeichnen allgemein eine solche Gleichsetzung des Subjektes und Prädikates, daß das letztere in dem ersteren enthalten ist, was bey identischen Urtheilen offenbar keine Unterordnung gibt. Ist nun diese Gleichsetzung beyder (als Geistesthätigkeiten) geschehen: so entsteht die Quantität dadurch, daß ich das Subjekt in Bezug auf einen höheren Begriff bezeichne. Einzelne Urtheile, und solche, welche unmittelbar einen Begriff (als fertige Begriffsthätigkeit, nicht in ihren Anschauungen) vergleichen, haben eigentlich gar keine Quantität, und es ist ganz falsch, bey ihnen von einer solchen zu reden.

In der Abtheilung von der Qualität entscheidet sich der Verfasser gegen Kant und andere für die limitirenden Urtheile (»die Seele ist unsterblich«) als eine besondere Form, indem er sagt: »Ich sehe aber nicht ein, warum die logische Form des Begriffes, der das Prädikat bildet, nicht eben so gut mit zur Form des Urtheils gerechnet werden kann.« Warum dieß nicht geschehen kann, sagt aber der Verfasser in den angeführten Worten selbst, nämlich weil die negative Bezeichnung des Begriffes eben zu den Unterschieden dieses letzteren, nicht zu denen des Urtheils; also nicht zur Form der Urtheile, sondern zu ihrer Materie gehört, welche bey dem Beginn der Urtheilsbildung schon fertig ist. Uebrigens würde selbst, wenn wir diesen Unterschied der Materie für unsere Eintheilung aufnehmen wollten, die geliebte Dreyzahl gestört: denn dann erhielten wir vier Formen, indem ja die limitirenden wieder positiv und negativ seyn könnten.

Ein besonderes Gewicht legt der Verfasser (was ihn lobenswürdig vor vielen Anderen auszeichnet) auf die Hervorhebung des rein Logischen im Gegensatz gegen die grammatischen Formen der Sätze, und die metaphysischen Formen der Erkenntniß. Von den ersten sagt er mit Recht, »die Sprache hat in den Wortbildungs- und Wortverbindungsarten mancherley Hülfsmittel neben einander, um dieselbe logische Form zu bezeichnen; auch bezeichnet sie oft zusammengesetzte logische Formen mit Einem Zeichen.« In Bezug auf die letzteren behauptet er, »daß jede logische Urtheilsform uns dazu dient, uns einer in unserer vernünftigen Erkenntniß liegenden metaphysischen Verbindungsform, nämlich eines Regelbegriffs der Naturerkenntniß oder einer Kategorie bewußt zu werden.« Hierauf stellt er die bekannte Kategorientafel auf, und obgleich er die Begründung dieser Lehre der Kritik der Vernunft vorbehält: so finden sich doch eben in jener Unterscheidung der logischen und metaphysischen Erkenntnisse manche Seitenblicke, die wir der Kritik unterwerfen müssen. Die der Vergleichung mit den grammatischen Formen würde uns zu sehr ins Einzelne führen.

Bey der Quantität ist von den metaphysischen Verbindungsformen nichts gesagt, bey der Qualität lesen wir S. 140: »Die größte Schwierigkeit liegt hier im Unterschiede der reellen metaphysischen und der logischen Bedeutung des Prädikats, in dem Unterschiede der qualitativen Urtheilsform von der Kategorie, durch welche sich diese bildet (vergl. Kants Kritik der reinen Vernunft, von der Unmöglichkeit des ontologischen Beweises für das Daseyn Gottes). Die Existenz ist keine Realität, die ich einem Begriffe beylegen kann, sie ist keine Qualität, sondern nur eine modalische Kategorie, und doch kann sie als blos logisches Prädikat vorkommen.« — Ein nicht blos schwieriger Satz, sondern ein barer Widerspruch, den ich nicht zu fassen vermag, und zu dessen Auslegung auch nicht ein Wort weiter hinzugefügt wird! — Die Sache ist übrigens sehr einfach. Indem ich einem Begriffe ein Seyn beylege, gehe ich aus dem bloßen Denken heraus (und muthe dasselbe Allen zu, denen ich diese Behauptung mittheile), und setze an dessen Stelle das Erkennen oder Erkannthaben, welches eben durch das Einschließen des Seyns von dem Denken sich unterscheidet. Ausführlicher und der Prüfung werth sind die Abschnitte von der Relation und Modalität der Urtheile behandelt.

Der Relation nach sollen die Urtheile entweder kategorische, hypothetische oder divisive seyn, welche letzteren entweder in einer Konjunktion alle Merkmale eines Begriffs zu seinem vollkommenen Inhalte zusammenfassen, oder in einer Disjunktion

seine Sphäre eintheilen. Bey dem letzteren reichen wir offenbar schon mit der oben als Merkmal des Urtheils angeführten Unterordnung des Subjektes unter das Prädikat nicht aus: denn was dieses letzte enthält, sind hier eigentlich nicht die Begriffe, welche als Unterscheidungen zum Subjektbegriffe hinzukommen müssen, um die Theile seiner Sphäre zu bilden, sondern diese Theile selbst, also die Unterschiedsbegriffe mit dem Subjektbegriffe zu Einem verbunden, so daß also nach jener Erklärung Subjekt und Prädikat ihre Stelle wechseln müßten. Daher auch der Verfasser weit richtiger S. 142 das Urtheil definirt, »als eine Vorstellung von der Einheit des Bewußtseyns der beyden als Subjekt und Prädikat vereinigten Vorstellungen, so daß sie als einstimmig oder widerstreitend gedacht werden.« Eine Erklärung, an die er sich immer hätte halten sollen. Wie aber unterscheiden sich nun diese drey Klassen von Urtheilen? »Das kategorische Verhältniß, sagt der Verfasser, ist das von Subjekt und Prädikat im Allgemeinen.« Also offenbar das, was in der bisherigen Darstellung bey allen Erklärungen und Bestimmungen allein als Urtheil gegolten hat. Die vollständige Antwort auf sein Verhältniß zu den übrigen soll nach S. 152 nur die Kritik der Vernunft in der Lehre vom Ursprung der synthetischen Einheit in unserer Vernunft geben können, »indem sie sich auf die Auffassung des In, Durch und Mit, oder die Kategorien des Wesens, der Ursache und der Gemeinschaft beziehen. Wunderbar genug, da doch Verhältnisse, die in der Denklehre entstehen, wohl auch aus ihr, besonders in einer anthropologischen Vorbereitung, vollständig müssen deutlich gemacht werden können. Eine solche logische Darlegung versucht der Verfasser auch, indem er für die Scheidung der kategorischen und hypothetischen Urtheile den Unterschied der Logiker,« nach den innern Verhältnissen, welche einen Gegenstand für sich betreffen, und der äußern Verhältnisse, welche einen Gegenstand, um in Verhältniß zu andern zu kommen, annimmt. Von den letzteren heißt es S. 175, »sie zeigen uns Verhältnisse der Abhängigkeit, welche also in hypothetischen Urtheilen erkannt werden.« — Alles dieß, müssen wir gestehen, verstehen wir durchaus nicht, und glauben, daß der Verfasser es eben so wenig verstanden hat. Denn das Prädikat, welches dem Subjekte im kategorischen Urtheile beygelegt wird, kann ja eben so wohl sein Verhältniß zu anderen Gegenständen, eben so wohl eine Abhängigkeit von ihnen ausdürcken, und im hypotherischen Urtheile ist nie von der Abhängigkeit eines Gegenstandes, sondern nur eines Urtheils von einem andern die Rede, welches kaum eine entfernte Aehnlichkeit mit dem angegebenen Verhältnisse des Innern und Aeußern an sich trägt.

Daher denn die ganze Erklärung nur gemacht ist, um die einmal gebräuchlichen, und durch Kant besonders wichtig gewordenen Vergleichungsbegriffe des Inneren und Aeußeren anzubringen, wie denn der Verfasser überhaupt für solche Ausdrücke eine besondere Vorliebe zeigt, und nicht gern einen wegwirft. An anderen Orten bezeichnet er das angeführte Verhältniß selbst ganz richtig, z. B. S. 146: »Jedes hypothetische oder divisive Urtheil enthält auch ein kategorisches Verhältniß in sich, indem die Folge vom Grunde, der Inbegriff der Merkmale vom ganzen Begriff, der Inbegriff der Theilungsglieder von der ganzen Sphäre wie ein Prädikat ausgesagt wird. Kategorische Urtheile können allein ganz einfache seyn, jedes andere ist wenigstens aus zwey kategorischen zusammen gesetzt.«

Wie es nach dieser Stelle, und mit vollem Rechte, scheint, gibt es also gar keine andere Relation der Urtheile, als die kategorische, und die übrigen sind nur Unterarten derselben, die ihr daher sehr unlogisch koordinirt werden. Wie das einfache kategorische Urtheil das Prädikat dem Subjekte so gleich setzt, daß dieses jenes in sich enthält: so setzt das hypothetische Urtheil zwey Urtheile einander in Bezug auf ihre Wahrheit so gleich, daß die des Nachsatzes in der des Vordersatzes enthalten ist; und die disjunktiven und konjunktiven Urtheile sind Zusammenfügungen mehrerer kategorischen einfachen, und bilden eben so wenig den kategorischen an die Seite zu stellende Relationen. Was aber, frägt man mit Recht, sollen überhaupt solche Zusammensetzungen von Urtheilen in der einfachen Lehre von der Urtheilsbildung, da sie nur bekannte Verhältnisse wiederholen, und man sie, wenn es darauf ankäme, bis ins Unendliche vervielfachen könnte. Denn selbst die angeführten zusammengesetzten Relationen sind keineswegs rein koordinirt, da es, wie der Verfasser selbst bemerkt, auch hypothetische Konjunktionen und Disjunktionen gibt, und wir eben so Konjunktionen mit Disjunktionen kombiniren können (disjunktive Konjunktionen und konjunktive Disjunktionen). Auch gibt uns, wenn wir nicht in die besonderen Unterabtheilungen hineingehen wollen, schon das Verhältniß des Schlusses ein Beyspiel von einer anderen merkwürdigen Zusammensetzung einfacher Urtheile, welche auf gleiche Weise als Relation den angeführten drey Arten nebengeordnet werden könnte.

Wie sehr ferner diese falsche Eintheilung auch am unrechten Orte steht, zeigt sich noch auf andere Weise. Als Eigenthümlichkeit der konjunktiven und disjunktiven Urtheile führt der Verfasser stets die Erschöpfung der Sphäre und des Inhalts an. Nicht zu gedenken nun, daß er auch von unvollständigen Kon-

junktionen und Disjunktionen redet, deren Form dann zu einer leeren grammatischen Verschiedenheit des Ausdrucks hinabsinkt: so spielt offenbar diese Hervorhebung der Vollständigkeit der Erkenntniß in ein weit höheres Gebiet der Wissenschaft hinüber; daher wir denn das Wesentliche, was von ihnen zu sagen ist, bey der Lehre von den Eintheilungen und Erklärungen (im Kapitel von der Form der Wissenschaften) wiederholt finden. Bis dahin ist denn also diese ganze Auseinandersetzung aufzusparen. Die Quantität und Qualität der hypothetischen und divisiven Urtheile setzt der Verfasser recht gut auseinander, und rechtfertigt sie gegen mancherley sie bestreitende Ansichten.

Noch haben wir die Vergleichung der logischen Formen und der ihnen nach des Verfassers Ansicht zum Grunde liegenden metaphysischen (welche wir uns dadurch zum Bewußtseyn bringen) zu prüfen. »Nach dem logischen Verhältniß, heißt es S. 159, kann jede Vorstellung, an der sich nur Merkmale unterscheiden lassen, Subjekt eines Urtheils werden; metaphysisch, der reellen Bedeutung nach, ist hingegen das für sich Seyende, die Substanz allein das Subjekt, jedes in einem anderen Seyende, die Inhärenz, Eigenschaft, Beschaffenheit nur Prädikat. So ist der Geist das Subjekt der Tugend, der Körper das Subjekt der Farbe. Mit der ersten von diesen Bedeutungen gehen wir leicht um, die andere gehört schon zu den Schwierigkeiten der philosophischen Erkenntniß.« In das Letzte stimmen wir gern ein. Denn was heißt denn eigentlich Substanz, was ist es anders als ein leerer Name, ein leeres Substrat für das, was wir von den Gegenständen wahrnehmen. Will dieß der Verfasser sagen: so müssen wir ihm durchaus Recht geben. Soll aber eine Eigenschaft etwa mehr als die andere Substanz seyn, soll z. B. der Geist, als Denkendes, Subjekt der Tugend, der Körper, als das nach allen drey Richtungen ausgedehnte Subjekt der Farbe seyn: so müssen wir durchaus widersprechen; denn mag auch manche Eigenschaft, z. B. das Ausgedehntseyn bey dem Körper, eine allgemeinere seyn: so haben sie doch in reeller Bedeutung alle eine gleiche Würde. Eben deßhalb aber begreifen wir nicht, wie das logische Verhältniß der Gleichsetzung von Begriffen, oder selbst der Unterordnung, ein Bewußtwerden des leeren Begriffes der Substanz genannt werden kann. Das höchste logische Subjekt, das Subjekt der Subjekte ist die völlig einzelne wahrnehmende oder anschauende Thätigkeit; diese aber ist mit ihrer Fülle jener todten Leerheit gerade entgegengesetzt, und daher der Satz des Verfassers einer näheren Erläuterung in hohem Maße bedürftig.

Gerade so geht es uns mit dem Verhältnisse der hypothe-

tischen Urtheile, und der Kategorie der Ursache. Daß beyder Bedeutung unendlich verschieden ist, sehen wir wohl ein; ihre Beziehung aber auf keine Weise. Denn die eigentliche Relation der hypothetischen Urtheile ist ja völlig dieselbe, als die der einfachen kategorischen (nur daß hier Begriffe, dort Urtheile verglichen werden); da also nur die Materie verschieden ist, sieht man nicht, wie die Form der Abdruck eines anderen Verhältnisses seyn könnte. Denn daß unter anderen auch Ursache und Wirkung in einem hypothetischen Urtheile bezeichnet werden können, macht keinen Unterschied, und in dem angeführten Urtheile, »wenn σκληρότης ein griechisches Wort ist: so ist die Hypothese des Kopernikus über die Anordnung des Sonnensystems die richtige,« möchte man nach solcher Verbindung vergebens suchen. Soll aber das eine Offenbarung der ursächlichen Verknüpfung seyn, daß nach dem einmal ausgesprochenen hypothetischen Urtheile die Wahrheit des Nachsatzes auf die des Vordersatzes als Einsicht folgt: so ist das einfache kategorische Urtheil das Kundwerden derselben Kategorie: denn nach dem einmal geschehenen Ausspruche des Urtheils wird auf die versicherte Wahrheit des Subjektes sogleich die Einsicht in die Wahrheit des Prädikates folgen.

Was wir endlich mit den divisiven Urtheilen, als das reelle Verhältniß der Theile zum Ganzen, oder gar das Weltganze in vollständiger Wechselwirkung darstellend, anfangen sollen, wissen wir noch weniger. Wir haben hier dieselbe kategorische Form, welche doch eben wieder nur das Bewußtwerden desselben seyn könnte. Nun aber soll dadurch das Verhältniß der Theile zum Ganzen bezeichnet werden, was zwar wirklich der Fall ist (denn die Theilvorstellungen können der ganzen Vorstellung gleich gesetzt werden, mögen sie durch Abstraktion oder durch mathematische Theilung entstanden seyn), aber doch nicht auf irgend eine von den Gleichsetzungen der übrigen kategorischen Urtheile wesentlich verschiedene Weise. Von der Wechselwirkung aber, auf die offenbar, wie Kant in der Deduktion der Kategorieen, der Verfasser hier den höchsten Werth legt, findet sich auch nicht eine Spur bey den disjunktiven Urtheilen, und sie kann auf keine Weise, selbst künstlich, dadurch ausgesprochen werden. So erscheinen uns denn alle Beziehungen unserer logischen Formen, auf die ihnen parallel seyn sollenden reellen Begriffe willkürlich, und können den Vortrag der Urtheilslehre nur verwirren, statt ihn aufzuhellen. Für die Einsicht des Logischen könnte, selbst, wenn solche Beziehungen der Natur der Sache nach Statt finden (wie es durchaus nicht der Fall, und die Kantische Kategorienlehre ein seinem tiefsten Grunde nach verfehlter und unfruchtbarer Gedanke ist) uns

kein Gewinn erwachsen; da kommt es vielmehr darauf an, die Entstehung dieser logischen Formen mit Bestimmtheit auszusprechen, was durch die in dieser Prüfung gegebenen Andeutungen, wenn auch natürlich nicht in der Form des Systems, geschehen ist.

Der Modalität nach werden problematische, assertorische und apodiktische Urtheile als Urtheilsgattungen aufgeführt. Von diesen können wir nur gleich die ersten als Nichturtheile auf die Seite weisen. Denn Urtheile sind uns immer als behauptende Vergleichungen bezeichnet worden; in den problematischen Urtheilen aber, welche blos Begriffe neben einander stellen, ob sie wohl einstimmig oder widerstreitend seyn möchten, wird nichts behauptet. Sie sind also nicht Urtheile, sondern diese Form gehört zu den Vorbereitungen zu Urtheilen, und ist in dieser Lehre eben als Vergleichen zweyer Begriffe schon vorgekommen. Apodiktische Urtheile aber und assertorische scheidet der Verfasser so (S. 167): »Apodiktische Sätze sind solche, deren Wahrheit eingesehen werden, d. h. von jedem Menschen durch seine bloße Vernunft entschieden werden kann. Assertorische Sätze hingegen bedürfen immer erst besonderer Lagen eines Menschen, um als wahr gefunden werden zu können, denn sie hängen von Erfahrungen und Beobachtungen, von sinnlich angeregter Erkenntniß ab. Rein mathematische und rein philosophische Behauptungen werden apodiktisch ausgesagt; Thatsachen und das wirkliche Daseyn einzelner Gegenstände können nur assertorisch behauptet werden.« Augenscheinlich wieder eine verfehlte Unterscheidung, die auf keine Weise in die Urtheilslehre gehört. Denn unter assertorischen Urtheilen können nicht solche gemeint seyn, welche das Seyn eines Gegenstandes aussagen; sonst wären sie Erkenntnisse, also als zur Erkenntnißlehre gehörend, höher als die apodiktischen, und aus der Denklehre zu verweisen. Sondern assertorische Urtheile sind dem Verfasser die, welche von einer einzelnen Wahrnehmung (als Geistesthätigkeit) etwas aussagen. Aber auch solche müssen wir für apodiktisch erklären. Denn in ihnen wird ja, wie überhaupt in den Urtheilen, nur das Enthaltenseyn des Prädikats in dem Subjekte als Theilvorstellung ausgesagt. Wäre das nicht der Fall, so würde das Urtheil falsch seyn; ist es aber wirklich der Fall, so muß es sich allerdings durch ihre bloße Vergleichung (d. h. doch, durch bloße Vernunft) einsehen lassen, das Urtheil also apodiktisch seyn. Der Unterschied betrifft also wieder das Material, nicht die Form der Urtheile, und als solchen haben wir ihn schon oben gelesen, wo von dem allgemeineren Gelten (Allgemeingültigkeit) der Begriffe in Vergleich mit den Wahrnehmungen die Rede war.

Auch über die sogenannten reellen metaphysischen Formen (Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit) können wir hier kurz seyn. Der Verfasser gesteht (indem er S. 169 sagt: »gerade erst durch die Form in unserer Erkenntniß, durch welche uns der Unterschied des Anschauens und Denkens in der Selbstbeobachtung nothwendig wird, gibt es die metaphysischen Formen, von denen wir hier reden müssen), nur mit etwas undeutlichen Worten, selbst, daß ihre Eigenthümlichkeit darin besteht, daß sie nicht reell und nicht metaphysisch sind. Sie bezeichnen also als Begriffe eben unsere logischen Formen, sind also nicht von ihnen verschieden, und wenn allerdings ein Unterschied ist zwischen den Urtheilen: »Wäre A (B)«? und »A kann B seyn«: so liegt dieser nur in der grammatischen Form, nicht in der logischen, von der doch hier allein die Rede ist. In dem Abschnitte von dem Zwecke der Urtheile im Verstande setzt der Verfasser recht gut aus einander, daß nur die apodiktischen, allgemeinen und positiven Urtheile für die Wissenschaft wesentliche Wichtigkeit haben. Daß er jedoch zu diesem Satze, bey der systematisch so nöthigen Vereinfachung der Untersuchung, kürzer hätte gelangen können, glauben wir im Vorigen hinreichend gezeigt zu haben. — Hier schließt nun der Verfasser die anthropologische Logik und beginnt die philosophische. Der Unterschied, wie er ihn zwischen beyden feststellt, hat auf diesem Punkte seine eigenen Schwierigkeiten. Er wird sich mehr im Zusammenhange und deutlicher weiter unten beurtheilen lassen, wo wir einen Ueberblick über die verschiedenen Wissenschaften im Großen erhalten; und, unsere Kritik darauf versparend, gehn wir, als wäre kein größerer Abschnitt, zu dem Folgenden über, indem wir blos die kleineren Ubergänge und den Inhalt der Untersuchung beachten.

Die philosophische Logik, welche mit der anthropologischen zugleich zur Lehre von den Formen des Denkens (reine allgemeine Logik, im Gegensatze der angewandten) gehört, enthält drey Hauptabschnitte: 1) Von der Zergliederungserkenntniß, 2) die Lehre von den Schlüssen und 3) von der Form der Wissenschaften. Wie wir weiter fortschreiten, erhellt bey dem ersten Anblick. Hier werden nämlich die Urtheile in ihren größeren Zusammensetzungen dargestellt (wofür sehr Vieles aus dem Vorigen hätte aufbewahrt werden sollen), und die hauptsächlichsten Formen dieser Zusammensetzung hervorgehoben. Der Verfasser macht S. 179, den Uebergang von den Urtheilen zu den Schlüssen auf diese Weise. »Nicht das Daseyn wirklicher Dinge, sondern nur die nothwendige Verbindung mehrerer allgemeinen Bestimmungen, Gesetze werden durch die Urtheile er-

kannt.« »Diese aber sind Abstraktionen, und dadurch immer noch mit dem Mangelhaften einer nur problematischen Vorstellungsweise behaftet, für sich noch keine vollständigen Erkenntnisse.« Dazu müssen sie ergänzt werden, indem der Verstand erst seine allgemeine Regeln wieder auf das unter ihnen stehende Individuum bezieht, auf den einzelnen Fall, was er eben im Schlusse thut.« — Diese Auseinandersetzung hat in Vergleich mit dem Früheren viel Auffallendes: denn S. 133, lesen wir: »Im Urtheil soll nicht nur gedacht, sondern erkannt werden. Alle Erkenntniß hat es aber mit dem Daseyn von individuellen Gegenständen zu thun, jedes Urtheil muß folglich eine Vorstellung von Gegenständen (und nicht nur von Begriffen) enthalten.« Hier wird also den Urtheilen dasselbe, was in der angeführten Stelle gerade im Gegensatze gegen diese den Schlüssen zugeschrieben. Wir haben dieß schon oben widerlegt; aber man sieht, wie wenig scharf der Verfasser seine Wissenschaft aufgefaßt hat; wie völlig unbestimmt ihm Denken und Erkennen in einander flossen. Auch hier nämlich sind wir, wie auch der Titel und die ursprüngliche Anlage der Untersuchung zeigt, noch durchaus nicht aus der reinen Denklehre zum Erkennen hinausgetreten. Auch die Schlüsse sind eine zwar apodiktische Verbindung zwischen Begriffen, die aber noch keine Beziehung auf das Daseyn hat. Zwar können ganz individuelle Gegenstände das Subjekt des Schlußsatzes bilden; aber das war bey den Urtheilen auch der Fall; überdieß ist jene besondere Beschaffenheit des Subjektes (die Anwendung allgemeiner Regeln auf individuelle Gegenstände) durchaus keine Eigenthümlichkeit der Schlüsse, sondern wir können eben sowohl auf höhere Begriffe schließen. Die Bestimmungen des Verfassers sind daher willkürlich und falsch, und die Schlüsse überhaupt nichts als durch zwey oder mehrere andere Gleichsetzungen vermittelte Gleichsetzungen.

Der erste Hauptabschnitt (»Von der analytischen Erkenntniß«) soll uns durch eine rein philosophische Begründung erst wieder zu dem Punkte hinführen, auf welchem wir anthropologisch schon angelangt sind. Er stellt die Urtheilsbildung nach den bekannten Grundsätzen des Denkens (Satz des Widerspruchs 2c.) dar. Zu diesem Behufe unterscheidet er zuerst analytische und synthetische Erkenntniß. »Ein Urtheil heißt analytisch (Urtheil durch Zergliederung), sagt der Verfasser S. 183, wenn in seinem Prädikat nur Vorstellungen seines Subjektes wiederholt werden: synthetisch (Urtheil durch Verbindung) hingegen, wenn es im Prädikat neue Vorstellungen enthält, die über das Subjekt hinzukommen.« Wieder eine im Vergleich mit dem Vorigen höchst

überraschende Unterscheidung. Denn das Urtheil sollte ja Vorstellungen im Verhältniß der Deutlichkeit des Bewußtseyns enthalten, sollte eine Vorstellung von der Einheit des Bewußtseyns der beyden als Subjekt und Prädikat vereinigten Vorstellungen seyn, so daß es also ganz unmöglich schien, daß im Prädikate irgend etwas seyn könnte, was im Subjekte nicht wäre. Wonach denn alle Urtheile analytisch seyn müßten. Vergleichen wir nun die angeführten Beyspiele: so zeigt sich dieß Letztere vollkommen begründet. Denn in dem Urtheile: »Jedes gleichseitige Dreyeck hat drey gleiche Winkel,« sind ja doch nicht eigentlich die Worte »gleichseitiges Dreyeck« das Subjekt, wo dann allerdings etwas in demselben nicht Gegebenes durch das Prädikat hinzukommen würde, sondern die Anschauung des gleichseitigen Dreyeckes, und in der ist die Gleichwinklichkeit mit gegeben, welche ich nur eben zum Bewußtseyn, zur besonders hervortretenden Theilanschauung hervorheben muß, um das Urtheil aussprechen zu können. Eben so kann ich nicht früher das Urtheil: »Alle Luft ist elastisch,« behaupten, ehe ich nicht im Subjekte das Prädikat wirklich schon als Theilvorstellung habe, und der ganze Unterschied ist also kein logischer, sondern ein leerer grammatischer: denn ein Urtheil, in welchem in dem vollständig gedachten Subjekte das Prädikat nicht ist, müssen wir für falsch erklären; wie auch der Verfasser selbst an anderen Stellen deutlich sagt.

Wir haben über diese berühmte Unterscheidung schon an einem andern Orte ausführlicher gesprochen; und können es daher hier bey dem Gesagten bewenden lassen. Die folgenden Grundsätze des Denkens, welche nichts als besondere Arten der Tautologie bestimmen, erhalten also den höheren Werth als allgemeine Schemata der Urtheilsbildung. Warum wurden sie aber nicht bey dieser aufgeführt? Diese Frage kann mit vollem Rechte gethan werden; denn in der That haben wir alle diese Verhältnisse unter anderen Namen (einstimmige, widerstreitende rc. Begriffe) schon früher kennen gelernt, und nur die Scheu vor der Verzichtleistung auf solche mit so vieler Mühe gebildete scholastische Worte kann eine solche unnütze Weitläufigkeit beybehalten. Wäre so die Lehre von der Bildung der Urtheile in Ein Ganzes gearbeitet worden: so hätte nur Ein Mal gesagt zu werden gebraucht, was jetzt unter verschiedenen Namen fünf bis sechs Mal gesagt ist; und bey einem leichteren systematischen Ueberblick hätte sich die ganze Urtheilsbildung auf die höchst einfachen Sätze zurückführen lassen, daß das Gleiche als gleich, das Ungleiche als ungleich gesetzt werden kann. Denn der Satz der Bestimmbarkeit spricht eben (wie der Verfasser selbst sagt) weiter nichts

aus, als daß ich jede zwey Vorstellungen mit einander vergleichen kann (also im Allgemeinen das Vorhandenseyn einer Urtheilsbildung); der Satz der Identität ist die einfache, das dictum de omni et nullo die doppelte Gleichsetzung (daher die Formel für die Schlußbildung), der Satz des Widerspruchs die Nichtgleichsetzung des Nichtgleichen; der Grundsatz der doppelten Verneinung läuft, so weit er überhaupt zur Urtheilsbildung gehört, auf eine leere grammatische Spitzfindigkeit hinaus. Alles übrige in den folgenden Abschnitten (»die Grundsatze des Denkens als negative Kriterien aller Wahrheit in Urtheilen« und »die Grundsätze des Denkens als Principien aller analytischen Urtheile«) Gesagte läuft auf eine Vergleichung ihrer Namen mit früheren in Bezug auf die Urtheilsbildung hinaus.

Eine kurze Erläuterung verdient der Satz des Grundes. Der Verfasser spricht ihn S. 191 aus: »Jede Behauptung in einem Satze muß einen anderweiten zureichenden Grund haben, warum sie ausgesagt wird«, und S. 200: »Jeder Satz ist eine mittelbare Erkenntniß; er muß also von einer unmittelbaren als seinem Grunde abgeleitet werden, wenn er gültig seyn soll.« Ihre Kritik haben diese Behauptungen schon im Vorigen erhalten. Als Urtheile haben alle Urtheile ihren alleinigen Grund in der Gleichsetzung des Gleichen, der Satz des Grundes fällt also mit den vorigen zusammen. In wiefern das Urtheil Erkenntniß ist, haben wir noch nicht betrachtet; wenn er also eben dieß als »Kathartikon der Wahrheit« in Erinnerung bringen soll: so haben wir nichts gegen ihn einzuwenden, als daß er nicht hieher, sondern in den Uebergang von der Denk- zur Erkenntnißlehre gehört. In der Lehre von den Schlüssen, welche der Verfasser von S. 202 — 287 vorträgt, ließe sich nach dem Bisherigen Vieles vereinfachen; aber da uns eine vollständige Aufzählung desselben zu sehr ins Einzelne führen würde, so können wir, da das Wesentliche davon augenscheinlich in dem von den Urtheilen Gesagten begründet ist, diesen ganzen Abschnitt überspringen. Dasselbe gilt fast auf gleiche Weise von dem dritten Hauptabschnitte, »von der Form der Wissenschaften«, wo nach einer kurzen Aufstellung der Anforderungen der systematischen Einheit, von den Erklärungen, Eintheilungen und Beweisen gehandelt, ihre Eigenthümlichkeit, wenn sie vollkommen seyn sollen, auseinandergesetzt, und zuletzt ein vollständiges Verzeichniß der dabey gewöhnlichsten Fehler gegeben wird.

Das Eigenthümliche, welches den Verfasser bey der Darstellung dieser fast überall gleichen Lehre auszeichnet, ist eine Behauptung über das Verhältniß der verschiedenen Schlußarten zu den verschiedenen Wissenschaften.

Obgleich er nämlich S. 289, ausdrücklich den Satz aufgestellt hatte: »Diese systematischen Denkformen sind für alle Erkenntniß durchaus einander gleich, der Gehalt mag seyn, welcher er will: denn sie gehören nur der sich selbst beobachtenden Reflexion:« so behauptet er doch an andern Orten, daß die Philosophie in kategorischen, die Mathematik in hypothetischen, und die Erfahrungswissenschaften in disjunktiven Schlüssen fortschreiten; daß also jeder dieser Wissenschaftsreihen eine von den genannten Schlußarten eigenthümlich angehöre. Nun haben wir für die Bildung der Wissenschaften überhaupt bis jetzt nur eine einzige Form, nämlich die der Abstraktion kennen gelernt; alles Urtheilen war Gleichsetzen der dadurch entstandenen Vorstellungen unter sich, oder mit den ursprünglichen; alles Schließen verdoppelte Gleichsetzung; wir sehen also aus dem Früheren durchaus nicht, wie solche verschiedene Entstehungsweise der Wissenschaften möglich ist, und müssen uns vielmehr zu dem so eben angeführten entgegengesetzten Satze des Verfassers bekennen, daß sie bey allen Wissenschaften ohne Rücksicht auf den Inhalt dieselbe sey. Wollten wir hier den aufgestellten Satz des Verfassers unmittelbar bestreiten: so müßten wir auf die Eigenthümlichkeit der drey angeführten Gattungen der Wissenschaften Rücksicht nehmen, welche wir doch erst später kennen lernen werden. Ohne daher diese letztere oder den vom Verfasser aufgestellten, wie uns scheint, ziemlich unklaren Unterschied zwischen Einordnung, Unterordnung und Nebenordnung der Sätze hineinzuziehen, wollen wir mit wenigen Worten den Beweis führen, daß kategorische, hypothetische und disjunktive Schlüsse dem Wesen nach völlig gleich sind.

Die allgemeine Formel der kategorischen Schlüsse ist die Gleichsetzung zweyer Vorstellungen durch eine mittlere, der beyde auf irgend eine Weise gleich sind. Die Formel für die konjunktiven Schlüsse gibt der Verfasser S. 255 an: »Wovon alle Merkmale eines Begriffs gelten, oder eines nicht, das gehört in die Sphäre dieses Begriffs oder nicht«. Wer sieht nun nicht, wie dieß völlig dasselbe ist? Denn der Begriff wird dem, wovon alle Merkmale gelten, gleich gesetzt (als in demselben gesetzt ausgesprochen), weil diese Merkmale alle in ihm sind, welche doch eben wieder den Begriff ausmachen oder ihm gleich sind. Eben so augenscheinlich ist die Identität des Verhältnisses bey den divisiven Urtheilen. Was von den Theilen einer Sphäre im Besondern oder Allgemeinen gilt, das kann ich eben so dem allgemeinen Begriffe beylegen, welchem diese Sphäre zukommt. Denn diese Sphäre in ihrer Ganzheit ist ja dem Begriffe gleich, so daß was in ihr enthalten ist, auch in dem Begriffe enthalten seyn muß. Die disjunktiven Schlüsse unterscheiden sich von den kategorischen

also nur dadurch, daß in jenen der Mittelbegriff als getheilt vorgestellt wird. Dieß wird denn überall der Fall seyn, wo ein mit mehreren Merkmalen bezeichneter Begriff oder eine getheilte Sphäre in die vermittelte Gleichsetzung hineingezogen wird; man sieht aber durchaus nicht ein, warum dieß nicht eben sowohl in der Philosophie, als in den Erfahrungswissenschaften der Fall seyn soll, da ja jene eben so eine Verzweigung von Begriffsreihen, als diese enthält. Sollte sie auch hier mannigfaltiger seyn (da die Begriffe jener die höchsten sind): so kommt es ja doch auf die Zahl nicht an, wo sich nur dasselbe Verhältniß findet.

Die hypothetischen Schlüsse (Wenn A gilt: so gilt B; A gilt; also gilt B) unterscheiden sich, dem Ausdrucke nach dadurch, daß in ihnen der Schlußsatz als schon fertig erscheint (während er in den übrigen erst entsteht); und nur von der Wahrheit des Vordersatzes auf seine Wahrheit geschlossen wird. Aber offenbar ist dieß blos Verschiedenheit des Ausdrucks. Jeder kategorische Schluß läßt sich als hypothetischer bezeichnen (z. B. Wenn Gold ein Metall ist: so ist es schmelzbar), wenn man nämlich das eigentlich für den Schluß Bedeutsame, die vermittelnde Gleichsetzung, weg läßt (hier »alles Metall ist schmelzbar«), und blos die erste mit dem Resultate als Formel hinstellt. Der Verfasser rühmt es an der Mathematik, daß sie »immer neue Folgen mit dem im Grundsatz aufgestellten Grunde verbinde, und dadurch immer neue hypothetische Regeln zur Subsumtion erhalte«. Aber das Rechtfertigende für diesen Fortschritt, das eigentliche Wesen ihrer Beweise, beruht doch darin, daß sie die neuen Folgen durch Gleichsetzungen (eine andere Art gibt es nicht) in Verbindung setzt. Das eigentlich Beweisende sind also auch hier kategorische Schlüsse, und die Worte, welche in der Mathematik an der Spitze der Sätze stehn, sind bloße Titel, aus Bequemlichkeit gebraucht, um nicht die ganze Gleichsetzungsreihe hinzusetzen; Titel eben, welche ihr erstes und letztes Glied anführen, die dazwischen liegenden vermittelnden aber eben sowohl, als der Titel eines Buches seine Beweisführung, auslassen. So daß also auch diese Verschiedenheit der Form im Grunde als eine leere grammatische ohne allen logischen Gehalt erkannt wird.

Wir haben nun die reine Logik oder Denklehre vollendet, und gehen zur angewandten über, deren zweyte Ueberschrift: »Vom Verhältniß der Denkformen zum Ganzen der menschlichen Erkenntniß,« ihren Inhalt genugsam bezeichnet. Der erste Hauptabschnitt handelt vom Verhältniß des Denkens zum Erkennen im Allgemeinen, und in ihm spricht der Verfasser zuerst vom Umfange und den Gränzen der menschlichen Erkenntniß. »Alle un-

sere Erkenntniß, heißt es S. 341, ist entweder assertorisch, Erfahrungserkenntniß, oder apodiktisch, Vernunfterkenntniß. — Die empirische Kenntniß der Thatsachen (also die assertorische) hängt von den Belehrungen des Sinnes ab; diese aber sind subjektiv-zufällig: ich kann nicht von jedem andern voraussetzen, daß er eben die Thatsachen kenne, die mir bekannt sind. Dagegen ich den Besitz der apodiktischen Erkenntniß (wozu Mathematik und Philosophie gehören) bey jedem Menschen voraussetzen kann, nur daß nicht jeder sich derselben in gleichem Grade deutlich bewußt wird. Sie gehören nämlich zur allgemeinen Form des Vernünftigen in meiner Erkenntniß, welche in jedem Menschen die gleiche ist.«

Eine überaus schwierige Bestimmung. Eine Erkenntniß, die wir bey jedem Menschen voraussetzen können, nur daß er sich ihrer vielleicht nicht deutlich bewußt ist! Wir müssen uns an Beyspiele halten. Daß alle gleichseitigen Dreyecke zugleich gleichwinkelig sind, ist ein mathematischer, nach den obigen Bestimmungen also ein apodiktischer Satz. Den sollen wir nun, wenn auch unbewußt, bey jedem voraussetzen können. Nun wird freylich jeder in der Anschauung eines gleichseitigen Dreyeckes zugleich ein gleichwinkeliges haben; aber wie viele haben kaum den Begriff eines Dreyeckes, und noch viel weniger den von gleichseitigen und gleichwinkeligen als einem von allen übrigen scharf geschiedenen gebildet; und in denen sollte doch jene Erkenntniß seyn? Eine Erkenntniß ist doch ein Urtheil, ein Urtheil aber besteht in Gleichsetzung gleicher Vorstellungen; was sollen wir uns nun unter einer unbewußten Gleichsetzung denken? Vielleicht daß überhaupt nur die gleichen Vorstellungen im Menschen sind, ohne daß er sie gerade je verglichen hat? Da wäre der Ausdruck immer ein sehr uneigentlicher; aber auch dieses wird keineswegs mit allen Gliedern mathematischer Sätze der Fall seyn; denn wie viele sind z. B. je auf den Einfall gekommen, auf den Seiten eines rechtwinkeligen Dreyeckes Quadrate zu denken? So kommen wir also hier auf dieselbe subjektive Zufälligkeit, auf dieselbe Abhängigkeit von gelegentlicher Erweckung einer Thätigkeit, welche das Merkmal assertorischer Erkenntniß seyn sollte. Aber wenn diese Anschauungen in ihm erweckt würden, würde er nicht nothwendig z. B. die beyden Quadrate der Katheten dem auf der Hypothenuse gleich anschauen? Ganz richtig; aber wenn in Jemanden die Anschauungen aller Pflanzen erweckt würden: so würde er zugleich (nur unbewußt, nur der Hervorhebung bedürftig) alle Art- und Gattungsbegriffe derselben mit anschauen. Der ganze Unterschied also, sieht man, ist ein leerer und nichtiger; die Anschauungen (oder überhaupt ursprünglichen Thätigkeiten) der

apodiktischen Urtheile sind eben sowohl subjektiv-zufällig (vielleicht in Vergleich mit denen der assertorischen weniger; aber sie sind es doch); ihre Begriffe müssen aus diesen ursprünglichen Thätigkeiten eben sowohl durch Abstraktion, ihre Urtheile durch Gleichsetzung gebildet werden; und der einzige Unterschied ist die vergleichungsweise größere Verbreitetheit ihrer Grundthätigkeiten, so daß man also für die Bildung der apodiktischen Urtheile mit größerer Wahrscheinlichkeit auf Anknüpfungspunkte rechnen kann *)

Der zweyte Unterschied ist der zwischen intuitiver oder anschaulicher, und diskursiver, gedachter Erkenntniß. Die ganze Logik ist seine Erläuterung gewesen, wir haben also nichts darüber zu sagen. Der Unterschied der Erkenntniß a priori und a posteriori, wie ihn der Verfasser faßt, ist dem letzteren gleich. Wozu also der doppelte Name, besonders da der Ausdruck a priori in seiner weitern Bedeutung (die Erkenntniß eines Gegenstandes, die ich vor seiner Anschauung besitze) sich gar nicht auf den Ursprung der Erkenntniß als Erkenntniß, sondern auf eine zufällige Anwendung in der Zeit bezieht (eine Erkenntniß kann gegen dieselbe Anschauung unrein a priori seyn, gegen die sie vor einer Stunde a posteriori war)?

Nach diesen Bestimmungen theilt nun der Verfasser das Ganze der menschlichen Erkenntniß. Die Haupteintheilung in Wahrnehmungs-Wissenschaften (intuitiv-assertorisch), Erfahrungswissenschaften (diskursiv-assertorisch) und reine Vernunftwissenschaften (apodiktisch) hat schon im vorigen ihre Kritik gefunden. Die reinen Vernunftwissenschaften sollen ferner Mathematik und Philosophie seyn, von denen jene die Einsicht in ihre allgemeinen Gesetze »aus der reinen Anschauung,« diese »nur mit Hülfe des Denkens« erhalte. Wieder eine eigene Eintheilung, die das Ueble hat, daß wir für das eine Glied, für die Philosophie nämlich, nur ein negatives Merkmal erhalten. Denn das Denken soll bey der Mathematik auch in Anwendung kommen; warum gibt also der Verfasser nicht lieber eben so das Material der Philosophie an, da ja der Unterschied eben nur ein materialer, durchaus kein logischer ist. Die Philosophie theilt er dann noch weiter in Logik, »deren Erkenntnisse aus bloßen Begriffen auch aus dem Reflexionsvermögen selbst entspringen,« und in Metaphysik, deren Erkenntnisse uns zwar auch nur in Begriffen zum Bewußtseyn kom-

*) Der Irrthum, welcher hier Statt findet, ist dem oben bey der Lehre von der Allgemeingültigkeit der Begriffe im Gegensatze mit den Anschauungen gerügten ganz analog.

men, aber nicht aus der Reflexion entspringen, sondern eine eigne Quelle in der unmittelbaren reinen Vernunft haben.« Wieder nur ein Unterschied in der Materie der Erkenntniß, und das letzte Glied auch nur negativ bestimmt, da ja zur reinen Vernunft in weiterer Bedeutung auch die reine Anschauung gehört, und die »eigene Quelle« nicht näher bezeichnet wird. Wir heben dieß besonders heraus in Bezug auf die eben bey den Schlußformen geäußerte Meinung, welche auch hier in manchen Andeutungen wiederkehrt, als sey es dem Verfasser gelungen, eine rein logische, formale Theilung der Wissenschaften aufzufinden. Diese hat er aber nicht gefunden; denn die einzige, welche so erscheinen könnte, die zwischen assertorischer und apodiktischer Erkenntniß, hat sich als nichtig erwiesen, und eine reine Wahrnehmungswissenschaft (im Gegensatz der Erfahrungswissenschaften) möchte wohl wegen der Herrschaft, welche die Begriffsbildung schon in der Sprache behauptet, unmöglich seyn.

Außerdem gibt der Verfasser in diesem Kapitel noch die Schranken der menschlichen Erkenntniß an, zuerst die formalen (in Rücksicht des Mangels an Deutlichkeit), von denen wir schon oft gehört haben, dann die materialen, wo man S. 352 mit Erstaunen in Bezug auf die frühere Lehre von apodiktischer Erkenntniß den Satz liest: »Innerhalb des menschlichen Horizontes liegt nur das Gebiet der Erfahrung: denn jede Lebensäußerung unseres erkennenden Geistes muß erst von sinnlichen Aufregungen hervorgerufen werden.« Wo denn doch ihre Hervorrufung, und dadurch ihre Thätigkeit überhaupt (denn unbewußte heißt nur schwache Thätigkeit, und diese bedarf eben sowohl einer, wenn auch nur schwachen Aufregung) nur subjektiv-zufällig wäre. Dann folgen Bemerkungen über den Horizont des Zeitalters, des Einzelnen, das Verhältniß der Schule und des Lebens, die in ihrer Einzelnheit viel Gutes enthalten, aber hier natürlich ausgeschlossen werden müssen.

In dem zweyten Kapitel: »Die Organisation des Reflexionsvermögens,« finden wir außer vielen anthropologischen Erklärungen (von Talent, Genie, Scharfsinn, Einfältigkeit rc.) über diesen Gegenstand wenig Neues, außer neuen Namen für wohlbekannte Sachen. Denn nachdem der Verfasser S. 366 (ein sehr trefflicher Zusatz der zweyten Auflage) die Eintheilung in logischen Verstand, logische Urtheilskraft und logische Vernunft als verwirrend verworfen (mit vollem Rechte, besonders da das Schließen auch nicht einmal scheinbar vom Urtheilen verschieden ist), und dafür den gemeinsamen Namen »Verstand« vorgeschlagen hat: so sagt er dennoch S. 373 wieder, das herrschende Vermögen sey die Urtheilskraft, und theilt diese in subsumirende (wenn

das Allgemeine, die Regel schon durch den Verstand gegeben ist) und reflektirende (wenn er sie erst suchen muß. Da ist nun aber die erste offenbar dem gleich, was man sonst logische Urtheilskraft, die zweyte dem, was man allgemein Verstand im engeren Sinne (logischen) nennt; wozu also die verschiedenen Benennungen, welche noch durch die gleichbedeutenden von progressiver und regressiver vermehrt werden? Außerdem stellt er diesen Thätigkeiten der Urtheilskraft als vermittelten, sogenannte unmittelbare an die Seite, welche man sonst Gefühle nennt. »Die erste Gattung derselben, sagt er S. 377, beruht nur auf dem Grade, wie weit ich mir im Augenblicke der Gründe eines Urtheils bewußt bin. Es ist für das Leben genug, daß ich aus Gründen urtheile, wenn ich mir im Augenblick gleich nicht vollständig bewußt bin, aus welchen Gründen es geschieht.« Dazu rechnet er denn den praktischen Takt und das Gewissen. Aber enthalten diese Gefühle, wenn sie recht urtheilen sollen, nicht dieselben Gleichsetzungsthätigkeiten, als die vermittelten Urtheile, nur schneller und daher nicht so gesondert; sind sie also nicht eben so vermittelt? Die zweyte Art der Gefühle sollen die der subsumirenden Urtheilskraft seyn, von denen es heißt: »Zu einer gegebenen Regel kann ich auch wieder eine neue methodische Regel hinzugeben, welche mich lehrt, wie die erste anzuwenden sey. Dabey komme ich aber doch nicht eher wirklich zum Denken, bis ich eine Regel unmittelbar anwende, einem Begriff unmittelbar etwas unterordne,« was er denn dem Gefühle zuschreibt. Aber diese Gleichsetzung des Gleichen war ja eben die eigenthümliche Thätigkeit der Urtheilskraft überhaupt, wozu also wieder der zweyte Name? Die dritte der reflektirenden Urtheilskraft gehörige Gefühlsgattung sind ihm die des Erhabenen und Schönen. Aber wie kann man nur diese an sich Urtheile nennen? Urtheilen besteht doch in einem Kombiniren zweyer Thätigkeiten; das Gefühl des Schönen ist aber doch nur Eine; will man also das Geschmacksurtheil wirklich »Urtheil« nennen, und nicht vielmehr »Aussage, Erzählung:« so muß ja für das Urtheil die Thätigkeit der Urtheilskraft zu dem Gefühle als dem Einen Gliede des zu bildenden Urtheils erst hinzukommen. — So gibt es denn durchaus keine andere Urtheilskraft, als die in der Logik gewöhnlich mit diesem Namen benannte, und alle Arten, die der Verfasser anführt, beruhen entweder auf Mißverständnissen, oder sind nur verschiedene Namen.

Der zweyte Hauptabschnitt der angewandten Logik handelt von »den Gesetzen der gedachten Erkenntniß, oder von der Aufklärung unserer Erkenntnisse.« Ein sonderbarer Titel, da das eigentlich die Aufgabe der gesammten Logik ist; so wie denn über-

haupt alles in diesem Buche wenigstens an drey verschiedenen Orten vorkommt. Den Zweck dieses Abschnitts bezeichnet der Verfasser S. 382 eben so allgemein: »zu zeigen, wie sich die Formen der logischen Deutlichkeit an das Ganze unserer Erkenntniß anlegen lassen.« Nachdem er darauf in der Einleitung noch einmal die Stufen der Deutlichkeit aufgezählt, und einige sich darauf beziehende Wörter (kennen, verstehen ꝛc.) erklärt hat, spricht er im ersten Kapitel »von den Hülfsmitteln der deutlichen Erkenntniß.« Nach einer Aufzählung der verschiedenen Arten, die Begriffe anschaulich zu machen (Hypotyposen), mit Anwendung auf die verschiedenen Wissenschaften, und Abweisung der Gemeinfaßlichkeit in Betreff der Gründlichkeit, geht er zur Lehre von den Zeichen, und vor Allem von der Bezeichnung der Gedanken durch die Sprache über, wo er dann auch die Anforderungen aufstellt, welche die Wissenschaft an diese zu machen habe. Das zweyte Kapitel redet von den Erklärungen und Eintheilungen. Die Verfahrungsart ist dieselbe, als beym vorigen Kapitel, indem er zuerst die verschiedenen Gattungen aufzählt (Namen-, Sach-Erklärungen ꝛc.) und erklärt, und dann nach den Ansprüchen der Wissenschaft im Allgemeinen und der besondern Wissenschaften, ihnen die für sie passenden zutheilt. Wichtiger ist das dritte Kapitel »von der Begründung der Urtheile.« Die Logik hat es nicht mit der transscendentalen Wahrheit (Uebereinstimmung der Erkenntniß mit ihren Gegenständen), sondern nur mit der empirischen zu thun. Diese legen wir einer anschaulichen Erkenntniß bey, wenn sie wirklich in unserem Gemüthe gegeben ist; einem Urtheile, wenn es mit den unmittelbaren Erkenntnissen übereinstimmt, die durch dasselbe ausgesprochen werden sollen. Die vollständige Begründung aller unserer Behauptungen in Urtheilen fordert drey Formen. Den Beweis, welcher ein Urtheil aus andern ableitet; die Demonstration, d. h. die Nachweisung seiner Wahrheit aus der Anschauung, und die Deduktion, d. h. die Nachweisung derselben aus der Theorie der erkennenden Vernunft. Nachdem der Verfasser darauf die verschiedenen Beweisarten (Schlußreihen) angegeben, geht er zu den Wahrscheinlichkeitsschlüssen über, in denen wir, in Ermangelung einer vollständigen allgemeinen Regel, oder einer vollständigen Unterordnung unter eine Regel, auch aus unvollständigen Regeln oder Unterordnungen Schlußsätze ziehen. Sie sind entweder mathematische Wahrscheinlichkeitsschlüsse, »in welchen Gründe und Gegengründe verglichen werden, um zu sehen, ob der Umfang der einen oder der anderen der größere sey;« oder »philosophische, »in denen vorzüglich von der Vielheit der Fälle auf die Einheit der Regel geschlossen wird.« Beyder Unter-

schied setzt er ausführlich aus einander; aber offenbar gehören nur die philosophischen als besondere Form in die Logik, indem die mathematischen eigentlich vollständige Schlüsse sind, und die Wahrscheinlichkeit nur Material ist, von dem nicht weiter geschlossen wird. Hierauf zählt er die heuristischen Maximen der Urtheilskraft, d. h. die Principien der reflektirenden Urtheilskraft im Aufsuchen allgemeiner Regeln, und die besonderen Vorschriften für die unvollständigen Induktionen auf. »Aller Irrthum gehört der wiederbeobachtenden Reflexion, und nicht der unmittelbaren Erkenntniß an.« Ein Satz, den man doch nur zugeben kann, in so fern diese unmittelbare Erkenntniß fehlerfrey, d. h. weder die körperliche noch die geistige auffassende Thätigkeit verderbt ist. Unter der gleichen Bedingung (der Unverderbtheit) möchte dann aber auch die Urtheilskraft fehlerfrey wirken. Nach einigen anthropologischen Erläuterungen über die mannigfachen Verleitungen zum Irrthum, gibt er ein Verzeichniß der gewöhnlichsten Fehl- und Trugschlüsse, und schließt mit Bemerkungen über die Vorurtheile des gemeinen Lebens und der verschiedenen wissenschaftlichen Richtungen.

Das vierte Kapitel stellt das »Ideal der logischen Vollkommenheit menschlicher gedachter Erkenntnisse« auf. Wir können dieses übergehen, so wie wir vom vorigen nur einen kurzen Auszug nach dem Grundrisse gegeben haben (welchen der Verfasser nach einer sehr zu empfehlenden Methode der vollständigen systematischen Bearbeitung vorangestellt hat), da das Wichtigere aus allen diesen Kapiteln theils schon in dem Frühern da gewesen, theils in dem letzten Hauptabschnitte, der Methodenlehre, weitläufiger auseinandergesetzt ist. Ueberhaupt begreifen wir durchaus nicht, was den Verfasser zu allen diesen Abtheilungen bewogen hat. Der Wahrheit nach gibt es für alle Wissenschaften nur Eine gleiche Methode, und diese ist die Art und Weise, wie in dem gleichmäßig und ungestört sich entwickelnden Menschen sich überhaupt die Wissenschaft bildet. In der reinen Logik wird also zugleich auch die vollständige systematische Entwickelung der Wissenschaften ihrer Form nach gegeben, und man bedarf außer jener weiter nichts, als die Beantwortung der Frage, unter welchen Bedingungen unter jenen Formen auftretende Gleichsetzungen Erkenntnisse sind (d. h. eine Beziehung auf ein Daseyn haben), und eine kurze Auseinandersetzung der ursächlichen Verbindung. Aber gesetzt auch, der Verfasser glaubte formale Principien für die Theilung der Wissenschaften gefunden zu haben: so ist ja doch die Anwendung der logischen Formen auf das Ganze der Erkenntniß, und das Verfahren bey der Ausbildung derselben völlig gleich, und ihre Darstellung kann außer willkürlichen Zu-

sätzen (wozu z. B. vieles über die Sprache Gesagte gehört) nur Wiederholungen enthalten.

Der dritte und letzte Hauptabschnitt der angewandten Logik, die Methodenlehre, enthält also Regeln für das Verfahren bey der Ausbildung und Darstellung der Wissenschaften. Er besteht, außer einem Kapitel über die Methode des Unterrichts, welches uns hier weniger angeht, aus drey Kapiteln über die systematische Darstellung und Erfindung für Wahrnehmungserkenntniß, für reine Vernunfterkenntniß und für theoretische Wissenschaften. Nach dem ganzen Verlaufe unserer Beurtheilung muß hier unsere Aufgabe seyn, zu zeigen, daß zwischen den angegebenen Verfahrungsarten kein wesentlicher Unterschied, und die Wissenschaften überhaupt also nur nach dem in ihnen behandelten Stoffe einzutheilen sind. Ein wissenschaftliches Verfahren für Wahrnehmungserkenntnisse, in sofern sie nicht Erfahrungserkenntnisse werden sollen, gibt es eigentlich gar nicht. Sie erfordern für die Darstellung: Erzählung und Beschreibung, und obgleich wir, wie schon oben bemerkt ist, weil beyde durch die Sprache geschehn, der Unterordnung der empfangenen Anschauungen unter Begriffe nicht entbehren können: so geschieht doch diese nach schon zur Gewohnheit gewordenen Associationen, und die einzigen Anforderungen sind nach des Verfassers eigenen Worten: »Wahrheit, Klarheit, Ordnung und Ausführlichkeit.« Wie er also dennoch auch hiebey in der Ueberschrift von systematischer Darstellung und Erfindung sprechen kann, ist kaum erklärlich. Beobachtung ist Anstrengung der Thätigkeit, und hat, in sofern sie nicht mit den theoretischen Wissenschaften in Zusammenhang steht, gar keine Methode; daher denn die ganze Lehre des Verfassers in gewissen Vorsichtsmaßregeln vor Störung der Beobachtung und Vermischung des Beobachteten mit Nichtbeobachtetem, so wie vor der Aufnahme falschen Zeugnisses von Anderen besteht.

Die Verfahrungsart bey den Erfahrungswissenschaften ist Induktion, und als solche bekannt genug, als daß wir darüber weitläufig zu seyn brauchten. Aus den Wahrnehmungen werden Begriffe und allgemeine ursächliche Verbindungen gebildet, mannigfach unter einander verglichen, unter- und nebengeordnet, bis durch die wissenschaftliche Durchdringung alles Wahrgenommenen eine vollständig systematische Anordnung derselben, von den höchsten Begriffen an, möglich wird. Der vom Verfasser S. 602 angeführte Unterschied zwischen konstitutiven Theorien (welche von den Principien ausgehn), und regulativen (welche von den Thatsachen aus erst die allgemeinen Gesetze finden, die als Principien der Theorie geltend gemacht werden sollen) ist daher

kein Unterschied des wissenschaftlichen Verfahrens, sondern entweder der Darstellung oder der vollendeten und unvollendeten Wissenschaft. Die Methode des Erkennens an sich ist stets dieselbe.

Eine genauere Untersuchung bedarf daher nur die sogenannte Spekulation. »Spekulation, heißt es S. 575, nannten wir das regressive Verfahren, durch welches wir uns der apodiktischen allgemeinen Gesetze, also der reinen Vernunfterkenntnisse bewußt werden. Diese apodiktische Erkenntniß ist aber das Eigenthum jeder menschlichen Vernunft auf gleiche Weise. Die Methode der wissenschaftlichen Erfindung geht hier nicht darauf, neue Erkenntnisse zu gewinnen, sondern nur auf innere Erinnerung; darauf, uns dessen deutlich bewußt zu werden, was immer schon in jedes Menschen dunkler Vorstellung begründet ist. Das allgemeine Hülfsmittel ist die Abstraktion, durch welche wir die allgemeinen Regel aus den einzelnen Fällen der Anwendung herausheben« rc. Gegen die meisten dieser Ausdrücke und Vorstellungen haben wir uns rein negativ schon oben erklärt; daher wir es nun versuchen wollen, so kurz und scharf als möglich die wahre Entstehungsart der spekulativen Wissenschaften anzugeben.

Die spekulativen Urtheile sind Urtheile aus den höchsten Begriffsthätigkeiten der inneren Erfahrung oder der Geistesthätigkeiten überhaupt, so daß sie also von denen der Erfahrungswissenschaften (die es ja doch auch nur mit Geistesthätigkeiten zu thun haben) nur durch die Höhe der Abstraktion sich unterscheiden. Das Verfahren ist eigentlich in hohem Maße einfach. Wie komme ich z. B. zu eben diesem Urtheile, daß die Erkenntnißbildung in den sogenannten spekulativen Wissenschaften und Erfahrungswissenschaften gleich ist? Offenbar so. Durch das Zusammenfallen aller meiner Thätigkeiten bey Ausbildung der spekulativen Wissenschaften bildet sich eine sie umfassende, aber von allem besonderen Inhalte abstrahirende, schematische Begriffsthätigkeit; so auch für die Thätigkeiten der Ausbildung von Erfahrungswissenschaften. Sind beyde Schemata fertig: so erkenne ich sie als gleich (sie fallen als gleich zusammen), und meine Erkenntniß ist vollendet. Eben so, wie komme ich zur Erkenntniß der ursächlichen Verbindung? Alle Verbindungen, die ich mit diesem Namen bezeichne, als Geistesthätigkeiten, fallen zusammen; und es bleibt mir das Begriffsschema zweyer stets einander folgenden Wahrnehmungen. Auf gleiche Weise entstehen mathematische Urtheile: denn der bekannte pythagoräische Lehrsatz ist mir nicht eher gewiß, bis ich durch Gleichsetzung die Gleichheit der Quadrate erkannt, und sich diese Gleichheit bey rechtwinkeligen Dreyecken durch Zusammenfallen aller möglichen Fälle zur Begriffsgleichung, allgemein gebildet hat. So müssen denn hier eben so

wohl Begriffe gebildet, eben so wohl dieselben verglichen, eben so wohl die besondere Erkenntniß durch die Begriffsbildung zur Allgemeinheit gesteigert werden, als bey den sogenannten Erfahrungswissenschaften und in der Methode ist kein Unterschied. Daraus würde nun sogleich folgen, daß auch zwischen der philosophischen und mathematischen kein Unterschied ist. Da aber der Verfasser mit vielen Anderen darauf so viel Gewicht legt, und seine Widerlegung viel Belehrendes haben kann: so will ich zu ihrem Behufe noch Einiges erinnern.

Ueber den ersten Unterschied (S. 576), daß die mathematische Abstraktion eine quantitative, die philosophische dagegen eine qualitative sey, habe ich schon oben geredet. Das Quantitative bey der Mathematik betrifft blos den Stoff des durch die Abstraktion Entstandenen; sonst ist die Abstraktion eben sowohl zugleich qualitativ. Was der Verfasser S. 577, als Eigenthümlichkeit der letzteren Beschaffenheit anführt, ist daher bloße Täuschung. Oder sondert etwa die Abstraktion in der Mathematik nicht allgemeine Begriffe aus, unter denen das Einzelne steht; kommt es nicht darauf an, aus diesen Verbindungen zu bilden, welche in den allgemeinsten Regeln als Grundsätze ausgesprochen werden? Und waren nicht auch in ihr, ehe man sie klar gebildet hatte, die Grundbegriffe und Grundsätze das wahre Räthsel der Wissenschaft, das Schwerste in ihr? Auf dieses Letzte kommt denn auch zuletzt alles Unterscheidende heraus, daß nämlich die Mathematik in ihrer höchsten Grundlage vollendet ist, die Philosophie bis jetzt es noch nicht ist.

Daher kommt es zuerst, daß (S. 578) »die zusammengesetzten Begriffe der Mathematik durch Synthesis gebildet werden können, und daß die ausführliche Untersuchung ihrer Grundbegriffe höchstens für die systematisirende Pünktlichkeit, nicht für die Evidenz von Interesse ist.« Denn sie sind so sicher gebildet, daß sie nach der unendlichen Prüfung aller gebildeten Völker so vieler Jahrhunderte, die sie für richtig erklärt haben, wohl über allen Irrthum erhaben genannt werden können. »Dagegen es in der Philosophie auf die Zergliederung gegebener Begriffe ankommt,« weil sie noch nicht fertig ist mit ihrer Begriffsbildung, sondern in einer unsicheren Mitte zwischen den einzelnen Thätigkeiten und ihrer höchsten abstrahirenden Durchdringung steht. Sollte ihr aber diese gelingen: so kann auch sie synthetisch zu Werke gehn, und die Differenz ist gehoben. »Die Grundsätze der Mathematik, heißt es S. 580 weiter, sind für sich evidente Sätze aus reiner Anschauung. In ihrer Wahl braucht sie eben nicht ängstlich zu seyn; sie kann von jedem evidenten Satze ausgehn.« Natürlich, als wahre Wissenschaft: denn jede Gleichsetzung, sobald sie evident

geworden ist, trägt die Gewähr ihrer Apodiktität in sich. Das wird bey der Philosophie eben so seyn, wenn sie in ihrem Grunde vollendet ist; und wenn der Verfasser von den Grundsätzen dieser letzteren sagt, daß sie sich nur durch die schwersten Abstraktionen darstellen lassen, daß sie nur in Begriffen klar werden ꝛc.: so gilt das von den mathematischen eben so; die Schwierigkeit ausgenommen, welche eben aus mangelhafter Ausbildung entspringt. Daß die Materie der mathematischen Sätze Anschauungen sind, macht für die Form nichts aus; und wenn er S. 391 als ihren Vorzug anführt, daß »ich an einem einzelnen Bilde, einer gezeichneten Figur, doch zugleich das allgemeine Gesetz eines Begriffes klar einzusehn vermag«: so ist das ein Irrthum, den wir schon an einem anderen Orte ausführlich gerügt haben. Die einzelne Zeichnung ist nichts als Beyspiel, wie ein einzelnes Urtheil, wo in der Philosophie von der Beschaffenheit der Urtheile die Rede ist; und will ich das an ihm Erkannte allgemein aussprechen, so muß ich die unter einem Begriffe enthaltenen Anschauungen in unendlicher Vergleichung mir vergegenwärtigen.

Von den Beweisen sagt der Verfasser: »Das hypothetische System erweitert sich Schritt vor Schritt über seine Axiome hinaus, so daß seine Hauptsätze Lehrsätze und Aufgaben sind, deren Wahrheit durch die Beweise gewonnen wird. In der Philosophie hingegen sind die Beweise nur diskursiv; auf sie kommt so viel nicht an, denn sie führen das kategorische System nie über seine Grundsätze hinaus, sondern machen die Wahrheit desselben nur für einzelne Fälle geltend«. — Ueber das Verhältniß der kategorischen und hypothetischen Systeme habe ich schon geredet. — Wenn nur erst die Philosophie in ihrem Grunde fest ist: so wird es auch ihr an Lehrsätzen und Aufgaben nicht fehlen. Oder bringt ihr nicht das unendlich reiche Leben schon jetzt unzählige entgegen, die sie nur nicht als die ihrigen anerkennen darf, weil sie dieselben nicht lösen kann? Und erhält die Mathematik etwa ihre Aufgaben anders woher, als von dem Leben, d. h. vermöge in Vergleich mit ihren Grundbegriffen niederer Abstraktionen?

So möchte denn wohl, wenn der Verfasser nach Kants Beyspiel für die Philosophie die dogmatische Methode verwirft, und nur die sogenannte kritische anerkennt, sich die bekannte Fabel von dem Fuchse und den Trauben wiederholen. Für die ursprüngliche Erschaffung der Wissenschaft bleibt immer die kritische, auch für die Mathematik, die einzig wahre und wissenschaftlich mögliche; als solche ist sie aber keine neue, sondern aus den gewöhnlichen Formen der Logik schon seit mehr als zwey tausend Jahren bekannt. Für den Vortrag aber kann nach verschiedenen

Zwecken und Anlagen die eine oder die andere gewählt werden; daher wir denn auch über das letzte Kapitel von der Methode des Unterrichts nichts weiter zu sagen haben. Fassen wir nun das Bemerkte zusammen: so möchte wohl recht eigentlich in dieser Logik kein Stein auf dem andern bleiben: sondern ganz von Neuem ist das Gebäude aufzurichten, und das meiste Material als überhaupt untüchtig zu verwerfen. Aber wir haben es weniger mit dem Verfasser zu thun gehabt (dessen Fleiß und Einsicht in der Zusammenstellung und Umbildung nach den Grundsätzen der Kantischen Kritik wir vielmehr loben müssen), als mit der Wissenschaft der Logik überhaupt, wie sie seit alter Zeit in einer Art von geheiligter Tradition durch eine Reihe von Bearbeitern sich fortgepflanzt hat. Unter diesen hat sich um einer gewissen Armuth willen, wie wir gesehn haben, die Sitte schwachbesetzter Schauspielertruppen, wo sie einen langen Zug vorzustellen haben, oder kleiner Heere, die als große Kriegsmacht erscheinen möchten, eingeschlichen, daß man dieselben Personen drey, vier und mehrere Male in verschiedener Ordnung wieder vorführt; oder man läßt gar vermöge wohleingerichteter Hohlspiegel dieselbe Gestalt drey Mal zugleich auf der Bühne erscheinen, indem man dabey fest und kühn ihre Verschiedenheit behauptet. Und alles dieß so künstlich, daß die Künstler selbst (wie oft auch in anderen Verhältnissen vorkommt) sich der Täuschung nicht erwehren konnten. Aber die ernste Wissenschaft, welche zur einfachen Klarheit als ihrem höchsten Ziele hinstrebt, bedarf solches trügenden Glanzes nicht. Es ist hohe Zeit, sie davon zu entkleiden; und dieß hat unsere Beurtheilung versucht. Dieselbe hat denn zugleich auch die Einfachheit gerechtfertigt, welche des Recensenten Erkentnißlehre *) an sich trägt, und welche man nach den bisherigen Ansichten freylich mit Recht hätte Dürre und Magerkeit schelten können. Aber die Art, wie aus den Grundthätigkeiten Begriffsthätigkeiten, und aus beyden durch mannigfache Gleichsetzungen alle Wissenschaften entstehn, ist wirklich so verschiedenartig nicht, als man sie darzustellen pflegt, sondern überall die Eine und gleiche. Es gibt in dieser Zusammensetzung durchaus keinen logischen Unterschied (keinen Unterschied der Zusammensetzung selbst), und was man als solchen aufgeführt, zeigt sich bey genauerer Betrachtung als Unterschied entweder des Zusammengesetzten oder des Ausdrucks. Möchte dieß in seiner ganzen Ausdehnung erkannt, und so eine der wichtigsten Wissenschaften zu der Durchbildung erhoben werden, deren sie fähig ist!

D. F. E. Beneke.

---

*) Erkenntnißlehre nach dem Bewußtseyn der reinen Vernunft in ihrem Grundzügen dargelegt. Jena, Frommann 1820.

Art. VIII. 1. Denkmale der Baukunst des Mittelalters im Königreiche Baiern. Gesammelt und gezeichnet von Dominikus Quaglio, königl. baierischem Hofmaler. München 1816, im Verlage der lithogr. Anstalt bey der Feyertagsschule. 12 Blätter gr. Folio, ohne den Titel.

2. Sammlung denkwürdiger Gebäude des Mittelalters in Deutschland. Aufgenommen und in Stein gezeichnet von Dominikus Quaglio, königl. baierischem Hofmaler. München, in dem Zellerschen Kunstmagazin. gr. Folio. Lieferung 1 — 6. Zu jeder gehören 3 Blätter.

1. Wir müssen gleich anfangs mit Herrn Quaglio und so auch mit einigen andern Künstlern hadern, daß sie sich ihre Werke über die deutsche Kunst des Mittelalters zu leicht machen oder vielmehr, daß sie nur das betrachten und ausführen, was ihnen nahe liegt, dagegen aber Alles, was die Geschichte der Kunst betrifft und von so überaus großer Wichtigkeit ist, ja oft erst den Werth manches Werkes bedingt, nicht mit in den Kreis ihrer Untersuchungen zogen. Wir halten es daher für unnachläßlich, daß der zeichnende Künstler und der Schriftsteller über die Kunstgeschichte immer Hand in Hand gehen; denn wenn jener erst durch diesen oft seine rechte Stelle findet und erhält, so wird das Wort dieses durch das Bild jenes erst recht lebendig. Zum allerwenigsten sind bey solchen Bauwerken und bey Bildwerken immer die Jahre der Verfertigung oder wenigstens die wahrscheinliche Zeit derselben zu bemerken, damit sich doch endlich einmal, bey dem Vielen was jetzt geschieht, unsere Kunstgeschichte wenn auch nicht schließe, doch wenigstens runde, das Zerstückelte, Ungewisse und Schwankende aber aufhöre.

Herr Quaglio ist seit einigen Jahren zu den Männern getreten, welche uns mit gediegenen und tüchtigen Abbildungen alter Bauwerke des deutschen Mittelalters beschenkten; denn außer diesem Werke sind uns noch 6 Lieferungen anderer Baualterthümer (jede von 3 Blättern) und außerdem noch einzelne Blätter bekannt, worüber wir nächstens zu sprechen gedenken. Herr Quaglio bedient sich zu seinen Werken des so erfreulich in München blühenden Steindruckes, und die meisten seiner Blätter lassen wohl, in künstlerischer Hinsicht, nichts zu wünschen übrig. Nur der Forscher der Kunstgeschichte möchte bisweilen wünschen, daß die künstlerische Behandlung der klaren Haltung des Ganzen und der getreuen Wahrheit nachstünde, nicht aber diese oftmals überwöge. Beydes läßt sich glücklich vereinigen und befriedigt so alle Abtheilungen der Käufer. Ein anderer Uebelstand ist die große Theurung der einzelnen Werke. Das vorliegende trifft dieser Vorwurf zwar nicht, aber desto mehr die anderen eben genann-

ten. Das ist ja eben ein Vortheil des Steindrucks, daß man den Werken die möglichste Wohlfeilheit geben kann. Je leichter die Möglichkeit wird, sich dergleichen Werke der Kunst anzuschaffen, um so größer wird auch gewiß die Liebe dazu werden, und sich die Kenntniß des Guten vermehren, und so wird hoffentlich der gräßliche Schund ausgerottet werden, der unter dem Namen Kupferstiche diese schöne Kunst und die Märkte verunziert.

Tafel I. Ein Säulenknauf aus dem St. Jakob oder Schottenkloster zu Regensburg, erbaut im Jahre 1111. In edlen und schönen Verhältnissen entworfen; die darauf befindlichen Adler mit ausgebreiteten Flügeln sind weit edler gearbeitet, als die, welche wird Band X. in dem Schlosse zu Gelnhausen kennen lernten, und wir hoffen, daß sie nicht etwa verschönert sind. Die Blätter- und Muschelbande am obern Rundstabe ist leicht, zierlich und schön gearbeitet, und überhaupt zeigt sich in alle dem, was dieses Heft uns gibt, eine überaus große Kunstfertigkeit und Zierlichkeit. Wir verwundern uns darüber nicht, indem wir immer in jenen Gegenden, an der Donau und dem Inn, so wie in dem tieferen Salzburg, eine hohe Bildung frühester Zeit, die Donau niedergehend, anerkannt haben, entsprungen aus dem von römischen Pflanzstädten ausgestreuten Samen. Unserer Ansicht nach gehen diese Strahlen römischer Bildung durch die Pflanzstädte, am Rheine einer Seits, anderer Seits an der Donau nieder, die Ufer beyder Flüsse selten überschreitend, höchstens sich nur auf das nächste jenseitige Ufer verbreitend. Sie blieb aber den eigentlichen Landeseinwohnern nichts Fremdes, sondern vermischte sich innig mit ihnen, und daher finden wir denn auch hier, bey der Blüte des Christenthums, die ersten eigenthümlichen Entwickelungen, aber dennoch wieder vieles, auf die Bildung der alten Welt zurückweisend. Daß am Rheine viele Baustücke alter Zeit in neuere Gebäude gefügt wurden, ist bekannt, wir vermuthen dieß auch besonders von mehreren Bildwerken, welche uns dieß Heft aus den Donaugegenden bietet.

Die edlen und schönen Verhältnisse an dem Säulenknauf des Schottenklosters können nicht auffallen, wenn man bedenkt, daß diese Schottenklöster wahrscheinlich am tiefsten in die Geheimnisse der Bauhütten mit eingeweiht waren, ja vielleicht als die Siegelbewahrer derselben angesehen werden können. Waren sie dieß, so konnte ihnen die Darstellung des Trefflichsten und Schönsten nicht schwer werden. Die Schottenklöster und Kirchen, deren es noch mehrere in Deutschland gibt, und von denen besonders das Regensburger, als Stammkloster der übrigen, von höch-

ster Wichtigkeit ist, verdienen daher die angestrengteste und aufmerksamste Erforschung und Abbildung aller ihrer Theile.

Nicht minder schön gearbeitet ist der auf derselben Platte stehende Säulenknauf aus der Gruft der Domkirche zu Freisingen. Ueber die Zeit der Erbauung derselben sagt uns Herr Quaglio nichts; aber die Menge der Beyspiele, die er aus ihr entlehnt, zeugen von ihrer ausnehmenden Wichtigkeit. Wir vermuthen nun, daß zu derselben, die höchst wahrscheinlich noch ein Rest des ältesten Kirchengebäudes aus dem zehnten Jahrhundert ist, überaus viel altes Bauwerk genommen wurde. Die Blätter dieses Knaufes werden in der Mitte durch einen Ring zusammengefaßt, schlingen sich dann links und rechts oben um den Knauf, und entfalten sich fußartig unten zu beyden Seiten. Der Rundstab ist schneckenartig gedreht, die obere Platte mit einer Kette umgürtet. Diese Kette, an den Platten der Kopfgesimse und Füße, ist von Wichtigkeit; sie findet sich auf vielen der ältesten Werke, z. B. auch an den Füßen der Säulen in der Margarethenkapelle zu Nürnberg.

Tafel II. Säulenknauf aus der Gruft der Domkirche zu Freisingen. Der untere Ring der Säule ist schneckenartig gedreht, am eigentlichen Knauf sitzen in Blättern, die zierlich in einander gelegt und gedreht sind, zwey Tauben (?), der Rundstab ist wieder gedreht, die Platte abgerundet, mit einer Art Kleeblätter. Die Arbeit ist ebenfalls zierlich und geschickt, und neigt sich dem Alterthume wieder hin, obgleich auch schon ihm wieder nicht mehr völlig entsprechend.

Der Säulenknauf dagegen am Kirchhofe von St. Emmeran in Regensburg zeigt schon größere Eigenthümlichkeit der sächsischen Bauart, der Knauf ähnelt jenen des Gelnhauser Pallastes, ist aber weit zierlicher, und die Adler sind (wenn sie die Hand des Zeichners nicht verschönert hat) tüchtig gearbeitet. Jeder Adler sitzt in einer Blende, gebildet durch die glatt gebliebenen Seiten des Knaufes mit dicker Platte, woran keine Verzierungen, kein Rundstab zu finden. Auf diese Weise bildet die Seite der Blende und die Platte der Säule ein abgestutztes Kreuz. Wir wiederholen noch einmal, die Arbeit an den Adlern, die doch wohl unter die ersten deutschen Kaiser fallen würde, scheint uns in der Zeichnung verbessert zu seyn.

Tafel III. Säule in der Gruftkirche zu Freisingen. Einfach gearbeitet mangelt ihr doch Zierlichkeit nicht, sie entspricht indessen der sächsischen Bauart, und sind die andern Säulenknäufe vielleicht älter, so fällt doch die Verfertigung dieser Säule wahrscheinlich in die Erbauungszeit.

Säule und Pfeiler aus der St. Emmerans-

Halle zu Regensburg. Das Ganze ist ein Pfeiler, vor dem eine Halbsäule steht, der Knauf ist einfach verziert; auffallend sind die oben in den Ecken stehenden Widderköpfe, die wohl auf eine Nachahmung des Alterthums deuten. Die Platte mit ihren verschiedenen Gliedern deckt Pfeiler und Saule, wie auch beyde einen gemeinsamen Fuß haben. Es wäre sehr wichtig zu erfahren, wie diese Pfeiler-Saule in jener Halle angebracht ist.

Tafel IV. Zwey sehr schöne, reiche Säulen zeigt dieses Blatt. Die erste Säule ist aus der Gruft der Domkirche zu Freisingen. Schaft und Kopfgesimse sind sechseckig; das Kopfgesimse ist mit Blättern und Perlen zierlich geschmückt. Eben so die obern Theile des Fußgestelles, auf dessen gerundetem Absatze steht zwischen den Blättern und Ranken auf einer Seite ein Widderkopf, auf der andern ein Menschenkopf. Die andere Säule ist von dem Thore zum St. Jakob oder Schottenkloster zu Regensburg. Das Kopfgesims ist mit einer einfachen glatten Platte bedeckt, und einige Theile der Verzierung deuten in den gewundenen Eckhörnern und hervorstehenden Blättern auf das Alterthum hin; dazwischen steht ein Kopf. Der Schaft der Säule ist ganz vortrefflich und gehört der sächsischen Bauart zu, indem er nicht glatt, sondern mit großen Palmenblättern bedeckt ist, die sich von unten auf neben einander in die Höhe schlängeln. Solche Säulen kommen, so viel uns erinnerlich, in der schönen altdeutschen Baukunst nicht mehr vor, welche blos glatte Stabsäulen liebt und anwendet. Die erste Platte unter dem Säulenschaft ist gereift, mit Bändern, die hervorstehen, geziert, und gewissermaßen zusammengehalten; nach einigen glatten Gliedern folgt dann eine gerundete, und wie ein Korb aussehende Platte, mit Blättern an der Seite. Beyde Säulen sind, wie gesagt, sehr zierlich und schön in die Augen fallend.

Tafel V. Zwey Pfeilersäulen aus der Gruft der Domkirche zu Freisingen. Beyde sind höchst wunderlich gestaltet, und wir verzweifeln daran, ihnen eine gebührende Zeitstelle anzuweisen. Bey der ersten verfließen Kopfgesims und Säulenschaft in einander, und beyde sind höchst eigenthümlich. Das Ganze ist ein viereckiger Pfeiler, an dem eine Dreyviertelsäule die Ecke bildet. Auf jeder dieser Säulen steht ein alter Mann, der in einen kurzen Fischleib endet, Schilf bedeckt das Haupt; alle vier Männer an den Ecken tragen die obere Deckplatte. Zwischen diesen beyden Säulen geht ein Band empor, das unten einen verkehrt stehenden Kopf hat, von da auf Blätter und Köpfe abwechselnd, bis das Ganze sich in einem großen Palmblatte endet. Am Fuß jeder Ecksäule ist unten ein hervor-

stehender Kopf ausgehauen. Der andere Pfeiler hat einige Aehnlichkeit mit diesem, nur ist das Kopfgesimse streng abgesetzt. Zwey Männer, nur bis zum Nabel sichtbar, um den Bauch Blätter, tragen die einfache, gerade, unverzierte Platte. Zwischen ihnen ist ein Blatt, und unter ihnen ein gedeckter Rundstab. Der Pfeiler hat vier freystehende kleine Stabsäulen, mit kleinen Füßen und Kopfgesimsen; doch sind Kopf und Fuß nur aus einem Stück; außerdem ist ein zusammengesetztes Fußgestell darunter. So wunderlich beyde sind, so auffallend und eigenthümlich der ganze Schmuck, so kann man doch nicht anders annehmen, als daß sie der sächsischen Bauart angehören.

Tafel VI. Mittelsäule in der Gruft zu Freisingen. Dieß ist die wunderlichst von allen verzierte Säule; sie ist sechseckig. Das Kopfgesims hat eine glatte unverzierte Platte, darunter einen gedrehten Rundstab, und als eigentliche Verzierung vier wohlgebildete Adler, die wieder auf einem gedrehten Rundstab sitzen, unter denen ein gedrehter Rundstab, der auf einer glatten Platte ruht. Der eigentliche Schaft der Säule ist ganz mit Hochbildern bedeckt, und zwar sieht man darauf zwey Krokodille, die in Blätter unten ausgehen oder versteckt sind. In dem Rachen des einen steckt ein Mann bis zur Brust, auf den Unterkiefer gestützt mit beyden Armen. Das andere hat den linken Arm eines gebückten und gekrümmten alten Mannes im Rachen, der in der rechten Hand ein Schwert hält, womit er nach dem Ungethüm sticht. Dieß Krokodill hat ein Mann, mit einem Kreuzschwert an der Seite, freundlich unter dem Kopfe umfaßt, der mit dem einen Fuße wieder in dem Rachen eines fischartigen Ungeheuers steht. Ueber ihm noch ein wunderlicher Kopf. An dem vielfach aus geraden und ausgehöhlten Stücken zusammengesetzten Fußgestelle sind vier Adler- oder Greifenköpfe. Ob der Künstler in diese Säule eine Bedeutsamkeit legen wollte, möge ein glücklicherer Rather enthüllen.

Tafel VII. Verzierungen aus dem eilften Jahrhundert. Leider berichtet uns Herr Quaglio gar nicht, woher diese Verzierungen genommen sind, welchem Gebäude sie angehören, was doch von nicht geringer Wichtigkeit und Bedeutsamkeit wäre, um hieraus auch die Gebäude, zu welchen sie gehören, näher kennen zu lernen. Alle sind überaus zierlich und nett, und unverkennbar ist das Herüberspielen der Bauart alter Zeit. Wahrscheinlich gehören sie aber auch zu jenen Gebäuden (Emmeran, Freisinger Dom oder Schottenkloster), von welchen die andern Bildhauerarbeiten entlehnt sind. Das erste Stück ist das einfachste, im Gesims gar keine Verzierung, und nur eine Reihe über Eck stehender Steine, die runden unverzierten Bogen

stehen unmittelbar auf hübsch geformten Säulenknäufen. Darauf folgen zwey zierlich geschmückte Gesimse. Dann eine Wand mit davor stehenden dreyfachen Wandsäulen, das Gesims äußerst geschmackvoll geziert, hierauf eine Reihe Steine übereck gestellt, welche durch die glatte Platte der Säulen unterbrochen worden; dann ein doppelt verzierter Knauf, mit einer glatten Platte unterbrochen, so daß das Ganze noch Aehnlichkeit mit einem über den Säulen liegenden Gebälk hat, das nur dicht über den Säulen unterbrochen ist. Die Säulenknäufe sind, nach der Weise des Mittelalters, nicht übereinstimmend, sondern verschieden, zierlich und sinnig, wie denn der eine vier neben einander sitzende Vögel zeigt. Die beyden letzten Stücke auf dieser Tafel sind wieder überaus geschmackvolle Gesimsverzierungen.

Tafel VIII zeigt zwey überaus merkwürdige Grabsteine aus St. Emmeran in Regensburg. Dort sollen noch mehrere seyn, und alle verdienen die baldigste Bekanntmachung, da durch sie Sitten und Tracht, so wie die Kunst ihrer Zeit bedeutend aufgehellt werden. Des ersten Umschrift lautet: Anno Domini 1001. in die St. Leonis Papae obiit dominus Warmundus, nobilis Comes — Comes de Wasserburg, qui huic monasterio dedit Hofmarchiam Vogtenreuth, hic sepultus. Ein bärtiger Mann mit einer Krone, die aus dreyfach über einanderstehenden Schuppen zu bestehen scheint, in der linken Hand hält er eine Lanze mit einem Krönchen (also zum Scherzkampf bestimmt), deren Banner hinter dem Kopfe auf dem Kissen liegt. Die untere Spitze der Lanze ist in das Maul eines Thiers gestellt, dessen Kopf und eine Pfote nur sichtbar ist. Die rechte Hand, welche niederhängt, hält das Schwert mit seinen Wehrgehängen. Ein weiter Mantel umgibt ihn, oben durch ein Band und darunter noch durch eine breite Fürspange mit drey Rosen gehalten. Darunter der vorne zwiefach aufgeschlitzte Wappenrock, unter dem die ganze vollständige Panzerrüstung hervortritt. Unten steht noch ein geflügeltes Unthier, welches einen Wappenschild hält.

Des zweyten Grabsteines Umschrift lautet: B. Hemma. Hispan. Ludovic. Regis Bavariae Coniux. Fundatrix superioris Monasterii hic sepulta. Ao. 8. 7. 6. Ein eng anschließendes Unterkleid, durch einen Gürtel um die Hüften befestigt, bedeckt ein weites faltiges Mantelkleid als Obergewand; der Kopf mit der Krone und einem darunter hervorsehenden Schleyer bedeckt, ruht auf einem Kissen. In der rechten Hand hielt sie wahrscheinlich ein Zepter, welches abgebrochen, in der linken eine Weltkugel. Die Arbeit ist sehr geschickt und tüchtig (wir hoffen in der Zeichnung nicht verschönert), die Falten sind natürlich und leicht gelegt, entfernt von dem Geknitterten, Papierartigen und

Steifen späterer Zeit. Beyde Grabsteine dürfen in einer Sammlung von Gypsabgüssen des Mittelalters nicht fehlen, sie sind zu wichtig.

Tafel IX. Kirchthüre am Dom zu Augsburg. Diese berühmte Thüre in getriebener Metallarbeit abgebildet erhalten zu haben, ist für die Freunde der Kunst des Mittelalters sehr erfreulich. Allen Nachrichten zufolge, sind diese Bilder sehr abgerieben und undeutlich geworden, und es entsteht daher die Frage: ob der nachbildende Künstler richtig erkannte, was der alte Meister gebildet. Eine Deutung der wundersamen Bilder, in denen sich Heidenthum mit dem Christenthum mischt, wollen wir nicht weiter unternehmen, indem wir doch fürchten müssen, daß sie in mancher Hinsicht unzulänglich seyn würde. Man sehe übrigens nach, was von der Hagen darüber in seinen Briefen in die Heimat I. 151 sagt.

Tafel X. Portal der Pfarrkirche zu Mosburg, aus dem eilften Jahrhundert. Dieses Thorgewände ist ganz vortrefflich gearbeitet, und zeigt nicht nur in den runden Bogen, sondern auch in der Verzierung derselben den Ursprung aus der sächsischen Bauart. Besonders ist das Gezickzackte in den Bogen jener Kunst besonders entsprechend. Sieben verschieden verzierte Bogen schlagen übereinander, und ihnen entsprechen unten im Gewände viele unverzierte viereckige Pfeiler und drey sehr zierlich geschmückte, den ganzen Schaft mit Schmuck bedeckte Stabsäulen. Neben den Bogen oben steht auf jeder Seite ein großer mit Laub bedeckter, und mit laubartigem Barte geschmückter Kopf, darunter auf dem Wandpfeiler als Kopfgesimse desselben, einerseits zwey gekauerte Männerchen, zwischen ihnen ein großes Blatt, ähnlich dem Pfeilerknauf der Freisinger Gruftkirche Tafel V, anderer Seits ein Mann, bis zum Gürtel sichtbar, in jeder Hand eine kleine Larve haltend. Man sieht deutlich, wie derselbe Schmuck und die gleiche Verzierung hier in einer Reihe von Städten sich wiederholt findet. (Mosburg liegt zwischen Landshut und Freisingen, und höchst wichtig wäre es, das ganze Gebäude, zu dem diese Pforte gehört, kennen zu lernen.) Man ist überhaupt noch nicht aufmerksam darauf gewesen, wie gleiche Bauart oder derselbe Bauschmuck sich in einer Reihe von Gebäuden hinter einander wiederholt, wie ein oder mehrere Vorbilder immer späteren Künstlern vorleuchteten. Mögen nun glückliche und sichere Blicke hier immer das Vorbild heraus zu finden wissen. — Oben unter dem runden Bogen, über dem graden Thürsturz sitzt in der Mitte eine Heilige, zu jeder Seite steht ein Geistlicher (?) und rechts knieet ein dienender Knabe mit einem Licht, links aber der Stifter mit dem Kirchengebäu in der Hand. Die

Thüre selbst ist viereckig, das Thürgewände aber kann mit den schönsten Deutschlands und Englands wetteifern.

Tafel XI. Taufstein im Dom zu Salzburg, aus dem eilften Jahrhundert. Ueber dieses prachtvolle Denkmal sagt der Verfasser leider nichts. Aller Vermuthung nach ist es in Metall gegossen und, der Abbildung nach, eines der schönsten und kunstreichsten Werke des Mittelalters. Um den Kessel geht oben eine Inschrift, hier in der Abbildung nur in einzelnen Worten und Buchstaben sichtbar und deutlich. Auf der Rundung stehen rundum sechzehn Bischöfe (acht sind sichtbar) unter runden Bogen, auf denen ihr Name. Die Ränder, auf welchen die Bogen ruhen, haben oben Ungethüm- (Bären-) Köpfe, sind verschiedenartig geziert, und haben unten einen Menschenkopf. Darunter rundum noch eine Inschrift. Er ruht auf sechs kühn und schön gearbeiteten Löwen, von denen hier drey sichtbar. Das steinerne Fußgestelle ist sechseckig. Auf der rechten Seite jedes Bischofs stehen zwey verschleyerte Frauenköpfe übereinander. Eine genaue Beschreibung dieses Kunstwerks ist für die Geschichte der Kunst von großer Wichtigkeit.

Tafel XII zeigt die ganze Gruft im Dom zu Freisingen. Starke und feste Gewölbe, in runden Bogen, ruhen auf den Säulen, die wir einzeln vorher kennen lernten. Durch die Art der Darstellung wird manches daran unklar, und überhaupt ist uns die ganze Bauart der Kirche nicht deutlich. Wir sehen nicht, wo der Hauptaltar steht. Da wo er seyn müßte, scheint sich die Kirche zu wenden? Denn der Ort, wo die Messe gelesen wird, muß ein Seitenaltar seyn.

Möchte Herr Quaglio sein verdienstliches Werk dadurch erhöhen, daß er ein kleines beschreibendes Heft zu diesen Abbildungen drucken ließe, und einen Grundriß dieser Gruft beyfügte. Dann würden der Kunstfreund und der Kunstforscher gleiche Befriedigung wie Belehrung finden.

2. Was wir bey der ersten Sammlung zu tadeln und bedauern hatten, müssen wir bey dieser wiederholen: den gänzlichen Mangel an allen geschichtlichen Nachrichten; wozu noch hier kommt, daß eines sogar unrecht bestimmt ist, bey den zweymalen, da eine ganz kurze Bemerkung dazu gefügt worden. Noch mehr wie bey jenen Denkmälern sieht hier der herausgebende Künstler nur auf malerische Darstellung und bey dem baukundig forschenden Kunstfreunde wird sich manche Bedenklichkeit erzeugen und er wird sich nach sicheren und unbedenklich genaueren Zeichnungen umblicken. Wir wiederholen unsere Meinung: daß das Malerische und

die größte Treue sich wohl vereinigen lassen und verbunden werden müssen.

In buntem Wechsel gehen diese Darstellungen in den einzelnen Heften bey uns vorüber, wir finden aber hier nicht allein wichtige Bauwerke, sondern auch sogar Burgen, bey denen auch oft Lage und Schönheit der Gegend in Betracht zu ziehen sind. Dieß wollen wir keineswegs tadeln, sondern eher als etwas Löbliches rühmen. Die Betrachtung der Baukunst des Mittelalters muß immer mehr als etwas über das Ganze gehendes, nicht blos auf das Einzelne gerichtetes sich entfalten und die Bauart alter Burgen spielt in die Kirchen und Palläste immer mit hinüber und ist vielfältig nachzuweisen. — Betrachten wir nun die Hefte und Blätter nach der Folge, in welcher sie uns Herr Quaglio anbietet.

Lieferung I. 1. St. Maximus-Kapelle in Salzburg. Der Künstler hat alle seine Bilder nicht kalt und todt hergestellt, wie viele dieser Werke, verlassen von der Menge, die anderem Thun und Treiben zugewendet, erscheinen mögen, sondern sie mit passenden Gestalten bevölkert, belebt. So auch hier; bärtige Mönche beten knieend, stehend und sitzend um ihren Bischof, den ein Strahlenkranz für den heil. Maximin erkennen läßt. Die Kapelle ist in das Gestein des Felsen gehauen, Mauerwerk erscheint nur auf der linken Seite, wo eine Mauer die Grotte schließt und die Strahlen der Sonne durch Fenster und Thür in dieses dunkle Gemach strahlen. Wann ward diese Grotte ausgehauen? In Salzburg sollte die Geschichte es wohl nachweisen. Das einzig Künstliche im ganzen Werke ist der mittlere sechs oder achteckige Pfeiler, welcher das hangende Gestein der Decke stützt. Dieser Pfeiler ist als Altar benutzt, indem an ihm eine Sonne befestigt (ob blos durch den Künstler oder in der Wirklichkeit, wissen wir nicht). Außerdem aber zeigt sich an dieser Säule höchst bemerkenswerthe und wichtige Schrift, die vielleicht ein bedeutendes Licht auf die Entstehungszeit der Kapelle wirft. Die vom Künstler nachgebildeten Zeichen scheinen auf griechische zu deuten, was noch wichtiger wäre. Die Säule selbst betreffend, so setzen wir sie, der Vermuthung nach, in das zehnte Jahrhundert; der schmale Schmuck des Kopfgesimses, die Thierköpfe am Fuße und die zu Werken der Alterthums sich hinneigenden Glieder des Fußgestelles verrathen eine große Aehnlichkeit mit den Freisinger Säulen, die wir in Quaglio's baierischen Denkmälern kennen lernten. Hat das Ganze daher eine wichtige malerische Bedeutsamkeit, so ist die kunstgeschichtliche zwar nur auf einen geringen Theil beschränkt, aber darin von nicht geringer Wichtigkeit.

2. Klosterhof in Franken. Wo? Wie allgemein ist die

Bezeichnung! Diese Zeichnung gehört zu denen, wie auch größtentheils die vorige, welche blos in malerischer Hinsicht anziehend sind. Es ist die Darstellung eines Bauwerkes, welches in die Zeit fällt, der keine Eigenthümlichkeit beyzulegen ist, sondern wo schon schwankende Ansichten eintraten. Von malerischer Seite gewährt dieß Blatt einen erfreulichen Anblick.

3. Stadt Eßlingen mit dem Frauen-Kirchthurm. Dieser Thurm ist einer der schönsten altdeutschen Thürme, den wir kennen. Schlank und leicht steigt er zierlich in die Höhe, und seine Spitze ist in der Art, welche wir schon früherhin einmal (Bd. IX. dieser Jahrbücher) für die vorzüglichste Art und Weise erklarten, dem entworfenen Köllner Domthurme, dem Straßburger Münster u. s. w. entsprechend. Es wäre zu wünschen, Herr Quaglio gäbe uns auch noch einzelne Ansichten der dazu gehörigen Kirche; deren Bauvollendung in den Schluß des funfzehnten Jahrhunderts fällt; malerische Punkte sollten ihr wohl abzugewinnen seyn.

Lieferung II. 4. Wallfahrtskirche in Tyrol. Diese kleine Kirche, deren Stelle leider wieder vom Künstler nicht angegeben ist, bietet eine bedeutende Seltenheit daher, eine fünfseitig geschlossene (also auf das abgeschnittene Achteck deutende) in edlem und einfachen altdeutschen Geschmack erbaute Vorhalle. Wir wissen uns keiner ähnlichen Halle zu erinnern. Alles daran ist in der leichtschwebenden, zierlichen Art und Weise des vierzehnten Jahrhunderts ausgeführt, das übrige Gebäude scheint aber sehr einfach zu seyn und nur der kleine Thurm auf der Mitte des Daches, vermuthlich da, wo Schiff und Chor sich trennen, zeigt dieselbe Verzierung. Bemerkenswerth sind auch die großen überschlagenden Strebebogen an den Strebepfeilern vor den Abseiten, die wir sonst nur an beträchtlich großen Kirchen finden. Sollte in den Umgebungen nicht die geschickte Hand des Landschafters der Natur etwas nachgeholfen haben?

5. Schloß Kipfenberg im Altmühlthal. Eine der reizend und schauerlich auf steilem Felshange gelegenen Burgen, die, der Zeichnung nach, noch vollständig bewohnbar scheint. Das thurmartige Giebelgebäude in der Mitte gewährt einen wunderlichen Anblick; über den Abhang läuft eine kühne Schirmmauer nieder. In der Bauart erscheint sonst nichts Ausgezeichnetes.

6. Seitengang im Münster zu Ulm. Dieß Blatt gewährt von der Herrlichkeit des Domes zu Ulm einen hohen Begriff. Wer den Entwurf des Thurmes dazu in Moller's Heften kennt, den wird die Schönheit und ziere Schlankheit dieses Seitenganges nicht befremden. Schlanke und schöne Säulen, deren Kopfgesimse ein einfaches, schönes Blätterband ziert,

ing gehört zu denen, wie auch grö-
blos in malerischer Hinsicht anziehend
ng eines Bauwerkes, welches in die
ümlichkeit beyzulegen ist, sondern m
eintraten. Von malerischer Sei-
freulichen Anblick.

n mit dem Frauen-Kirch
ter der schönsten altdeutschen Thürme,
d leicht steigt er zierlich in die Höhe,
t, welche wir schon früherhin einmal
für die vorzüglichste Art und Weise
Köllner Domthurme, dem Straß-
tsprechend. Es wäre zu wünschen,
ch noch einzelne Ansichten der dazu
vollendung in den Schluß des fünf-
malerische Punkte sollten ihr wohl

ahrtskirche in Tyrol. Diese
der wieder vom Künstler nicht ange-
Seltenheit daher, eine fünfseitig
hnittene Achteck deutende) in edlem
hmack erbaute Vorhalle. Wir wis-
zu erinnern. Alles daran ist in
n Art und Weise des vierzehnten
übrige Gebäude scheint aber sehr
leine Thurm auf der Mitte des
Schiff und Chor sich trennen, zeigt
swerth sind auch die großen über-
Strebepfeilern vor den Abseiten,
großen Kirchen finden. Sollte
eschickte Hand des Landschafters
haben?

g im Altmühlthal. Eine der
n Felshange gelegenen Burgen,
llständig bewohnbar scheint. Das
Mitte gewährt einen wunderli-
läuft eine kühne Schirmmauer
sonst nichts Ausgezeichnetes.

nster zu Ulm. Dieß Blatt
Domes zu Ulm einen hohen
Thurmes dazu in Moller's
heit und ziere Schlankheit die-
Schlanke und schöne Säulen,
schönes Blätterband ziert,

tragen das netzartige, verschlungene Gewölbe. Sichtba
achteckige Taufstein mit altdeutschem Schmucke versehen
zur Seite eine Empore halb vervortritt, deren Brüstung
nen, einfachen Verzierungen versehen ist, und der ein
Spitzpfeiler, mit Gestalten besetzt, zur Seitenstütze dien
und Bestimmung des darunter befindlichen Gebäudes, r
Spitze bekrönt, von Adlern und Löwen getragen, ist u
deutlich, erforderte aber, da es ein bedeutendes Kuns
seyn scheint, eine besondere Abbildung. Das ganze Blat
schön gehalten.

Lieferung III. 7. Reichsprälatur Kaisershe
Donauwörth. Hier gibt uns Herr Quaglio eine
zahl 1133, mit der es ihm aber unglücklich geht, indem
zen Gebäude auch nicht eine Spur von der Bauart ist, die
Zeit herrschte, sondern vielmehr das Ganze in die Zeit de
sten altdeutschen Baukunst gehört, und bekanntlich wurde die
wie Crusius Annalen berichten, vom Jahre 1340 bis zum
1380 vollständig neu erbaut. Wir sehen hier das Chor
nem Umgange, die eine Kreuzseite und den Thurm, de
Bilde nach, auf dem Kreuzdurchschnitt stehen muß. De
telschiff steigt schön und schlank empor, und überragt weit d
nicht niedrigen Chorumgang. Alles zeigt den ausgebildets
deutschen Geschmack, auch die Spitzpfeiler auf den Str
lern, und es ist nur zu verwundern, daß die Strebepfei
Umgangs, nicht Strebebogen, nach dem Hauptschiff hinübe
gen. Der Thurm ist auch schön verziert und nur die Spitz
die entweder nicht vollendet ward, oder das neue Thü
wurde nach einem Brande aufgesetzt. Ein Thurm recht
einer abgeschnittenen achteckigen Vorlage gegen Morgen,
auf die früheste Zeit des zwölften Jahrhunderts mit seinen
Bogen, und zeigt etwas Lombardisches in seiner Bauart.
ganze Bild hat eine schöne Haltung.

8. Ehemaliger Domkirchhof nächst der
Pfarre und Niedermünster in Regensburg. B
sem schön gehaltenen und in baulicher Hinsicht uns höchst
würdigen Blatte fühlen wir besonders den Mangel einer erk
den Anmerkung oder einer den Bau nachweisenden Jahre
Wir müssen daher mit unsern Vermuthungen eintreten.
glauben wir die alte Pfarre mit dem Thurme, und rechts das
dermünster zu erkennen. Von jenem läßt sich, der unbedeut
sichtbaren Theile wegen, wenig sagen, dem Thurme nach fä
in eine Zeit mit dem Niedermünster. Dieses gehört nun
seinem Aeußeren nach, vollständig der sächsischen Bauart an
dem der runde Bogen allenthalben vorherrschend ist. Ausge

net ist er an den Fenstern, wo innerhalb eines weiten Bogens ein kleines, ganz schmales Fenster steht, auch auf sehr alte Zeit deutend. Hiernach muß im Innern der runde Bogen in den Gewölben allenthalben herrschen, worüber uns Nachweis, wie überhaupt Berichtigung, wenn wir uns irren, wünschenswerth wäre. Wir setzen das Gebäude des Niedermünsters vor das dreyzehnte Jahrhundert. Eine Säule, auf der ein Gehäus für ein Heiligenbild, steht in der Mitte, und ist aus der Zeit der schönen altdeutschen Baukunst.

9. Auf einem steilen, schauerlichen Felsen steht Schloß Prunn im Altmühlthal. Auch diese Burg ist noch ganz bedacht und steht auf der hervorstehenden Spitze einer langen Felsenreihe. Ausgezeichnetes hat sie nichts, als ihre Lage, einen achteckigen Thurm und einen eben solchen Erker. Der Künstler hat eine Mondscheinbeleuchtung gewählt, die das Einsame und Schauerliche der Gegend vermehrt und von einer guten Wirkung ist.

Lieferung IV. 10. Kirchhof von St. Johannes mit der Aussicht auf die Burg zu Nürnberg. An dem Kirchhofe stehen die Steinbilder Christi und der beyden Schächer, beyde von dem wackern und tüchtigen Adam Kraft im Jahre 1490 verfertigt. Im Hintergrunde erscheint die Burg. Das ganze Blatt hat einen sehr düstern Anschein, und es ist, als ob nur von dem Kreuze einiges Licht auf die im Schatten ruhenden Gräber flösse. Wir wissen indessen doch nicht recht, wo wir mit diesem Blatte, gegen den Titel der Sammlung gehalten, hin sollen. Die Burg erscheint von hieraus zu unbedeutend und undeutlich, die Steinbilder Kraft's allein können eine Bedeutsamkeit gewinnen, und es ist zu hoffen, daß sie mit Genauigkeit gemacht sind.

11. St. Margarethen-Kapelle in der Burg zu Nürnberg (im Durchschnitt). Die Abbildung dieser Kapelle, welcher der Künstler mit Recht das zehnte Jahrhundert anweiset, ist von großer Wichtigkeit. Sie ist vollständig in der Art und Weise ausgeführt, die wir die sächsische nennen, und zeigt manche Spuren, die auf die Bauart des Alterthums zurückweisen. Die Säulen zeigen breite Platten, halb verziert, halb unverziert, die auf den eigentlichen Säulenknäufen aufliegen, und die man für Reste des alten, abgestutzten Balkenwerks erklären möchte. Die Verzierungen der Kopfgesimse sind denen ähnlich, welche wir in dem früher angezeigten Hefte des Herrn Quaglio aus Freisingen und Regensburg kennen lernten, die Säulen sind kurz und dick, und die untere Platte des Fußgestelles ist mit einer kettenartigen Verzierung geschmückt. Die vier Kopfgesimse der

Säulen sind alle von einander verschieden, keines ist dem andern
leich, und wir finden auf dem einen auch die Adler wieder, die
ir an Gebäuden, die kaiserlicher Milde ihre Entstehung oder
Verbesserung verdanken, häufig finden. Herr von Rumohr
achte in Schlegels deutschen Museum zuerst auf diese merk-
ürdige Kapelle aufmerksam, die Zeit ihrer Erbauung auch be-
immend, und sie verdient es wohl, nach allen ihren Einzelhei-
n ausgemessen und dargestellt zu werden, ein Werk, das wohl
on einem Nürnberger Künstler zur Ehre seiner Vaterstadt ausge-
hrt zu werden verdiente; denn diese Kapelle ist wohl eines der
testen und merkwürdigsten Bauwerke Deutschlands.

12. St. Martins-Pfarrkirche in Landshut, an-
fangen 1432, vollendet 1478. Länge der Kirche 252 bayerische
chuh, Breite 78, Höhe des Thurms bis zum Knopf 422 Schuh.
iese Angaben stehen auf dem Blatte, und lassen es um so
merzlicher vermissen, daß wir nicht allenthalben wenigstens so
rze Nachrichten finden. Schlank und leicht steigt der Thurm
die Höhe, und ist mit mancherley scheinbar Durchbrochenem
ziert, doch nicht von der luftigen Durchsichtigkeit des wirklich
urchbrochenen, welches wir an andern altdeutschen Thürmen be-
undern, aber dennoch ist er sehr schön und merkwürdig, beson-
rs auch, da er völlig vollendet da steht. Er ist auf der Abend-
te der Kirche, und der Haupteingang durch ihn sichtbar, der
rch eine schöne, geschmückte Vorhalle geht. Das ganze Blatt
zierlich gehalten, und die lange Reihe der Giebelhäuser gibt
n Thurme eine schöne, altstädtische Umgebung.

Lieferung V. 13. St. Klement im Rheingau. Diese
ine Kirche, gelegen an den Ufern des Rheinstroms, von dem
r hier in dem schilfbewachsenen schmalen Flüßchen, das der
nstler uns darstellt, nichts wieder erkennen können, welches
en nicht ungegründeten Verdacht gegen die Treue der Bilder
uns erweckt, ist ein merkwürdiger Bau. Unverkennbar sieht
n, daß das ganze Gebäude ursprünglich in sächsischer Bauart
wohl im zwölften Jahrhundert ausgeführt ist, daß aber schon
nals die Bauweise zu schwanken anfing, oder daß die spitzbo-
en Fenster (die noch sehr schmal) und die spitzbogige Ein-
gsthür einer spätern Zeit angehören. Die letztere Meinung
d uns durch die Säulen wahrscheinlicher, welche die Spitzbo-
tragen, indem dieselben der sächsischen Bauart mehr entspre-
. Die Kirche ist eine Kreuzkirche, und alles feste und große
näuer erscheint an ihr gleichzeitig. Die neben einander stehen-
runden Bogenstellungen fehlen nicht. Eine genaue Beschrei-
g dieser Kirche, besonders auch wie das Gewölbe innerhalb
altet ist, wäre sehr zu wünschen; dem Aeußern nach muß durch-

aus der runde Bogen herrschen. Ueberhaupt wäre es erfreulich, wenn ein Kunstkenner diesen Bildern gewissermaßen nachreiste, und eine ausführliche Beschreibung der dargestellten Gebäude besonders herausgäbe, wobey dann Grundrisse der Kirchen, auch wohl leichte Umrisse der merkwürdigsten Theile, Vorhallen, Thüren, Thürme, kleine Schmucksäulen im Innern u. s. w. nicht fehlen dürften. Wenn es aber auch nicht möglich seyn sollte, in allen Bildern dem Herrn Quaglio ergänzend zu folgen, so wird es immer erwünscht seyn, wenn auch nur einzelne Bauwerke eine ausführliche Beschreibung finden.

14. Tempelherrn-Hof zu Bacharach am Rheine. Was das Wort Hof bey dieser Kirche bedeuten soll, verstehen wir nicht. Höchst bedeutend und wichtig ist aber dieß ganz verworrene, zusammengesetzte und dazu leicht geeignete Gebäude, jeden Kunstforscher wohl verwirrt zu machen. Aus diesem einen Blatte läßt sich nichts Bestimmtes ergrübeln, und nur einzelne Andeutungen lassen sich folgern. Das ganze Gebäude ist in sächsischer, lombardisirender Bauart ausgeführt, und gehört wohl noch dem eilften Jahrhundert an. Dem Anscheine nach sehen wir hier die Mittagseite mit einem Theile des runden Chors, vor dem ein nur kurzes Kreuz liegt. Hier zu hinterst des Chors steht ein runder schmaler Thurm, ihm gegenüber ein anderer. (Hier vermissen wir besonders einen Grundriß, denn auf den ersten Blick glaubt wohl ein jeder, hier die ganze Länge der Kirche zu sehen, wofür er die Breite derselben betrachtet.) Im Chore zeigt die Kirche einige Aehnlichkeit mit dem Dom zu Worms und St. Castor zu Koblenz, und wahrscheinlich glich auch die Schloßkirche zu Ingelheim dieser Bauart. Oben, dicht unter dem Dache, zieht sich eine Reihe Doppelsäulen herum. Die Fenster sind mit großen runden Bogen überwölbt (wie beym Niedermünster zu Regensburg), die aber hier, je zwey und zwey, auf einer Säule ruhen, die ein verziertes Kopfgesims hat, und über der in der Ecke zwischen dem Bogen ein Adler sitzt. Die spitzbogigen Fenster unter diesen runden Bogen sind in neuerer Zeit, als die schöne altdeutsche Baukunst herrschte, eingeführt worden, und wahrscheinlich fanden sich auch hier früher die langen und schmalen, rundbogigen Fenster, die wir am Regensburger Niedermünster sehen. Am ganzen Gebäude sind keine eigentlichen Strebepfeiler sichtbar, und nur die breiter niedergehenden Füße der Säulen, die wir hinten am Chore kennen lernten, deuten sie schon an. Die Thüren zeigen alle auf die sächsische Bauart, und nur die beyden letzten scheinen im Spitzbogen zu seyn. Was aber den Hauptthurm gegen Abend betrifft, der zwar auch noch schwer, kurz und gestaucht ist, so gehört er doch späterer Zeit

. Ueberhaupt wäre es erfreulich,
Bildern gewissermaßen nachreiste,
bung der dargestellten Gebäude be-
ann Grundrisse der Kirchen, auch
ürdigsten Theile, Vorhallen, Thü-
säulen im Innern u. s. w. nicht feh-
auch nicht möglich seyn sollte, in
aglio ergänzend zu folgen, so
wenn auch nur einzelne Bau-
ibung finden.
f zu Bacharach am Rheine.
Kirche bedeuten soll, verstehen
d wichtig ist aber dieß ganz ver-
dazu leicht geeignete Gebäude,
rt zu machen. Aus diesem einen
tes ergrübeln, und nur einzelne
. Das ganze Gebäude ist in säch-
t ausgeführt, und gehört wohl
an. Dem Anscheine nach sehen
Theile des runden Chors, vor dem
r zu hinterst des Chors steht ein
genüber ein anderer. (Hier ver-
driß, denn auf den ersten Blick
ganze Länge der Kirche zu sehen,
trachtet.) Im Chore zeigt die
em Dom zu Worms und St.
rscheinlich glich auch die Schloß-
uart. Oben, dicht unter den
ppelsäulen herum. Die Fenster
berwölbt (wie beym Niedermün-
r hier, je zwey und zwey, auf
iertes Kopfgesims hat, und über
en ein Adler sitzt. Die spitzbo-
n Bogen sind in neuerer Zeit,
st herrschte, eingeführt worden,
ch hier früher die langen und
ie wir am Regensburger Nie-
ebäude sind keine eigentlichen
ie breiter niedergehenden Füße
Chore kennen lernten, deuten
lle auf die sächsische Bauart,
im Spitzbogen zu seyn. Was
betrifft, der zwar auch noch
gehört er doch späterer Zeit

an, fällt schon in die Zeit der schönen altdeutschen Bauk
welcher das Gebäude in vielen Theilen verändert und
ward, und es ist in ihm blos die alte schwere sächsische A
geahmt worden, um mehr Uebereinstimmung in das G
bringen, die aber doch nicht bewirkt worden ist, vielmehr
schreyende Gegensätze. Merkwürdig sind an dem abe
Thurme auch die vier Eckerker, die um die eigentliche S
hen, und den alten Wartthürmen gleichend, einen Bew
dem geben, was wir über die Einwirkung der alten Bur
auf die sachsische Bauart, Band IX dieser Jahrbücher, eri
Auch der an der Seite stehende achteckige Thurm mit vie
Fenstern, zu dem Treppen empor führen, ist nicht unmerk

15. St. Wernerus-Kirche in Oberwes
Rhein. Diese nur kleine Kirche gewährt einen malerisc
blick, und macht einen eigenen Eindruck. Sie steht näm
einem sehr beträchtlichen Unterbaue, der auf der rechten
nicht klar ist, indem ihn Bäume und Hallen verdecken,
darunter weg geht ein hohes gewölbtes Thor, in eine St
der Mauer führend, und auf der linken Seite steigt m
hohe Treppe zu ihr empor. Schwerlich ist die Kirche sehr
tend alt, wenn auch immer noch in der letzten Zeit der
altdeutschen Baukunst ausgeführt. Sie zeigt aber etwa
Eigenthümliches, das uns auf Einwirkung italienischer
des sechzehnten Jahrhunderts zu deuten scheint. Das Cho
lich ist mit einer völligen Kuppel außen überwölbt, dur
Ribben getheilt, an welche sich das Dach anschließt. Auf
Kuppel steht das achteckige Thürmchen, das beynahe wie e
terne aussieht, und nur durch die höhere Spitze ausgezeich
Es ist von großer Wichtigkeit, zu erfahren, wie der Bau
diese Kuppel innerhalb behandelte. Die Fenster zeigen den
Bogen.

Lieferung VI. 16. Dom zu Frankfurt am M
Diese dem heiligen Bartholomäus geweihte Kirche ge
nicht den großen Anblick, läßt nicht den tiefen Eindruck
welchen die Prachtkirchen jener Zeit gewähren; denn sie i
arm an Zieraten. Indessen ist Einiges an ihr doch nicht un
würdig, besonders die Aneinanderschachtelung der Gebäud
Schiff der Kirche. Wir erblicken hier nämlich ein beträchtli
hes Schiff, daran eine hohe Abseite, und an diese ist wiede
weit niedrigere Halle angebaut, oder ein zweytes niedriges
tenschiff, wenn man es lieber so nennen will. Am Kreuze
diese Anbaue, und das Chor scheint auch nichts davon zu h
Außerdem ist daran der Wechsel des runden und spitzigen B
auffallend. Man sieht deutlich, daß der Spitzbogen der

schende ist, wie er denn auch der Zeit, in welcher die Kirche gebaut ward, entspricht; aber in der Vorhalle, im Thurme, an der niedrigsten Abseite sieht man runde Bogen. Die Thür am Kreuze, mit einem Spitzbogen eingedeckt, erscheint schön verziert und verdient wohl eine besondere Zeichnung. Der Thurm ist nicht vollendet, und mit einer runden Kuppel eingedeckt. Wie er werden sollte, lehrt uns die saubere Zeichnung, welche Herr Moller in seinen Denkmählern deutscher Baukunst mittheilte. Das Spitzpfeilerwerk, was jetzt an ihm ist, sieht kahl und bedeutungslos aus, da ihm die eigentliche Bekrönung, der Schluß, nach welchem es strebt, fehlt.

17. Eingang in das Münster zu Ulm. Diese Bezeichnung ist unrichtig, indem wir hier eine Seitenansicht des Münsters erhalten, und der in der Mitte des Bildes befindliche Eingang auf den Friedhof des Münsters führt, der ihn entweder ganz umgibt, oder zu seiner Seite liegt. Ungeachtet der großen Verkürzung sieht man doch einen bedeutenden Theil des herrlichen Prachtbaues, in welchem die hohen Seitenschiffe (wir sahen einen Durchschnitt des schlanken Werkes schon oben) doch noch weit von dem hoch strebenden Mittelschiffe überragt werden. Der Umblick im Innern muß höchst ergreifend seyn. Den Hintergrund nimmt der ungeheure Thurm ein, der in seiner Mächtigkeit, in seiner abgestutzten Unvollendung doch auf das zierlichste mit Stabwerk belegt ist. Die Seitenhalle zeigt wieder einen runden Bogen nach außen, da doch allenthalben der Spitzbogen herrscht. Halten wir also den runden Bogen dieser Vorhalle mit dem auf vorigem Blatte zusammen, und vergleichen wir damit die andern ähnlichen, die wir kennen, so scheint es, als wenn die Baumeister zu diesen Vorhallen in der Regel lieber den runden als den spitzigen Bogen gewählt haben; eine Beobachtung, der wir genauere Prüfung wünschen. Die Strebepfeiler sind meist verziert, die beyden, welche zur Seite des Seiteneingangs stehen, reicher. Um das Dachgesims des Seitenschiffs geht der Schmuck neben einander stehender kleiner Spitzbogen. Vor dem Eingangsthor steht ein Springbrunnen, bekrönt durch ein tüchtiges Bild des heiligen Georg. Zur Seite links ist eine Kapelle sichtbar, die, in ihrem runden Bogen in der Einrichtung ihres Glockenhäuschens, in der Gestalt ihres Chores, ein hohes Alter aus der Zeit der sächsischen Bauart zu verrathen scheint. Drey Thurmspitzen treten im Hintergrunde noch hervor. Von dem schönen Blatte erhielten wir leider einen Abdruck, der durch die Wahl eines schlechten in der Mitte brüchigen und schmutzigen Bogens Papier entstellt ist.

18. Rathhaus in Ulm. Das Gebäude hat wenige, aber recht geschmackvolle Verzierungen. Eigenthümlich ist der

achteckige offene Erker (Balkon), der auf einem dicken eckigen Säulenstamm ruht. Am Gebäude sieht man Spuren alter Mahlerey. Vor dem Rathhause steht ein schöner Brunnen. Diese Abbildung machte uns die große Trefflichkeit des Rathhauses zu Breslau wieder noch deutlicher, und wie sehr dieß in seiner Art wohl einzig zu nennende Gebäude eine Abbildung verdient. Bey dieser Zeichnung ist aber saubere, treue und genaue Darstellung des vielen merkwürdigen Bildwerks daran das Hauptsächlichste, aber auch das Schwerste, da bis jetzt alles, was wir von solchen Nachzeichnungen gesehen haben, in dieser Hinsicht noch völlig ungenügend ist. Der Lauf der Jahre wird indessen vielleicht auch dieses Werk zeitigen.

Nur mit dankbarer Anerkennung des tüchtig Geleisteten können wir von dem Herrn Quaglio und seinem Werke scheiden, in der Hoffnung, daß uns bald neue Lieferungen erfreuen, und zu weitern Betrachtungen auffordern werden. Büsching.

Art. IX. Ueber die Geographie der asiatischen Türkey.

Illustration (chiefly geographical) of the history of the expedition of *Cyrus*, from Sardes to *Babylonia*, and the retreat of the tenthousand Greeks from thence to Trebisonde, and Lydia; with an appendix containing an enquiry into the best method of improving the geography of the *Anabasis* etc. explained by three maps, by James *Rennel*, fellow of the Royal Societies of *London* and *Edinburgh*, member of the Royal Institute of *Paris*, and of the Imperial Academy of St. *Petersburgh*, and fellow of the Royal Society of *Göttingen*. *London* printed by W. *Bulmer* and *Co.* Cleveland Row St. James; and sold by G. and W. *Nicol*, booksellers to his Majesty, Pall Mall 1816, in Quarto 347 Seiten.

Journey through *Asia* minor, *Armenia* and *Koordistan*, in the years 1813 and 1814, with remarks on the marches of *Alexander* and the retreat of the ten thousand. By John *Macdonald Kinneir*, Capitain in the service of the Honourable East India Company, Townmajor of Port St. *George*, and Political Agent at the Durbar of His Highness the *Nabob* of the Carnatic. *London* John *Murray*, Albemarlestreet 1818. Oktavo 603 Seiten.

Itinéraire d'une partie peu connue de l'*Asie* mineure, contenant: la description des régions septentrionales de la *Syrie*; celle des côtes méridionales de l'*Asie* mineure et des régions adjacentes encore peu connues; l'examen des causes de l'abaissement du niveau à l'extrémité du bassin oriental de la Méditerranée etc. à *Paris*, chez J. M. *Eberhard*, Imprimeur-libraire rue du Coin St. *Jaques*, Nro. 11; et chez

Antoine-Augustin *Renouard*, Rue St. André des *Arts*. Nro. 55. 1816. Oktavo 437 Seiten.

Mémoires historiques et géographiques sur l'*Arménie*, suivis du texte arménien de l'histoire des Princes *Orpélians*, par Etienne *Orpélian*, archevêque de *Siounie*, et de celui des Géographes attribués à Moyse de *Khoren*, et au Docteur *Vartan*, avec plusieurs autres pièces relatives à l'histoire d'*Arménie*; le tout accompagné d'une traduction françoise et de notes explicatives, par M. J. *Saint Martin*. Tome premier. *Paris* de l'imprimerie Royale 1818, in Oktavo 448 Seiten. Tome second 517 S.

Karamania, or a brief description of the South Coast of *Asia* minor and of the remains of Antiquity with plans and views collected during a survey of that coast under the orders of the Lords Commissioners of the Admiralty in the years 1811 et 1812, by Francis *Beaufort*, F. R. S. Capitain of His Majesty's ship *Frederikssteen*; second edition. *London* printed for R. *Hunter* (successor to Mr. *Johnson*) 72 St. Paul's Church-yard. 1818. Oktavo 309 Seiten.

A voyage up the *Persian* Gulf, and a journey overland fom *India* to *England*, in 1817, containing notices of *Arabia felix*, *Arabia deserta*, *Persia*, *Mesopotamia*, the garden of *Eden*, *Babylon*, *Bagdad*, *Koordistan*, *Armenia*, *Asia minor* etc. by Lieutenant William *Heude*, of the *Madras* Military establishment. *London* printed by *Strahan* and *Spottiswoode*, Printers street; for *Longman*, *Hurst*, *Rees*, *Orme* and *Brown*. Paternoster Row, 1819, in Quarto 252 Seiten.

Wenn wir hier nur ein halbes Duzend englischer und französischer, über Vorderasien seit drey Jahren erschienener Werke als die Quellen einer geographischen Uebersicht der asiatischen Türkey aufführen, so sind wir deshalben nicht gesonnen, uns bey dieser Arbeit auf den Inhalt derselben ausschließlich zu beschränken, sondern wollen das Mangelhafte derselben (nach Maßgabe der jüngst gelieferten geographischen Uebersicht Persiens) aus anderen abend- und morgenländischen Reisewerken ergänzen oder berichtigen. Diese sind zuerst drey der in der persischen Uebersicht angezeigten Reisebeschreibungen (Morier's erste Reise, Dupré und Tancoigne), in so weit dieselben auf dem Hin- oder Herwege von Persien die Länder der asiatischen Türkey durchschritten haben, und in so weit also der Inhalt derselben bey der vorigen persischen Uebersicht nicht benützet worden; dann drey türkische Werke, die einzigen dem Recensenten in dem Laufe vieljähriger bibliographischer Untersuchungen und bibliopolischer Forschungen bekannt gewordenen ertragreichen Quellen türkischer Geographie, nämlich, das zu Konstantinopel gedruckte geographische Werk Hadschi Chalfa's Dschihannuma, d. i.

der Weltenzeiger [1]), die Reisebeschreibung Ewlia Efendi's [2]), und die zu Konstantinopel im Jahre d. H. 1232 (1816) gedruckte Wallfahrtsreise des Derwischen El-hadsch Mohammed Edib, im Jahre 1193 (1779) unternommen [3]).

Indem wir also zu unserer Arbeit gerade noch einmal so viele Quellen, als deren oben mit vollstandigem Titel als die neuesten Erscheinungen im Felde der Geographie der asiatischen Türkey aufgeführt sind, benutzen, erlaubt jedoch der Umfang des osmanischen Reichs in Asien, und der Raum dieser Blätter keineswegs, diese türkische Uebersicht eben so umständlich wie jene persische zu behandeln, und wir haben daher die nothwendige Schranke gesetzt, bey den Auszügen aus den drey morgenländischen Werken uns nur an die von den europäischen Reisenden berührten und beschriebenen Oerter zu halten, ohne den ganzen Reichthum der türkischen Reisebeschreibungen zu Tage zu fördern. Nur hier und da sollen einige Oerter besonderer Merkwürdigkeit, oder der nächsten Lage willen nahmhaft gemacht werden. Die hier nicht zu leistende Vollständigkeit kann nur von einer ordentlichen Geographie des osmanischen Reichs in Asien erwartet werden. Dafür leisten wir aber den europäischen Geographen den wesentlichen Dienst der echten Ländereintheilung nach den Statthalterschaften des osmanischen Reichs, nach welcher allein, als der heute bestehenden Ordnung der Dinge, die Lehrbücher der neuen Erdbeschreibung eingerichtet seyn sollten. Die Echtheit dieser Eintheilung ergibt sich theils aus dem Kanunname oder Reichsgrundgesetzen des osmanischen Reichs, theils aus den Tewdschihat oder Verleihungslisten der Statthalterschaften des Reichs, welche jährlich nach dem Fastenmonde Ramasan zu Konstantinopel kund gemacht werden [4]).

Nach den großen natürlichen Gränzmarken der Gebirge,

---

[1]) Umständlichere Nachricht über das Dschihannuma findet sich bey *Toderini* letteratura Turchesca, in der Literaturgeschichte der Osmanen herausgegeben von Eichhorn, und in der encyclopädischen Uebersicht der Wissenschaften des Orients. [2]) Der Inhalt derselben ist zu Ende des zweyten Theils des Werks über die Staatsverfassung und Staatsverwaltung des osmanischen Reichs angegeben. S. 457—470. [3]) Siehe die Inhaltsanzeige desselben in der Leipziger Literaturzeitung 112. 4. May 1818. [4]) Diese seit einigen Jahren als außerordentliche Beylagen zum österreichischen Beobachter gelieferten Tewdschihat, oder Listen der jährlichen Veränderungen der Statthalterschaften und Staatsämter des osmanischen Reichs, sind jedoch in so weit mit Vorsicht zu gebrauchen, als darin öfters unbesetzte oder unverändert gebliebene Statthalterschaften fehlen, und öfters einzelne Sandschake mitten unter den Ejalets oder Statthalterschaften aufgeführt sind.

Wüsten und Flüsse zerfällt Vorderasien, in so weit es unter osmanischer Herrschaft steht, in drey große Ländergebiete, deren erstes die ganze kleinasiatische Halbinsel mit allen diesseits den Quellen und der Mündung des Euphrats gelegenen Ländern begreift, und also Kleinasien im weitesten Sinne heißen mag; das zweyte die Länder zwischen dem Euphrates und Tigris, und längs demselben bis zu den Quellen hinauf, so daß darunter nicht nur das eigentliche Mesopotamien, sondern auch das nördlich demselben gelegene Armenien darunter begriffen wird; das dritte Syrien und die Halbinsel Arabien [1]). Die hier zu liefernde Uebersicht umfaßt blos die beyden ersten großen Ländergebiete, und beschäftigt sich weder mit Syrien noch mit Arabien; die Beyträge, welche sich zur Beschreibung dieser beyden Länder in zweyen der hier recensirten Werke finden (in Heude über Arabien, und in dem französischen Werke des ungenannten Verfassers, den wir mit C. [2]) bezeichnen wollen, über Syrien), mögen für eine künftige Uebersicht reisebeschreibender Werke über Syrien, Arabien und Aegypten aufbehalten werden, wo dieselben dann eben so ihre Stelle finden werden, wie hier die in der geographischen Uebersicht des persischen Reichs nicht benutzten Stellen der Marschrouten durch die asiatische Türkey.

Die politische Eintheilung dieser großen durch Flüsse, Gebirge und Wüsten von einander getrennten Ländergebiete geschieht nach Landschaften (Ejalet, von Jl Stamm), welche von besonderen Statthaltern Wali regieret werden. Nach der Eintheilung der osmanischen Grundgesetze des Kanunname besteht die asiatische Türkey aus zwanzig Statthalterschaften, die aber nach ihrem Umfange sehr ungleich eingetheilt sind, indem z. B. Aegypten eine einzige Statthalterschaft, Syrien aber deren drey (Haleb, Damaskus, Tripolis) gibt. Die übrigen sechzehn (welche von den Verfassern der sechs vorliegenden Werke durchreiset und beschrieben worden sind: 1) Anatoli, 2) Siwas, 3) Karaman, 4) Trabesun, 4) Meraasch, 6) Jtschil, 7) Tscheldir, 8) Erserum, 9) Karß, 10) Wan, 11) Schehrsor, 12) Moßul, 13) Diarbekr,

---

[1]) Auch die morgenländischen Geographen nennen die erste große Abtheilung Rum im weitesten Sinne, so daß nicht nur Anatoli (Asia Minor), sondern auch Siwas (ein Theil des Pontus) Karaman (Phrygien), Jtschil (Cilicien), Trabesun (Kappadocien) und Meraasch (Melitene) darunter begriffen wird. Armenien nennen sie Ermen Syrien, Mesopotamien Al-dschesiret Scham und Arabien Dschesiretolarab. [2]) Herr Corancé wird als der Verfasser angegeben.

14) Rakka, 15) Bagdad, 16) Baßra [1]). Diese Landschaften sind hier von der Gränze des mittelländischen Meeres an, die persische von Westen gegen Osten fortschreitend, angegeben; in der folgenden Uebersicht aber schreiten wir in umgekehrter Ordnung von Osten gegen Westen vor, so daß wir aus der persischen Statthalterschaft von Chusistan, womit wir die geographische Uebersicht des persischen Reichs beschlossen haben, unmittelbar in die angränzenden Statthalterschaften des osmanischen Reichs, nämlich in die von Baßra und Bagdad übertreten, und dann unsern Weg gegen Westen bis an die große Naturgränze des mittelländischen Meeres verfolgen.

I. Baßra.

Die im Dschihannuma [2]) angegebenen zehn Sandschake dieser Statthalterschaft sind: 1) Baßra, 2) Abu Arna, 3) Rahmanije, 4) Sekije, 5) Koban, 6) Katif, 7) Korna, 8) Manßurije, 9) Ssalehije, 10) Kut; es fehlen aber zehn andere, indem nach dem Kanunname diese Statthalterschaft aus zwanzig Sandschak besteht. — Baßra die Hauptstadt, elend und schmutzig gebaut, gesunder Luft, die Pest abgerechnet, durch welche die Zahl der Einwohner auf 80,000 Seelen herabgesunken ist, meistens Araber, welche dem jeweiligen türkischen Motessellim, d. i. Verwalter der Statthalterschaft, genug zu schaffen geben; kaum gelingt es ihm, mittelst einer Leibwache von beyläufig tausend Mann die öffentliche Ordnung inner den Mauern der Stadt zu handhaben [3]). Die Stadt ward unter dem Chalifate Omar's erbaut, und erhielt den Ehrennamen Kubbetol-islam, d. i. die Kuppel des Islams. Zur höchsten Zeit ihres Flors zählte sie 7000 Moscheen und 8000 Kanäle, welche die fruchtbaren Ebnen längst des vereinten Tigris und Euphrats bewässerten. Eine Strecke von achtzehn Miglien lang, Obolla genannt, zeichnete sich so sehr durch Schönheit der Auen und Pflanzungen aus, daß dieselbe von jeher für eines der vier irdischen Paradiese der Morgenländer galt (die drey andern sind das Thal Guta bey Damask, das Thal Schaabi Bewan in Fars, und die Ebene von Sogd in Transoxana [4]).

[1]) Malte Brun hat diese Statthalterschaften in zwey sehr schätzbaren Tableaus (T. III. p. 93 und 94) nach den neuen und alten Benennungen, sowohl der Distrikte als der Hauptstädte zusammen gestellt, nur Tschildir fehlt. Itschil wird als eine Abtheilung von Cypern, das dazu gehörige Adana als eine besondere Statthalterschaft, und Baßra als eine mit Bagdad angegeben. [2]) *Heude* p. 48. [3]) Dschihannuma S. 456. [4]) Sonderbar genug erwähnt auch nicht ein abendländischer Reisender namentlich weder dieser Zaubergegend noch des Zauberthals von Schaab

Heude, welcher die Reise von Baßra bis Korna zu Wasser und von da bis nach Bagdad zu Pferd zurücklegte, erwähnt auf seinem Wege des Grabs, oder vielmehr der Höhle Mahadi's des zwölften Imams, und des Grabs Ali Ben Hosseins, des Enkels Ali's. Das erste ist nach dem Dschihannuma (S. 466) zu Sarmenrei oder Samara, und das zweyte ist das des Imams Ali En-naki [1]), des zehnten Imams, der hier sammt seinem Sohne Hassan Al-askeri (dem eilften Imame) begraben liegt.

Nehr Antar, d. i. der Fluß Antar's (des berühmten arabischen Ritters und Dichters) [2]), ist der gewöhnliche Sitz des Scheichs der Muntefik, eines der mächtigsten arabischen Stämme der Araber, welcher eben damals dem Pascha von Bagdad zu Hilfe eilte. Herr Heude erzählt sehr ausführlich die Veranlassung und den Ausbruch dieser politischen Unruhen, die sich mit dem Wechsel des Paschas von Bagdad und der Einsetzung eines neuen endigten. Die frühere Geschichte dieses Paschalik liefert er aus Niebuhr [3]).

Manßurije, eine nicht unbeträchtliche Stadt mit einer der von Korna untergeordneten Mauth [4]).

Abada (Abadan) [5]), ein Dorf am westlichen Ufer des Schatt [6]).

Korna, der Vereinigungspunkt des Tigris und Euphrats, ein festes Schloß, gerade gegenüber von Rahmanije [7]).

Kut, einer der Sitze der Muntefik, wo Heude einige Tage bey dem Scheiche derselben zubrachte [8]).

Schatra, eine nicht unbeträchtliche Stadt, sechzig englische

Bewan, wiewohl die erste unmittelbar am Flusse ober Baßra, und das zweyte am Fuße des Kalai Sefid liegt. Dieses besuchten die englischen Reisenden, Macdonald Kinneir, Monteith und der Honourable M. Gordon; jene Gegend weckte in Heude wenigstens paradiesische Erinnerungen, in dem eine der drey Kupferplatten seines Werks Korna in the garden of Eden betitelt ist.

[1]) Ali-En-naki, der zehnte Imam, ist nicht zu verwechseln mit Mohammed Et-taki dem zehnten, auch Price in seiner mohamedanischen Geschichte I. S. 375, nennt irrig beyde gleich Tukky. [2]) Der Araber in Jemen, Mißr und Dschesire, hat das Andenken dieses Volkshelden durch Ortsbenennungen geehrt, wie hier der Fluß Antars, findet sich in Arabien und in Aegypten der Stall Antars (Ißtabl Anter). [3]) Die Description du Pachalik de *Bagdad*, *Paris* 1809, scheint Hr. Heude nicht zu kennen. [4]) Heude, p. 58. [5]) Dschihannuma, S. 454. [6]) Heude, p. 59. [7]) Dschihannuma, S. 455. [8]) Heude, p. 66.

Meilen von Kut an der Gränze des, ober der Vereinigung des Tigris und Euphrats bebauten Landes [1]); von hier aus beginnt die Wüste, und es wird die Statthalterschaft von Baßra nördlich hin vom Flusse Hai (Hye River) begränzt, welcher quer vom Tigris zum Euphrat läuft, und also ein von allen drey Seiten flußbegränztes Dreyeck abschneidet, welches noch zur Statthalterschaft von Baßra gehört.

II. Bagdad.

Dasselbe gränzt östlich an Chusistan und Kurdistan, die persischen Provinzen, westlich an die Statthalterschaft Rakka und an die syrische Wüste, nördlich an die Statthalterschaft von Moßul und Schehrsor, südlich an die von Baßra, von welcher dieselbe durch den Kanal Hai getrennt wird. Die größte Länge von Abadan bis Tekrit beträgt 125 Farsangen, die größte Breite von Holwan bis an die Wüste 80 Farsangen, der Flächeninhalt 10000 Farsangen, nach der schon unter dem Chalifen Omar vorgenommenen Messung. Derselbe besteuerte den Dscherib Landes (die Farsange hat 40000 Dscherib, der Dscherib 60 Ellen) mit 4 Drahmen vom Weitzenacker, 2 Drahmen vom Gerstenacker, 8 Drahmen vom Palmenhain (40 Dattelbäume auf ein Dscherib gerechnet), und 6 Drahmen von Fruchtgärten; die Kopfsteuer in drey Klassen zu 88, 24 und 12 Drahmen, die höchste, mittlere, niederste Klasse; die Zahl der Einwohner betrug eine halbe Million [2]).

---

[1]) Heude, p. 74. [2]) Die meisten Araber, deren vorzüglichste Stämme das Dschihannuma S. 458. nennt: Ali Jahja, Beni Haser, B. Muenis, B. Sewamil, B. Mahawire, B. Arnaat, B. Nureddin, B. Rebiat, B. Kuß, B. Messud, B. Hamdan, B. Abu Arif, B. Okail, B. Hekim, B. Senirat, B. Resid, B. Lewatis, B. Al Hawije, B. Medschir, B. Hasnin, B. Debab, B. Amire, B. Bedr. Der persische Erdbeschreiber verweiset in Betreff der ausführlichen Namenliste auf sein Werk Dschewlan ol-fikr, d. i. Tummelplatz der Gedanken dessen Auffindung sehr wünschenswerth wäre. Kinneir (in seinem Memoir S. 309) nennt die Stämme Montefidge (die er aber in seiner Reise S. 498, selbst wieder Montefik schreibt). B. Chuld, B. Law, B. Haschem; B. Chosail, B. Biadsch, B. Dscheschm, B. Abu Hamid, B. Rebia, B. Schemer, B. Dufoy (?) B. Asa, B. Al-biat, B. Segarit, B. Aslam, B. Delem, B. Saba, B. Dscherbai, B. Obbeide, B. Tai; die letzten sind die berühmtesten in der arabischen Geschichte, weil Hatem, der freygebigste aller Araber, aus ihnen entsprossen war; heute sind die Muntefik die mächtigsten, nach ihnen die B. Lam, Kaab und Obeide. Otter (II. 189) nennt

Sultan Murad IV. theilte das Land nach der Eroberung Bagdads in achtzehn Sandschake ein, nämlich: 1) Bagdad, 2) Dschewaser, 3) Wassith, 4) Semawat, 5) Rumahije, 6) Hille, 7) Aana, 8) Tekrit, 9) Sengabad, 10) Derteng, 11) Derne, 12) Dschengume, 13) Dihbala, 14) Kilan, 15) Kerend, 16) Karatagh, 17) Demir Kapu, 18) Karatia; im Dschihannuma sind noch die Sandschaken Bejat und Käßr Schirin genannt, und manchmal wird (aber unrichtig) auch die kurdische Festung Amadia sammt dem Distrikte Sachu dazu gerechnet, welche aber beyde ober Moßul liegen, und zu dieser Statthalterschaft gehören.

Von den oben genannten 18 Sandschaken liegen die ersten acht zwischen dem Tigris und Euphrat, und also im eigentlichen Mesopotamien, wovon das Paschalik von Bagdad die untere Hälfte ausmacht, die andern zehn aber auf dem östlichen Ufer des Tigris zwischen demselben und zwischen den persischen Landschaften Loristan und Curdistan.

Gebirge. Diese Statthalterschaft wird in verschiedenen Richtungen von einer einzigen Kette niederer Hügel, welche den Namen Dschebeli Hamr oder Hamrun, d. i. der rothe Berg oder das rothe Gebirg, tragen, und deren Richtung das Dschihannuma sehr genau angibt. Sie kommen von Arabien, werden bey Dschemassa vom Euphrat durchschnitten, laufen durch die Wüste der Dschesirei B. Omer (welche zwischen den Statthalterschaften Bagdad und Moßul liegt), auf den Tigris bey Altbagdad zu, laufen auf dem anderen Ufer gegen den Diala, von dem sie bey Kisil Robath durchschnitten werden, wie weiter unten vom Flusse bey Dissul (dem Eulaus), und laufen dann gegen den persischen Meerbusen aus. Man findet in denselben Nafta und schwarze Mumia [1]).

---

nebst dem Muntefik, Kaab und Lam, noch die B. Malek, B. Mudan, B. Chuld. Die Beschreibung des Pachalik *de Bagdad* (S. 113) nennt die B. Nedschd, B. Dschohaim, B. Gesis, B. Saide, B. Schamar, B. Chozail, B. Dieschib, B. Sefir, B. Humeid, B. Behredsch, B. Selam, B. Delem, B. Begarra, B. Adwan u. s. w., so daß in diesen drey verschiedenen Listen kaum drey Stämme in ihren Namen als dieselben erscheinen.

[1]) Dschihannuma S. 469, auf Rennels Karten des Rückzugs der Zehntausend ist die Richtung dieser Kette nach obiger Angabe gezeichnet, auf Kinneir's Karte fehlt dieselbe ganz, es müßte nur der Berg Kerrin gemeint seyn, den er an das westliche Ufer des Tigris bey Tekrit setzt, ohne denselben aber (wie bey Niebuhr Tab. XLV.) auf der anderen Seite des Flusses wieder fortlaufen zu lassen.

Flüsse. Der von den kurdischen Gebirgen auf dem östlichen Ufer des Tigris in denselben fallenden Flüsse, als des Karun (Eula'us oder Choaspes), Karaßu oder Kerah (Gyndes), Diala (Delos), ist bereits in der Uebersicht der Geographie Persiens gedacht worden, der westlich vom Euphrat abgeleiteten Kanäle soll hernach erwähnt, und hier zuerst blos von den vorzüglichsten der Binnenflüsse gehandelt werden, welche als Kanäle den Tigris mit dem Euphrat vereinen. Diese sind: der Hajfluß (Hye River), bey Niebuhr, Schattol Hamra, von Kut al-Hamra nach Schaghschagh laufend, macht zwischen dem Tigris und Euphrat die Gränze der Statthalterschaften Bagdad und Baßra [1]).

Nehr Melek oder Nehr Malk, d. i. der Königsfluß [2]) der ehemals von Seleucia nach dem Euphrat lief, und von dem Mannert zweifelt, ob heute noch eine Spur vorhanden sey [3]), ist laut dem von Rennel angeführten Zeugnisse des englischen Botschafters Sir Harford Jones und Andern, noch heute nach seinem Rinnsal deutlich erkennbar [4]).

Nehr Issa, d. i. der Jesusfluß, trennt sich vom Euphrates zu Feludscha (das Cunaxa Xenophons) und vereint sich mit dem Tigris zu Akarkuf unter Altbagdad, [5]) nach der Karte Kinneir's aber von Hit nach Deli Abbas am Tigris. Den Namen hat derselbe laut Ewlia vom Sultan Issa Ibn, Ali Ibn, Abdullah Abbas [6]). M. Kinneir verwirrt augenscheinlich den nördlichen Kanal Nehr Isshaki mit dem südlichen Nehr Issa, indem er jenen Issa nennt, und diesen ganz ausläßt.

---

[1]) Heude 81 und Kinneir 501, nach diesem behält der Kanal den Namen Hai bis er sich in zwey Arme trennt, deren einer Amu, der andere Aham Dschehirat (?) heißt, die sich dann im Distrikte Ghoroff (?) vereinen, und den Namen Sabil führen. dann sich aber wieder in mehrere Kanäle vertheilen, deren umbüschte Ufer von Löwen bewohnt sind. Am Ufer des Amu sah Dr. Colquhoon die Ruinen einer großen Stadt, die er für die von Wassit hielt. [2]) Rennel, p. 78. 80. 102. [3]) Mannerts Geographie, V. B. S. 345. [4]) Rennel, S. 78. [5]) Rennel, S. 78. 80. [6]) Ewlia Reisebeschreibung, IV. B. unter dem Titel:

نهر شطدن دجله يه مخلوط اولان انهارلري بيان ايدر

d. i Erklärung der Flüsse, die sich vom Euphrat in dem Tigris mischen.

Hiemit stimmt Rennels Angabe überein, der den Nehr Issa vom Euphrat nach dem Tiger gehen läßt, während nach Kinneir der Hai vom Tigris nach dem Euphrat geht; nach Heude scheint das Gegentheil aus den Worten at the juncton of the *Hye* with the *Tigris*.

Nach diesen das Binnenland vom Tigris zum Euphrat durschschneidenden Kanälen, folgen die vom Tigris abgeleiteten und in denselben wieder zurückgeleiteten, welche Katul oder Kutail oder auch Didscheil, d. i. der kleine Tigris, genennt werden; dieselben brechen bey Sermenrai (Samara) vom Tigris aus, und bewässern den gleichnamigen Distrikt, worauf sie wieder in den Tigris zurückkehren. Der wahre Lauf und die Richtung dieser Kanäle, so wie die der folgenden neun, von keinem europäischen Reisenden erwähnten, bleibt künftigen zu bestimmen übrig.

1) Der obere Kanal Fokani, auch Nehr Merre, der in den Deir fällt. 2) Der Deir bewässert die Umgegend des Grabmals von Abu Hanife; der Abstand zwischen dem Nehr Merre und Nehr Deir beträgt drey Meilen. 3) Der Nehr Schabak verliert sich eine Tagreise unter dem Nehr Deir im Sande. 4) Der Moakall trennt sich in der Nähe des Schabak vom Schatt, bewässert die Gegend von Baßra und vereinigt sich bey Mina mit dem 5) Nehr Obolla, welche vereinigt unter Baßra Nehr Ssafar heißen; der vom Obolla bewässerte Distrikt ist das Eden Mesopotamiens. 6) Nehr Jehud trennt sich 5 Farsangen unterhalb des Obolla vom Schatt. 7) Nehr Abul-Chatis; der Abstand zwischen diesem und dem vorigen beträgt 2 Farsangen. 8) Nehr Emir, vom vorhergehenden nur eine Farsange entfernt. 9) Nehr Mendil [1]).

Noch sind die auf dem westlichen Ufer des Euphrats abgeleiteten zwey Kanäle zu erwähnen, welche schon bey den Alten vorkommen und noch heute bestehen. Der eine der *Μααρσαρης*, der andre der *Παλλακοπας*, oder wie dieselben richtiger geschrieben werden, der *Νααρσαρης* und *Παλλακοτας*. Der erste läuft

[1]) Künftigen Reisenden bleiben die Widersprüche der Karten Rennel's und Kinneirs zu berichtigen, und zu bestimmen: ob alle Kanäle vom Tigris in den Euphrat fließen, oder ob der Nehr Issa wirklich vom Euphrat in den Tigris fließe, und von wo? ob von Hit (wie die Karte Kinneirs anzeigt)? ob von Antar (wie es auf der Karte Rennels angegeben ist)? Weiters ob der Hut, der nach Kinneirs journey (S. 502) zwischen Kut und Korna in den Schatt einfließt, derselbe mit dem Mendel, und mit welchem Flusse Chusistans derselbe in Verbindung sey, wenn ja eine solche Verbindung Statt haben sollte, oder ob derselbe vielleicht ein bloßer Arm des Kerek oder Gyndes sey: endlich der Lauf und die Richtung der von Ewlia angegebenen neun Flüsse oder Kanäle, deren die meisten das Land um Baßra bewässern sollen, und deren auch nicht einer auf der Niebuhrschen Karte (Tab. XL.) angegeben ist.

(S. Niebuhrs Tafel XL.) parallel mit dem Euphrat von Helle, wo er ausströmt, auf die Meeresbucht Korei Abdullah zu. M. Kinneir ist (mit Vincent) in den Irrthum gefallen, denselben mit dem Pallacotas zu verwechseln, und was er in seinem Memoir von diesem sagt, ist von jenem zu verstehen. Mannert gibt die Richtung derselben so deutlich an, daß kein Zweifel übrig bleiben kann, der vor beyläufig zwanzig Jahren auf Kosten des Nabobs von Aud gereinigte Kanal, der gerade von dem Euphrat auf den See Bahr Nedschef zu läuft, sey zwar der *Παλλακοττας*, der trockene Rinnsal aber, welcher bis an die Meeresbucht Korei Abdollah verfolgt werden kann, der *Naαρσαρης* [2]).

Oerter: Um dieselben natürlich zusammen zu ordnen, beginnen wir mit dem unmittelbar an die Statthalterschaft Baßra gränzenden zwischen den beyden Flüssen liegenden Sandschake (Dschiwaser und Wassit), durchgehen dann die auf dem westlichen Ufer des Euphrats unerhalb Bagdad gelegenen (Semawat, Rumahije, Helle), hierauf Bagdad, den Mittelpunkt der ganzen Statthalterschaft, sammt ihren Umgebungen; dann die westlich derselben gelegenen (Aana und Tekrit), und endlich die zehn östlich zwischen dem Tigris und dem persischen Gebirge gelegenen. Die meisten dieser Oerter, sind wie von unseren Reisenden, schon von vorhergehenden beschrieben worden, und Kinneir, Heude, Dupré sind meistens in die Fußstapfen von Tavernier, Thevenot, Pococke, Niebuhr, Otter, Ives, Olivier, Sestini und des Verfassers der Beschreibung des Pachalik *de Bagdad* getreten, so daß es vorzüglicher

---

[1]) Das Wort Ναασαρης findet sich noch heute eben so rein im Arabischen als das Ναρμαλαχης, das erste als نهرسارية Nehr sarijet, das zweyte Nehr melik نهرملك (S. Dschihanuma S. 461) Παλλακόττας steht bey Appian, nach Mannerts (V. II. S. 347.) Vermuthung, als Schreibfehler, aber umgekehrt ist jene Schreibweise gefehlt und die mit zwey ττ statt π die wahre; Katul in der قاطول einfachen Zahl und Kutali in der vielfachen (statt Kawatil) ist bey Ewlia der Namen dieses vom Euphrat gegen Meschhed geleiteten Flusses, so daß Κοττας gerade so viel als das englische Cutt, einen Dammeinschnitt oder Kanal bedeutet; auch finden sich noch heute zwey Kut, das eine am Euphrat ober Korna, das andere am Tigris, beym Ausbruche des Haikanales, jenes Kut ol Moamer, dieses Kut-ol-hamre genannt; also Ναασαρης und nicht Μαασαρης, Παλλακοττας und nicht Παλλακοπας ist die richtige Leseart.

seyn wird, hier mit Hinweisung auf die bekannten Quellen occidentalischer Reisenden, aus den unbekannten des Dschihanuma und Ewlia zu schöpfen.

Semawat [1]) im Wadios-soma, d. i. im himmlischen Thale, die schönste Ebne, der Sitz der Beni Kelb [2]).

Wassit, ehemals eine der sieben großen Städte Iraks; dieselben waren Medain, Holwan, Nehrwan, Kadessia, Rumie, Hira, Babel und Wassit, und alle sieben liegen heute in Ruinen; die dieser vom tyranischen Statthalter Hedschadsch erbauten in gleicher Entfernung bey 50 Farsangen von Bagdad, Kufa und Ahwas, d. i. im Mittelpunkte seiner Statthalterschaft gelegenen Stadt [3]) sind heute an dem Arme Amu des Haikanals zu sehen [4]); die großen mit Sümpfen durchzogenen Ebenen des zwischen den beyden Flüssen reich bewässerten Landes heißen Bataih Wassit, so wie die um Kufa Bataih Kufa, in den ersten wohnen Chaldäer, die Bekenner des Propheten Seth, und Sabier oder Joanneschristen, welche ungeachtet des bekannten Unterschieds, den man heute zwischen Sabiern und Sabaern macht, dennoch von diesen herzuleiten seyn dürften, weil der Morgenländer zwischen beyden keinen Unterschied annimmt [5]).

Dscherdscheria auf der Westseite des Tigris zwischen Wassith und Bagdad [6]). Fummoß-ßulh, d. i. Friedensmund, berühmt durch die prächtigste der unter den Abbassiden gefeyerten Hochzeiten, nämlich durch die Mamuns mit der Tochter seines Vesirs Hassan Ben Sehl [7]). Dschiwaser, nicht weit vom Einfluß des Tigris in den Euphrat, auf der Seite des Tigris. Rumahije von einigen Reisenden Rehmanije der Sitz eines Sandschakes, nicht zu verwechseln mit Rumie, der bey Medain erbauten alten Stadt.

Helle, längst bekannt durch die in der Nähe gelegenen Ruinen Babylons, dessen Lage jüngst einsichtsvolle Reisende durch Ansicht an Ort und Stelle untersuchet, und Geographen und Alterthumsforscher durch gelehrte Untersuchungen genau auszumitteln sich bemühet haben, ohne daß wir hievon das endliche Resultat darzustellen im Stande sind, da uns wohl die Memoirs der Herren Rich und Rennel, aber noch nicht die von Locket und Maurice zu Gesicht gekommen sind [8]). Südlich von Helle

---

[1]) Bey Niebuhr Semawa; Otter II. 502. Semavat. Description *de Bagdad* p. 69. [2]) Dschihannuma 465. [3]) Ebendasselbe 463. [4]) Kinneir's journey p. 501. [5]) Dschihanuma S. 465. [6]) Dschihannuma 463. [7]) Ebendasselbe. [8]) Rich und Locket haben aus Selbstansicht, Rennel und

sind die Ruinen von Kufa und Meschhedi Ali die Grabstätte Alis, und nördlich das berühmte Schlachtfeld von Kerbela zugleich die Grabstätte Husseins Meschhedi Hussein; zwischen beyden der zu den Ruinen von Babylon gehörige Thurm Nimrods, wohin die Sage den Brunnen verlegt, in welchem Harut und Marut, die wegen Anahid gefallenen Engel, bis zum jüngsten Gerichte an den Füßen aufgehangen sind, und die Menschen Zauberey lehren. Zwischen demselben und Kufa ist das Grab Ezechiels; dasselbe verdient die Aufmerksamkeit literarischer Reisender durch eine schöne von den Königen der Familie Sefi hier angelegte Bibliothek. Alles dieses findet sich schon auf Niebuhrs Karte; aber von künftigen Reisenden sind noch aufzusuchen die Ruinen oder die Stätte der Ruinen der alten Städte Hira, des Pallastes Chawernak [1]), jene der Residenz der christlichen arabischen Könige aus der Familie Munser, eine Farsange von Kufa, dieser berühmt durch den Undank, womit der König den Baumeister Senamar nach Vollendung des Kunstwerks vom Giebel desselben herunter stürzen ließ. Woher denn die Geschichte Chawernaks im ganzen Morgenlande viel besungen, auch bis nach Deutschland als Schabernak vorgedrungen ist [2]).

Zwischen Semawat und Rumahije liegt Lemlem, berühmt als Schlachtfeld in den ersten Zeiten des Islams, daher die vielen Gräber islamitischer Helden um dasselbe [3]).

Diwanije gegenüber von Rumahije, auf der anderen (östlichen) Seite des Tigris, heißt eigentlich Dewani, von dem Erbauer, dem Chalifen Manßur Ed-dewaniki, d. i. der Pfenigknicker [4]). Als Wallfahrtsörter sind auf dieser Seite des Tigris zwischen Korna und Helle noch besuchenswerth: das Grab des Esdras auf dem rechten Ufer des Tigris [5]) und die Stätte Chisers [6]), des Hüters des Quelles der Jugend, die

---

Maurice aus ihrem Kabinett gesprochen; Heude, der wohl an Ort und Stelle gewesen, aber Nichts gesehen, erlaubt sich, wie nicht anders als ehrlich, gar kein Urtheil.

[1]) Dschihannuma S. 464. [2]) Vaters Sprachstrahlen. [3]) Lemlem ist bey Ives Lembloon, in der Description *de Bagdad* Nemnoum geschrieben; wenn dieß zu unseren Tagen und durch die Presse geschieht, so darf wohl Niemanden der Fehler der Abschreiber, die Nαϰο in Mαϰο und ein τ τ in π verwandelten, Wunder nehmen. [4]) Dschihannuma S. 464. Siehe Ives, Niebuhr, Otter, Description *de Bagdad* II. 60, wo dasselbe als eines mit Hafka aufgeführt, von Sestini aber (Viaggio di ritorno p. 29) mit Recht deutlich unterschieden wird. [5]) Sestini 216. Ives. [6]) Otter II. 206, Sestini V. di ritorno 31.

im Koran den Moses belehrend aufgeführt wird. Der anderen Wallfahrtsörter, nämlich der Grabstätte des zehnten und eilften Imams, und der Höhle des zwölften zu Sermenrai, ist schon oben erwähnt worden. Zu Kufa zeigt man die Stelle, wo die Sündflut aus einem Feuerherde hervorbrach, und das Grab Adams. Der See von Nedschef soll (wie der von Sawa) in der Geburtsnacht des Propheten ausgetrocknet [1]), und der Sumpf von Bataih (auch Hai genannt) während der ersten großen Schlacht zwischen den Arabern und Persern (vielleicht durch Einbruch von Dämmen?) entstanden seyn [2]). So ist ganz Mesopotamien ein heiliges Land der islamitischen Sage, in welchem der Pilger die Stätten der ältesten Propheten (Adam, Noe, Ezechiel, Esdras) und der größten Imame des Islams (Ali, Hussein, Askeri, Naki, Mehdi), die Ruinen der berühmtesten Städte (Babylon und Thermodon, später Hira und Kufa), und der herrlichsten Palläste Sedir und Chawrnak, Dewani und Agarkuf [3]) (erbaut von Monser, Naaman, Manßur und Keikawus), die Schädelstätten der Martyrer von Lemlem [4]) und Dschemdscheme mesari [5]), von Kerbela und Kadesie mit Ehrfurcht und Bewunderung aufsucht.

Nicht minder drängen sich die Gegenstände religiöser Wallfahrt und historisch merkwürdiger Stätten in der Stadt Bagdad und um dieselbe zusammen. Der Plan und die Beschreibung dieser Stadt findet sich bey Niebuhr [6]), und nach ihm bey Olivier [7]), früher bey Ives [8]), Otter [9]), Tavernier [10]), Sestini [11]) und in der Description du Pachalik [12]), bey Heude [13]) aber von allem dem kein Wort, sondern blos die ältere Geschichte des Paschalik von Niebuhr, und die der neuesten Unruhen und Veränderung des Pascha im Jahre 1814, wovon er Augenzeuge gewesen. Den Auszug derselben, oder die älteren Beschreibungen hier zu liefern, liegt beydes außer dem Gesichtskreise dieser Anzeige, und wir beschränken uns auf einige Bemerkungen und Ergänzung der Merkwürdigkeitenliste aus dem Dschihannuma. Niebuhrs Plan (Pl. XLIV) liefert blos den auf der Ostseite gelegenen Theil der Stadt; nach Kinneir aber [14]) befindet sich der größere Theil der Stadt auf dem östli-

---

[1]) Niebuhr II. p. 289. [2]) Dschihannuma S. 466. [3]) Otter II. p. 213, Dschihannuma 461. [4]) *Sestini* V. di ritorno 24. [5]) Dschihannuma S. 416. [6]) Niebuhr II. 239. [7]) Olivier IV. p. 308. [8]) Ives II. 3 Cap. [9]) Otter II. 220. [10]) Tavernier. [11]) *Sestini* Viaggio a *Bassra* p. 191, di ritorno p. 31. [12]) p. 3 il medesimo. [13]) Heude p. 138. [14]) Geographical memoir p. 252.

chen Ufer, und der Umfang der Mauern, welche beyde Ufer des Flusses einschließen, ist fünf Stunden, sechs Thore, drey an jeder Seite des Wassers, siebzehn große Thürme, hundert kleine auf der Ostseite und dreyzehn auf der Westseite; das Talismanthor, wodurch S. Murad erobernd einzog; das Grabmal der Frau Sobeide, der Gemahlin Harun Raschids, und die Akademie Mostanßerije (heute in die Hauptmauth verwandelt), sind nebst dem Grabmale des Scheich Abdol-Kadir Gilani die merkwürdigsten Gebäude; vom Pallaste der Chalifen ist keine Spur übrig. Drey englische Meilen nördlich von Bagdad ist die Vorstadt Kasimein; die zwey Kasim, d. i. Zornbezwingenden, nämlich der siebente Imam Mussa Alkasim (nicht Kadem wie bey Niebuhr und Olivier), und sein Enkel Mohammed (der neunte Imam) sind hier begraben; gegenüber der Stadt ist die Grabstätte Imam Abuhanife's, dessen Lehren die Osmanen folgen.

Außer den genannten Imamen ruhen noch zu Bagdad der Imame Hanbali (wie Abu Hanife einer der Stifter der vier orthodoxen Sekten [1]). Der Scheich Dschoneid von Bagdad, der Scheich Schobli und Hossein Manßur der Wollenkrämpler, alle als Lehrer der Sofis berühmt. Einige der Abbassidischen Chalifen (von denen aber auch nicht einer in der Stadt selbst gestorben seyn soll) sind in der nordwestlichen Vorstadt (Rußafa), dort wo der Imam Abu Hanife ruht, begraben. Der Imam Ebi Jussuf (aus den Geschichten Harun Raschids bekannt) ist auf der Westseite des Tigris, gegenüber dem Grabmale Mussa Kasim's, begraben. Die Grabmäler so vieler frommer und heiliger Männer haben der Stadt den Beynamen Burdschol-ewlia, d. i. Bollwerk der Heiligen, verdient, sie heißt aber auch Darol-chilafet, d. i. das Haus des Chalifenthums, und Daros-selam, d. i. das Haus des Heiles, als die östliche Gränzfestung des osmanischen Reichs, im Gegensatz mit der westlichsten, nämlich Belgrad, welches Darol-dschihad, d. i. das Haus des heiligen Kriegs, heißt [2]). Bagdad wird von seinen Umgebungen mit den trefflichsten Lebensmitteln versehen, als mit Datteln von Baßra, mit Zuckerrohr aus den Sümpfen (Bataih) von Kufa, mit Reis aus denen von Wassith, mit Granatäpfeln von Schehr-

[1]) Siehe Mouradja d'*Ohsson's* tableau de l'empire Ottoman.

[2]) Mit ähnlichen Ehrennamen heißt auch Schiras Darol Ilm, d. i. das Haus der Wissenschaft, Darol-muminin, d. i. das Haus der Gläubigen, die Stadt Kum Darol ewlia, d. i. das Haus der Heiligen u. s. w.

ban, mit den herrlichsten Orangen und Limonien aus den um die Stadt liegenden Gärten. Auf der westlichen Seite des Tigris ist das feste Schloß Kuschlar Kalaassi, und der Kanal des Tigris, Dudscheil genannt, welchen Murtesapascha reinigte, der aber seitdem wieder größtentheils verschwemmt ist [1]).

Südlich von Bagdad sind auf der östlichen Seite des Flusses die berühmten Ruinen des Tak-Kesra, d. i. des Pallastes der Chosroen, nach Einigen von Chosroes Nuschirwan, dem Gerechtesten, nach anderen von Chosroes Parwis, dem Prächtigsten der Chosroen, erbaut. Die Zeichnung davon findet sich sowohl bey Ives [2]) als Sestini [3]); aber ganz neu ist die von Heude [4]) gemachte Entdeckung eines sieben Schuh langen Blockes von schwarzem Marmor, welche den Rumpf, einer kolossalen Statue mit über die Brust kreuzweis zusammen gelegten Händen vorstellt. In der Entfernung einer Drittel englischen Meile vom Taki Kesra ist das Grabmal Selman's (nicht Suleiman's, wie bey Heude und anderen) des Persers, des Bartscherers des Propheten, nach welchem auch einer der berühmtesten lyrischen Dichter der Perser, ein Nebenbuhler von Hafis, geheißen wird. Der Rinnsal des Nahar Melek (Νααρμαλαχης) ist die Gränzlinie des Weihbildes von Bagdad gegen Süden; an demselben liegen: Sarsar, das untere, mit dem gleichnamigen oberen am Issakanale nicht zu verwechseln; es liegt auf der rechten Seite des Wegs, den die Pilgerkaravane von Bagdad auszieht, drey Farsangen von Bagdad und zwey von Nehr Melek entfernt. So heißt nicht nur der alte Kanal, sondern auch das sonst Sakara genannte Dorf, bey dem das Dschihannuma Ruinen angibt [5]); der Ruinen von Akarkuf ist schon oben im Vorbeygehen gedacht worden [6]), die Einwohner von Bagdad heißen dieselben heute den Thurm Nimrod's, die ältere Sage schreibt die Erbauung dieser Steinmasse, welche Olivier für eine Sternwarte hält, dem alten persischen Könige Keikawus zu; des in der Nähe gelegenen Dorfes Kuthi erwähnt von allen Reisenden der einzige Otter [7]), und dieser vielleicht nicht aus Selbstansicht, sondern nach dem Dschihannuma, welches diesen Ort als den wo Abraham geboren ward und

[1]) Dschihannuma S. 460 und Ewlia's (der bey Murtesapascha im Dienste stand) Reisebeschreibung. [2]) Ives II. 3 Kap. [3]) Viaggio a *Bassra* p. 207. [4]) Heude p. 110. [5]) Dschihannuma S. 461. [6]) S. Olivier IV. p. 397. [7]) Otter II. Kinneir p. 211.

Nimrod zu Grunde ging, auszeichnet [1]). Deßhalb verdient derselbe auch die Nachfrage künftiger Reisenden.

Kaussan, zwey Farsangen von Bagdad, eine kleine Stadt [2]). Mohawil, zwey Farsangen von Bagdad, westlich von Bagdad am Ufer des Issakanales, wo sich noch Ruinen eines vom Chalifen Moteaßem erbauten Lustpallastes finden sollen [3]). Deir Aakul in der Nähe von Bagdad, zehn Farsangen von Medain oder Tak Kesra [4]). Sabat in der Nähe dieser Ruinen, in deren Nähe auch die der von Nuschirwan nach dem Muster von Antiochia erbauten Stadt Rumije zu sehen sind [5]); die äußerste Gränze des Weihbildes von Bagdad gegen Norden ist Alt-Bagdad oder Karcha, gerade gegenüber von Tekrit, dem Hauptorte des gleichnamigen weiter unten vorkommenden Sandschaks [6]). Unter Alt-Bagdad sind auf beyden Seiten des Flusses die beyden Oerter Aaschik und Maaschuk, d. i. die Liebende und Geliebte, wo die Sage eine der Geschichte Hero's und Leanders ähnliche erzählt. So verpflanzten die Bewohner des Mittellandes zwischen dem mittelländischen Meere und Persien die griechische Sage Hero's und Leanders von den Ufern des Hellesponts an die des Tigris, und die persische Sage Schirin's und Ferhad's von dem Felsen Bissutun's nach dem Schloßberge von Amassia. Unter Aaschik und Maaschuk sind die Ruinen von Samara oder Sermen Rai vom Chalifen Moteaßem auf dem östlichen Ufer des Tigris für seine Mameluken erbaut. Der Chalife Wasik fügte die Stadt Harunije, und der Chalife Motewekel die Stadt Dschaaferije hinzu, so daß der ganze Umfang sieben Farsangen betrug [7]). Man zeigt hier den Brunnen, aus dem Mehdi, der zwölfte Imam, vor dem jüngsten Gerichte wieder erscheinen soll; auch ruhen hier der zehnte und eilfte Imam Hassan Al-Askeri und Ali en-Naki; so daß von den zwölf Imamen acht oder neun in und um Bagdad ruhen, einer zu Meschhed in Chorassan, die zwey oder drey anderen aber zu Medina begraben liegen [8]).

Die Oerter der Statthalterschaft Bagdad, welche auf dem östlichen Ufer desselben zwischen dem Flusse und dem persischen

---

[1]) Dschihannuma S. 461. [2]) Ebend. [3]) Ebenda. [4]) Ebend. 462. [5]) Ebend. [6]) Ebend. S. 466. [7]) Ebend. [8]) Nach Ives II. 15, in der deutschen Uebersetzung ist der vierte Imam Seinol Abidin, zu Ali Ibn Hossein unter Korna begraben, nach Niebuhr II. S. sind der vierte, fünfte und sechste zu Medina begraben, damit stimmt auch die Angabe von Price uberein, in dem Chronological retrospect or memoirs of the principal events of Mohammedan History. *London* 1811. I. p. 372.

Gebirge liegen, lassen sich am besten nach den verschiedenen Strassen ordnen, welche von Bagdad aus nördlich, nordöstlich und östlich führen, und welche von der Mehrzahl der hier recensirten Reisebeschreiber betreten worden sind. Auf der nördlichen Straße von Bagdad nach Arbil (Arbela).

Deli Abbas Kupri, d. i. die Brücke des närrischen Abbas, von zwey Bogen 34° 10′ N. Br [1]). Sieben Stunden weiter eine Brücke von sechs Bogen über den Fluß Schatol-Narin [2]), über dessen Quelle, Lauf und Mündung noch weiter nichts bekannt ist. Karadepe, d. i. Schwarzhügel ein kleines Dorf, an dem Kifri; der hier übersetzte Fluß heißt ebenfalls Narin [3]), und ist also vielleicht derselbe mit dem obigen, wiewohl dieß nach Kinneir's Karte keineswegs erscheint. Das wegen seiner Güte berühmte Wasser [4]) ist lehmig, und wird erst durch Alaun gereinigt [5]). Zu Kifri theilt sich die Straße, gerade fort lauft sie über Tus-churma [6]) Salzdattel und Dakuk [7]), wo Naftabrunnen sind, auf Kerkuk und Arbil, rechts aber durch das eigentliche Kurdistan auf Suleimanije oder Schehrsor, die Hauptstadt desselben zu. Diesen von anderen Reisenden bisher nicht beschriebenen Weg nahm Heude, und füllte dadurch einen leeren Raum der Karte aus, that unknown tract ot the N. E. of *Kefri*, which is generally left a blank in all the maps for want of *authentic* materials to fill it up [8]). Wir werden darauf bey der Statthalterschaft Schehrsor zurückkommen. Tus-churma ist die Gränze der Statthalterschaft von Bagdad auf dieser Seite.

Die von Bagdad östlich nach der persischen Gränze und Kermanschahan führende Straße hat von unsern vorliegenden Reisebeschreibern keiner, wohl aber Dupré, der Beschreiber der persischen Reise, zurückgelegt, und die Hauptorte derselben auch Kinneir in seinem geographischen Memoir angegeben. Nachdem man den Diala (den Delas) durchwatet, ist der erste Ort Bakuba [9]), verderbt statt Kubabab, weil den Ort die persische Prinzessin Kuba, Tochter eines Chosroes erbaute; die umliegende Gegend schönes Gartenland, besonders Orangenhaine. Hier theilt sich die Straße dreyfach, die erste zur rechten gerade in östlicher Richtung auf Kermanschahan, die zweyte links von derselben nach Kaßr Schirin, und mittelst dieses Umwegs

1) Ives (übersetzt von Dohm) II. S. 147. Otter II. 227. Heude 191. 2) Heude 192. Ives II. 148. 3) Ives II. 151. 4) Otter II. 232. 5) Ives II. 150. Heude 193. 6) Otter II. 233. Ives II. 153. Dschihannuma S. 466. 7) Dschihannuma ebend. 8) Heude 193. 9) Olivier V. 4. Dupré I. 220. Dschihannuma S. 462.

ebenfalls auf Kermanschahan, die dritte links von dieser längs des Laufs des Diala in das kurdistanische Gebirge. Der erste Weg, der über die kleine Stadt Mendelli [1]) führt, in deren Nähe eine Naftaquelle, ist zwar der kürzeste, von Karawanen aber wegen Unsicherheit fast gar nicht betreten; hier wurden die englischen Offiziere Grant und Fotheringham, aus dem Gefolge des Generals Malcolm, von Kelb Alichan, dem Häuptling des räuberischen Stammes der Filli in der Gegend von Chorrem Abad in Loristan unmenschlich gemordet [2]). Die Gränzstadt des türkischen Gebiets auf dieser Seite ist Bedri, dreyzehn Stunden von Mendelli. Die Gegend herum sumpficht mit vielen Teichen; die gewöhnliche Karawanenstraße von Bagdad nach Kermanschahan führt von Bakuba über den Fluß von Harunija (bey Kinneir Harooma bey Dupré Airoumé [3]), welcher auf dem Wege nach Mendelli liegt. Dann Schehrban (das alte Apollonia) bey Olivier Cheraaban bey Kinneir Shehraan, auf der Ostseite des Diala, von dem ein Kanal durch den Ort geht, berühmt durch herrliche Orangen, Feigen und besonders Granaten [4]).

Kisil Robath oder Kisilabad, eine Wegmauth [5]).

Chanekin (bey Kinneir Khanakee, bey Olivier Kharnaki), nach dem Dschihannuma gerade zwischen Kaßr Schirin und Holwan [6]).

Kaßr Schirin, von grünlichen Kalkgebirgen umgeben, mit Reiß, Pflanzungen und Ruinen, deren Olivier [7]) und Dupré [8]) nur in Vorbeygehen, desto umständlicher aber M. Kinneir [9]) und die morgenländischen Geographen erwähnen. Es sind die Ruinen des berühmten, von Chosru Parwis für die schöne und geliebte Schirin erbauten Pallastes (das alte Artemita), das Mannert irrig zu Schehrban sieht, da doch der bey Isidorus erhaltene Namen Χαλασαρ augenscheinlich kein anderer als Al-Kaßar ist, nämlich Kaßrol-Schirin, wornach auch das vorbeyströmende Flüßchen noch heute Kaßrsuji heißt, und in den Diala fällt, der beym Isidor Σιλλα heißt [10]). M. Kinneir ist der Meinung [11]), daß Destagerd, Kaßr Schirin und das Hallowla (soll Dschelula heißen)

---

[1]) *Kinneirs* Memoirs p. 302. [2]) Ebend. [3]) Dupré I. 222. [4]) Olivier V. p. 6. Dschihannuma S. 463. Kinneir 302. [5]) Olivier V. 7. Dupré I. 222. [6]) Olivier V. 7. [7]) *Kinneir's* Memoir 306. Dschihannuma 462. [8]) Olivier V. 8. [9]) Dupre I. 224. [10]) νυν μεν τη η πολις (Αρτεμιτα) καλειται Καλασαρ. Isid. Charac. stat. parthicae. [11]) *M. Kinneir's* Geog. Memoir p. 303, journey p. 499.

der morgenländischen Geographen eines und dasselbe sey, worin wir ihm aber keineswegs beypflichten können, weil die morgenländischen Geographen alle drey genau von einander unterscheiden. Zuerst ist Dschelula der Sitz eines besondern Sandschaks, so wie Kaßr Schirin [1]); dann sagt das Dschihannuma ausdrücklich: »Kaßr Schirin war von Chosru Parwis für seine geliebte Schirin erbaut; ein großes Schloß tausend Schritte im Umfang; westlich davon erbaute Chosru ein anderes Schloß für seine eigene Residenz, und ein großes hohes Gebäude. Das Wasser von Holwan geht hier durch; die Luft ist schlecht wegen des hier wehenden Samums; das was man für den Milchkanal Schirins hält, sind die Wasserleitungen der Residenz.« Hier ist also die östlich liegende Residenz Schirins (Artemita) von der westlich liegenden Chosru's (Destagerda) deutlich unterschieden, und in so weit hat Kinneir vollkommen Recht, daß diese nicht östlich von Holwan zu Jesdedschird zu suchen ist [2]).

Mit Kaßr Schirin [3]) ist Kaßrol-lußuß oder Kongobar nicht zu vermengen, dessen Ruinen der persische Geograph ebenfalls dem Chosru Parwis zuschreibt [4]). Der große Thier-

---

[1]) Dschihannuma 462.

[2]) قصر شيرين خسرو پرويز معشوقه‌سي شيرين ايچون طرح
ايتمشدر بر قلعهء عظيمه درکه دوري بيک ادمدر
وبونک غربيسنده خسرو ايچون برقلعه دخي بنا
ايتمشدرکه خسروک تاجکاهي انده ايدي وبر عظيم رباط
عالي بنا ايتدي آب حلوان بو محلدن کچر غايت
هواسي بد درباد سموم اسر وشيرينک جوي شيري کمان
ايتدکلري تاجکاهک صو يوليدر

[3]) Nicht fern von Kaßr Schirin, zwischen demselben und Kermanschah, sind die Ruinen der Stadt Karamsin zu suchen, welche von dem Dschihannuma mit Kermanschah vermengt von Bacoui (Not. I. p. 494) ausdrücklich davon unterschieden wird: *Carmisin*, ville près de *Karmanschahan entre Hamadan* et *Holwan* sur le chemin des pélerins. Daher müssen die Ruinen diese Stadt nicht wie im VII. Band der Jahrbücher S. 225 gesagt worden, zu Sahana, das jenseits von Kermanschah liegt, sondern diesseits zwischen Kermanschah und Holwan gesucht werden.

[4]) قصر اللصوص در بلاد جبل ابرويز كرده است وسنكها

garten Chosrus war aber nach demselben Geographen nicht hier, sondern zu Kaßr Schirin, und hieß Hadikatol-wuhusch, d. i. der Garten der Thiere [1]). So ist die ganze Gegend hier von der Ebene bis ins Gebirge romantisches Land der Sage der Liebesgeschichten von Schirin, in der Ebene, der Scenen ihrer glücklichen Liebe mit Chosru, im Gebirge (am Bissutun) die ihrer unglücklichen mit Ferhad. Die Gränze zwischen Persien und dem osmanischen Gebiet Sarpul, das heißt: der Brückenkopf. Nicht ferne davon aber östlich von der Straße abwärts, Sohab das alte Holwan, nach welcher der östliche Arm des Diala der Fluß von Holwan heißt. Im Dreyeck mit Holwan und Schehrban liegt Nehrwan und oberhalb Sawan [2]). In dieser Gebirgsgegend sind auch die Hauptorte der übrigen Sandschake. Angabad [3]) westlich von Chanekin; Derteng, ein enger Paß an der persischen Gränze, westlich von Kaßr Schirin [4]). Bejat in der Nähe von Dschengula [5]), das auf einem Berge liegt. Dibbala an der Quelle des nach Mendelli gehenden Flusses [6]); Karatagh, d. i. der schwarze Berg hinter dem Dschebol Hamra, d. i. dem

---

برهم نهاده هريكي بيست آرش وچنان كرده كه صانعان شكفت مانند وقصري بكرد عالي ودكة هزار مردمي بران نشتي و فغفور چين وخاقان تركستان بالاي ان ايستادندي و پسرش بقصر ديكر فرو امدي

Kaßrollußuß im Gebirg, von Parwis erbaut aus Steinen, deren jeder zwanzig Spannen maß, so daß die Künstler erstaunten. Er baute dort einen Pallast (Kaßr) von hohem Umfang, und eine Soffa für tausend Mann zum Sitzen; an derselben standen der sinesische Kaiser und der türkische Chakan, und für seinen Sohn baute er einen andern Pallast. Ahmed von Tus.

[1]) حديقة الوحوش ايواني بود عالي آنرا بنا كرد كسري ابرويز بهفت سال بهزار مرد و دران صيدهاي بسيار جمع كرد وحالا قصر شيرين كويند

Der Thiergarten war ein großes Gebäude, von Chosroes Parwis erbaut, in sieben Jahren durch tausend Männer, worin er viele Jagdthiere sammelte, man heißt es nun Kaßr Schirin. Adschaib von Ahmed aus Tus. Derselbe erzählt auch von der Leitung des Wein- und Milchflusses.

[2]) Dschihannuma S. 462. [3]) Ebend. 465. [4]) Ebend. [5]) Ebend. 417. [6]) Ebend.

rothen Berg; Kerend, das alte Karina in der Nähe von Derteng [1]); Kilan, in derselben Gegend, ein Bergschloß [2]).

Von dem östlich des Tigris, zwischen demselben und den kurdischen Gebirgen gelegenen Landstriche (das alte Apolloniatis), gehen wir zu dem westlich des Tigris, zwischen demselben und dem Euphrat im eigentlichen Mesopotamien gelegenen über, welcher heute die beyden Sandschake von Aana und Tekrit bildet, deren letztes in der Eintheilung des Kanunname noch zur Statthalterschaft von Bagdad, im Dschihanuma zu der von Moßul, als an der Gränze von beyden gelegen, gerechnet wird. Nur ein schmaler Strich Landes längs des Euphrats und Tigris ist bebaut, die Ebne zwischen diesen bebauten Flußlinien aber wüste; wir besuchen zuerst die am Euphrat, dann die am Tigris gelegenen Oerter, die ersten in der Richtung von Süden nach Nordwest, die zweyten in der Richtung von Süden nach Nordost.

Enbar, berühmt als die Residenz des blutdürstigen Abul-Abbas Seffah, des Gründers der Dynastie Abbas [3]).

Feludscha, vermuthlich das Cunaxa Xenophons, das Rennel's Karte hart daneben setzt; hier mündet der vom Euphrates in den Tigris geleitete Nehr Issa, der zwischen Imam Mussa und Kuschlar Kalaassi bey Bagdad in den Tigris geht [4]).

Hadisse (Achaia chale), eine Farsange von Enbar, nördlich in der Mitte des Euphrats, heißt auch Hadissatunnur, die Lichtbegebenheit [5]).

Hit (bey Isidorus Izanesopolis und nach Rennel Xenophons Caramanda), 8 Farsangen von Anbar, berühmt durch das Grab Abdullah B. Mobarek's und durch Naftaquellen [6]).

Aana (das alte Anatho), die Gränze von Bagdad, nach der ausdrücklichen Bestimmung des Dschihannuma, so daß diese Statthalterschaft hier von der Bergkette Hamrin, welche bey Dschemassa über den Euphrat geht und gerade auf Tekrit zu läuft, begränzet wird [7]). Aana ist das Aanatoth der Hebräer, die Geburtsstadt des Jeremias [8]).

---

[1]) Dschihannuma S. 417. [2]) Ebend. [3]) Ebend. 465. [4]) Ebend. S. 464. [5]) Ebend. 464 und S. 434. [6]) Ebend. S. Rennel S. 107. 84. 185. 117. 108. 122. [7]) Ebend. dieses Aana ist nicht zu verwechseln mit Ani, der alten armenischen Hauptstadt, von welcher S. Martin S. 111. handelt, jenes wird عانه dieses آني geschrieben; S. auch Rennel S. 101. 226. 237. [8]) *Josëphus* IX. C. 10.

Längs des Tigris liegt nördlich von Eski Bagdad (Karcha) Tekrit, der Hauptort des Sandschaks (das alte Birtha) [1]), erbaut von Schabur, dem Sohne Erdeschir Babeks, mit einer in der Nähe gelegenen Naftaquelle [2]); von Hulagu Chan ganz verwüstet; die Stadt liegt fünf Tagreisen von Bagdad und eben so viele von Moßul in der Mitte zwischen beyden, und wird daher bald zu dieser, bald zu jener Statthalterschaft gerechnet; das Land umher heißt Beledol=chatib, d. i. das Land des Redners, weil Jonas der Redner sich hier aufhielt. Die Perser nennen die Stadt Narendschabad, d. i. Orangenbau, ihrer beträchtlichen Orangen willen. Die ganze Gegend bewässert der vom Tigri nach dem Euphrat geführte Kanal Ishaki (auf Kinneir's Karte falsch Nehr Issa genannt), welchen Ishak von Ibrahim, der Polizeylieutenant des Chalifen Motewekkel, ableitete, und den, nachdem er verfallen war, Murtesapascha (bey welchem Ewlia in Dienst stand), i. J. d. H. 1065 (1654) reinigte und wieder herstellte [3]).

Senn (das alte Cenno), am Einflusse des kleinen Sab [4]).

Chisr oder auch Chadr, gegenüber von Tekrit in der Wüste (zwischen dem Tigris und Euphrat), das alte durch die Belagerung des Kaisers Severus bekannte [5]) Hatra, woraus die Sage des Arabers den Geburtsort und die Stätte Chisers, des Hüters der Lebensquelle bildete, dessen Höhle hier ein Wallfahrtsort ist, so wie unter Helle der Ort seiner Fußstapfen. Die Lage dieser einst blühenden Stadt mit grünenden Pflanzungen umgeben (eine Tagreise westlich von Tekrit), von der Wüste umgränzt, mußte die Sage von Chiser (dem Hüter des Lebensquells im Lande der Finsterniß) eben sowohl hierher als nach der ägyptischen Oasis übertragen, wo auch Leben und Pflanzenjugend mitten in Wüsten blüht und grünt. Der Ort verdient die vorzügliche Aufmerksamkeit künftiger Reisender [6]), seiner alten Merkwürdigkeit willen.

III. Die Statthalterschaft Moßul.

Nach der alten arabischen Eintheilung Al-dschesire's oder Mesopotamiens zerfiel dasselbe in das Land Rebias, Bekr's und Masar's, welchen drey Eintheilungen heute die

[1]) Dschihannuma 434, d'Anville und Mannert V. II. S. 332. [2]) Ewlia. [3]) Dschihannuma S. 435, und Ewlia. Dupré I. 124. [4]) Dschihannuma S. 435, Rennel 124, 169. [5]) Dschihannuma S. 435, Mannert V. I. S. 334, Ewlia. [6]) Auf der Karte Kinneir's steht Halder statt Chisr für Hatra. S. Memoir S. 256.

der drey Statthalterschaften Moßul, Dipobekr und Rakka beyläufig entspricht.

Die Statthalterschaft Moßul ist südlich durch die von Bagdad, östlich durch die von Schehrsor, westlich durch die von Rakka, und nördlich durch die von Diarbekr begränzt. Das Paschalik ist schon seit langem in der Familie Abdol-Dscheli erblich, so daß der heutige Pascha, wie der zur Zeit Niebuhrs, noch ein Abdul Dschelilsade ist.

Die Sandschake sind: Moßul, Badschwanli, Harujana, und nach einigen, auch Tekrit und Hoßn Keif, wovon jenes an der südlichen Gränze gegen Bagdad, und dieses an der nördlichen gegen Diarbekr gelegen, bey diesen beyden Statthalterschaften vorkömmt.

Moßul die Hauptstadt des Sandschaks, drey Lieues im Umfange, sieben Thore, zwanzig Moscheen, deren eine einen schiefen Thurm hat, wie der von Pisa, zwölf Karawanserais, 50000 Einwohner (nach Kinneir nur 35000) [1]; einst seines blühenden Handels wegen berühmt, daher die Musseline nach dieser Stadt wie die Baldachine nach Bagdad benennt wurden [2]. Auf der rechten Seite des Minarets der großen (vom Atabege Seifoddin Gasi erbauten) Moschee, ist das Grab von Dscherdschis, d. i. des heiligen Georg, dessen Legende von dem Drachen, und daß er vierzig Mal ins Feuer geworfen ward, hier im Munde der Moslimen lebt. Eine andere Moschee heißt die Lichtmoschee (Dschamii Nur) von der Tochter Nureddins.

Das Grabmal des Jonas an der nach ihm genannten Moschee [3]). Eine englische Meile von Moßul werden die Ruinen von Ninive in den Schutthügeln des Dorfes Nunia gezeigt, nach Kinneirs Karte das Larissa Xenophons [4]), welches Rennel südlicher nach Nimrod setzt.

Eski Moßul, neun Stunden von Moßul, zwischen den Ruinen einer alten Stadt, nördlich am Fuße des Masius (Dschudi), der von Sindschar herläuft und hier die Gränze der Statthalterschaft von Moßul und Diarbekr macht, wie südlich das Hamrin-Gebirge die Gränzen zwischen Moßul und Bagdad. Einige suchen hier, statt beym Dorfe Nunia, das alte Ninive [5]).

Südlich von Moßul sind die von Ewlia wegen ihrer Heilsamkeit außerordentlich gepriesenen warmen Bäder Hamam Ali [6]), und Dupré nennt den nur von Tavernier erwähn-

---

[1]) M. Kinneir's Memoir p. 256. [2]) Dupré I. p. 123. [3]) Ewlia. *M. Kinneir's* journey p. 461. [4]) Rennel 145. [5]) Dupré I. 111. 115. M. Kinneir's Memoir p. 260. Rennel p. 146. Heude 217. u. folg. [6]) Ewlia und Dupré p. 124.

ten, von Tekrit aus gesehenen kleinen Wasserfall des Tigris Tas-el-namli [1]). Zwischen Hamam Ali und Toprak Kalaa (auf Rennels Karte Tepe Kalai) ist Karga Tschami, d. i. Krähenpech, wo nach Ewlia der schönste und heilsamste Mastix quillt [2]).

Reson-naura, d. i. das Haupt des Schöpfrades (das spanische Nora) östlich von Moßul, wo viel Indigo wächst [3]).

Akarol-Hamdije, nach dem hier wohnenden kurdischen Stamme so genannt, so wie ein anderer am Gebirge gelegener, Distrikt, nach dem denselben bewohnenden kurdischen Stamme Hakar heißt [4]). Die erste Benennung ist aber die allgemeinere, indem die Einwohner von Moßul, Akar, Amadia, Hakar, Dehes und Dschesira nach Ewlia alle unter dem Namen Hamditen begriffen werden, zu denen Jonas als Prophet gesendet ward [5]).

Schusch, auf der Ostseite des Tigris im Gebirge, zu Moßul gehörig, berühmt seiner Granatblühen willen, so daß die Granatblühen des assyrischen Susa nicht minder berühmt sind, als die Lilien Susiana's [6]).

Beled, zum ehemaligen Dijari Rebia gehörig, auf der Westseite des Tigris, 6 Farsangen von Moßul; dieß ist das eigentliche Beledol Chatib, d. i. das Land des Redners, nämlich des Propheten Jonas [7]). Berkard, 17 Farsangen von Moßul, mit Mauern umfangen [8]).

Kisildschachan in der Gegend von Moßul unter Toprak Kalaa [9]).

Kalai Adschur auf der Westseite des Tigris, gegenüber der Mindung des Chabur, auf einem Hügel [10]).

Das Sandschak Badschwanli, nach dem dasselbe bewohnenden kurdischen Stamme so genannt, gränzt an Karkuk in Schehrsor. Harur der Hauptort des gleichnamigen Sandschaks, 30 Farsangen nördlich von Moßul, und 3 von Amadia, im Gebiete des Stammes Hakari [11]).

---

[1]) Ewlia und Dupré I. 124. [2]) Dschihannuma 433. [3]) Ebend. [4]) Ebend. [5]) Ebend. und Ewlia. [6]) Dschihannuma. Dieses Beled ist nicht mit dem gleichnamigen Dorfe zwischen Baqdad und Altbagdad zu verwechseln. (Description *du Pachalik* p. 86.) Βαλαδας ist der Name eines alten babylonischen Königs. *Josephus* X. 13. S. 433. [7]) Ebend. S. 434. [8]) Ebend. [9]) Ebend. S. 435. [10]) Ebend. [11]) Ebend. Das Dschihannuma nennt den östlich von Moßul gelegenen Hügel, worauf das Grab des Jonas Telun-nube und Altmoßul, die Stadt Assurs, die von Ninive unterschieden wird.

IV. Die Statthalterschaft Rakka.

Südlich wird dieselbe durch die niedere Kette der Hamringebirge, welche von Westen nach Osten von Dschemassa am Euphrat nach Tekrit am Tigris laufen, von der Statthalterschaft Bagdad getrennt, westlich durch den Lauf des Tigris, östlich durch die Statthalterschaft Moßul, und nördlich durch die von Diarbekr begränzt. Die Sandschake sind: Rakka, Roha oder Orfa, Deir Rahba, Biredschik, Dschemassa, Surudsch, Harran, Dschemassa und Beni Rebia.

Roha oder Orfa, das alte Edessa oder Callirrhoe, dessen letzter Namen im heutigen Roha sich zur Hälfte erhalten hat. Die Hauptstadt der ehemaligen Provinz Osrhoene [1]) hat keiner unserer Reisenden betreten, doch führen dasselbe S. Martin [2]) und M. Kinneir [3]) in ihren Beschreibungen Armeniens und Persiens auf. In der morgenländischen Sage ist dasselbe als die Stätte, wo Abraham von Nimrod auf den Scheiterhaufen gelegt ward, und zwischen den Gluten wie zwischen Rosen umher ging, hierher verlegt. Dem Abraham ist die schöne Quelle (Callirrhoe), von welcher die Stadt den alten Namen hat, und die Fische des davon geformten Weihers heilig, welche ehemals vermuthlich der Astarte geheiligt waren. In späterer Zeit ist die Stadt als der Sitz König Abgar's, bekannt durch den angeblichen Brief an den Heiland, und zur Zeit der Kreuzzüge, als der Sitz der Courtenays als Grafen von Edessa berühmt. Hier predigte der Apostel Thaddäus, und ward Kaiser Caracalla ermordet. Die merkwürdigen Katakomben in der Nähe der Stadt, und den Schloßberg Toptag, d. i. Kanonenberg genannt, hat Olivier beschrieben [4]); er liegt sieben und sechzig englische Meilen von Bir in einer wüsten Gegend, zweyhundert zwey und dreyßig englische Meilen von Diarbekr, der Wall in Felsen gehauen, kann, wenn nöthig, vom Flusse Scirtus (Orontes), der hier entspringt, gefüllt werden. Die Ruinen auf einem Berge, der die Zitadelle beherrscht, heißen der Pallast Nimrods [5]).

Rakka, das alte Nicephorium [6]) oder Callinicum, am östlichen Ufer des Tigris, der Hauptstadt des ehemals Diari Masar genannten Distriktes. Masar war der Bruder Rebia's; als bey der Ertheilung der Erbschaft ihres Vaters Nesar Rebia die Pferde, und Masar die Esel nahm, erhielt je-

[1]) Mannert II. 276. [2]) Mémoires hist. et géog. sur l'Armén. p. 158. [3]) *M. Kinneir's* Memoir 313. [4]) N. p. 226, 227. [5]) Kinneir p. 315. [6]) Mannert V. II. 286. *Rennel's* Anabasis. p. 36.

ner den Beynamen Rebiol-fars, d. i. Rebia das Roß, und dieser Masarol-hamr, d. i. Masar der Esel. Der Namen Masar ist ein uralter orientalischer, und kommt schon bey Polyänus [1]) als ein medischer vor. Noch sind die Ruinen des Pallastes Harun Raschids, der sich hier gerne aufzuhalten pflegte, sichtbar [2]).

Deir Rahba, oder auch Deir kurzweg, das alte Thapsacus, wo der Fluß eine halbe englische Meile breit und leicht durchwatbar ist; hier durchwateten denselben die Heere Xenophons und Alexanders. Neu-rahba ward von Schirkuh Ben Mohammed, dem Herrn von Homß, erbaut [3]).

Kirkessia (Circessium), an der Mündung des Chabur (das Chaboras oder Mygdonius der Alten); der letzte Namen ward eigentlich dem westlichen Arme desselben, der von Nißibin (Nisibis) herkömmt, beygelegt [4]).

Harran, das alte Carra und Chawran der Schrift, berühmt als der Aufenthalt der Familie Abrahams, als sie aus Ur ausgezogen waren, und durch die Niederlage des Crassus. Das Dschihannuma sagt ausdrücklich, daß es von den Kanaaniten erbaut worden, von denen noch Monumente sichtbar seyen, zwey Farsangen von der Stadt sey der Hügel, wo der Betort der Sabier (oder Sabäer?), welcher dem Abraham zugeschrieben wird [5]). Die Angabe des Tempels der Sabäer stimmt mit der Spartian's und Ammian's überein, welche hier von dem Tempel der Luna sprechen, die Mannert nicht unwahrscheinlich für dieselbe mit der Anaitis oder der persischen Artemis hält [6]).

Rassol-ain, d. i. Quellenhaupt, das alte Resaina [7]), wo Gordianus die Perser schlug, und später, als dieselbe Kaiser Theodosius im Jahre 380 verschönerte, Theodosiopolis genannt, welches aber nicht mit dem armenischen zu verwechseln ist; indessen hat sich in dem heutigen Namen der ältere und nicht der neuere erhalten; mehr als dreyhundert Quellen [8]), welche den Chaboras nähren, geben den Grund der alten und heutigen Benennung. Die Stadt liegt achtzehn englische Meilen südwestlich von

---

[1]) C. VII. III. §. 4. Μαζαρης. [2]) Rennel 60, 11, 15. [3]) Dschihannuma S. 444. [4]) *Rennels* Anabasis 71. Dschihannuma S. 444. Vermuthlich ist die Stadt Καρχαβησα am Euphrat, wo der ägyptische König Nechar wider Nachobuchodonosor sein Heer aufstellte. *Josephus* l. X. c. 71 auch keine andere als Kirkessia. [5]) Ebend. [6]) Mannert V. II. S. 587. *M. Kinneir* journey 431. [7]) Mannert V. II. S. 292. [8]) Dschihannuma S. 444.

Mardin, mit den Ruinen eines herrlichen Tempels [1]). Auch zu Kafrtut, fünf Stunden südwestlich von Mardin, sind die Ruinen einer alten Stadt, und die Ueberbleibsel einer alten Brücke noch wohl erhalten, und zu Jenischehr, zwanzig Stunden von Kafrtut und fünf von Harun, ein Triumphbogen nebst mehreren anderen Ruinen [2]).

Dschemassa, an der Westseite des Euphrats, ein Schloß auf einem Hügel, der Gränze gegen die Statthalterschaft Bagdad; hier kommt die Gebirgskette Dschebel Hamr aus der Wüste, und läuft gegen den Tigris hin. Oberhalb Dschemassa ist Makami Ali, d. i. die Stätte Alis [3]).

Kotschhißar, zwischen Roha oder Orfa und Nißibin, ein Flecken und Schloß an der Ecke eines Berges, von dem ein Flüßchen kommt, das sich mit dem von Nißibin kommenden Flusse (dem Mygdonius) vermischt [4]).

Das Sandschak Chabur liegt zwischen Rassolain und dem Euphrates; zwey Schlösser, auf einem Berge gelegen, tragen diesen Namen, der Chabür geht um diesen Berg, der sich bis nach Rassolain hinzieht; die Araber des Stammes Beni Rische, gewöhnlicher unter dem Namen der Mewali sowohl hier als in Syrien bekannt, ziehen im Sommer in diesen Gegenden herum [5]).

Suru'sch, südwestlich von Edessa (Orfa), vielleicht das alte Batna [6]).

Sor heißt das beyderseitige Ufer des Euphrats von Balis fast bis gegen Aana, welches mit dichten Maulbeerpflanzungen besetzt ist, und wo arabische Stämme Seide erzeugen [7]).

Bir oder Biredschik, das alte Birtha, die Ueberfuhr des Euphrates [8]).

V. Die Statthalterschaft Diarbekr.

Gränzt gegen Norden an die Statthalterschaft Erserum, gegen Süden an die von Moßul und von Rakka, gegen Osten an die von Wan und Schehrsor, und gegen Westen an die von Siwas und Meraasch; den Namen hat dieselbe von dem arabischen Stamme Bekr Ben Wail erhalten, welche hier schon zu Zeiten des großen persischen Reiches wohnten. Die Eintheilung ist in neunzehn Sandschake und fünf erbliche Bezirke

---

1) M. Kinneir S. 431, nicht aus Selbstansicht, sondern nach dem Berichte des alten Erzbischofs von Mardin. 2) Ebend. 3) Dschihannuma S. 444. 4) Ebend 5) Ebend. 6) S. Mannert V. II. S. 275 und Otter; S. Martin S. 159. 7) S. Mannert V. II. S. 272 und S. Martin S. 139. 8) Dschihannuma S. 444 letzte Zeile.

(Hukumat [1]); aber selbst von den neunzehn Sandschaken werden nur zehn nach der gewöhnlichen Einrichtung osmanischer Statthalterschaften verliehen, die acht andern sind in kurdischen Ländern erblich, wie die Hukumet, d. i. Befehlshaberschaft genannten Bezirke. Die eilf osmanischen Sankschake sind: Amid oder Diarbekr, Charput, Aktschekalaa, Arghani, Tschemischgisek, Hoßn Keif, Sert, Sindschar, Siwerek, Miafarekein, Nißibin; die acht kurdischen: Asak, Portok, Terdschil, Tschabaktschur, Tschermik, Ssaghman, Kolab, Mihrani; die fünf Hukumet: Agil, Palu, Dschesire, Chasu, Gendsch.

Diarbekr oder Kara Amid, d. i. das schwarze Amid, so geheißen von der sonderbaren Ansicht der Häuser und Stadtmauern, die alle aus schwarzer Lava erbauet sind, und deren auffallende Wirkung Heude sehr treffend mit folgenden Worten beschreibt: There are few places in these parts, I think, that offer a more novel and interesting appearance to the European traveller than this: the rapid stream seems the boundary of life, as immediately after passing the bridge the abode of death presents itself on everyside, and the stranger is at once surrounded with tombs, and awestruck at the melancholy gloom of the black marble battlements which encircle the sable pile. From dark lofty porticoes of imposing strength a busy crowd issues forth to complete this illusion; fair restless and decked in a thousand colours, they almost appear the beings of an other world enrobed in all their vanities and revisiting their early tenements. In proceeding through the streets, the same impression is still kept up; and the wanderer without any very strong appeal to imagination may almost fancy himself in the vale of tears, in the palace of enchantment and despair which the fair Scheherazade so well describes [2]). Die Meinung mehrerer Reisender, daß diese Mauern von den Arabern erbaut worden seyen, was die zahlreichen kufischen Inschriften zu vermuthen Anlaß gaben, widerlegt eine von Dupré [3]) am neuen Thore gesehene, aber nicht mitgetheilte Inschrift, welche die Kaiser

---

[1]) Nach dem Kanunname nur neunzehn Sandschake und fünf Hukumet; das Dschihannuma zählt S. 436 auch nur neunzehn Sandschake auf, nennt aber hernach aus Irrthum ein und zwanzig, nämlich: Chabur welches schon bey der Statthalterschaft Rakka vorgekommen, und Malasgerd, welches in der Beschreibung der Oerter eben so wenig als Chabur erscheint, so daß dieser doppelte Beysatz augenscheinlich ein Irrthum ist. [2]) Heude p. 282. [3]) Dupré I. 69.

Valens und Valentinian als Wiederhersteller der Mauern nennt; nach einer andern nicht mehr bestehenden griechischen Inschrift sollen die zwey und siebenzig Thürme der Stadtmauer von der Kaiserin Eudoxia, Schwester des Kaisers Theodosius, zu Ehren der zwey und siebenzig Jünger, erbaut worden seyn. Die Stadtthore sind zweyfach und dreyfach in schiefen Richtungen hintereinander, den ersten Anlauf abzuhalten. M. Kinneir gibt 38,000 Seelen an, Dupré 50,000 Türken, 50 griechische, 50 jüdische, 80 chaldäische, 4000 schismatisch-armenische, und 300 syrisch-jakobitische Familien an.

Nach M. Kinneir ist Diarbekr 37° 55′ 30″ N. Br. und 39° 52 öst. L., 287 englische Meilen von Orfa und 72 1/2 von Malatia gelegen. Vorzüglich ist es seiner Melonen willen berühmt, von denen funfzehn bis zwanzig Kerne in einer Handvoll Taubenmist in sandigem Grunde zwischen Steine gesteckt, vortrefflich gedeihen [1]). Nach der Angabe Ewlia's soll sich rechter Hand in dem Vorhofe (Harem) der großen alten Moschee eine weiße marmorne Säule mit hebräischer Inschrift befinden, deren Aufsuchung künftigen Reisenden zu empfehlen ist. Die anderen Moscheen heißen nach ihren Stiftern die Iskender Pascha's, Behram Chosrew Pascha's, Ali Pascha's, Melek Ahmed Pascha's; die Prophetenmoschee, die Moschee Iparie, mit Moschus inwendig übertüncht, die hängende (Moallak), die Moschee des Scheichs von Rumije, Schems Efendi's, und im Schlosse die Moschee Chaleds B. Welid's die älteste.

Das Wasser der Quelle Hamrewat ist seiner Vortreflichkeit willen nicht minder im ganzen Orient berühmt, als das von Maaroton-naaman, und wird vom Karatagh, der östlich von Diarbekr liegt, nach der großen Moschee und dem Schlosse geleitet. S. Ibrahim ließ kurz vor seinem Tode davon holen; als aber der darum gesendete Kämmerer ankam, hatte eben S. Mohammed IV. den Thron bestiegen, dessen erster Trunk von diesem Wasser war. In der Stadt selbst quillt die Quelle Balikli, d. i. die fischreiche, von den Fischen so genannt, die hier ehemals als heilig geachtet wurden (wie zu Edessa an der Stätte Abrahams, zu Schiraf am Grabe Saad's); die Quelle der vier Steine (erbaa tusch), der Spalte des alten Weibs (Schakkol-adschas) haben ebenfalls gutes Wasser. Die Basilikon-Gärten (Rihan baghi) am Ufer des Tigris sind ein reizender Sommeraufenthalt, der an Schönheit mit den Gärten von Fajum und Damaskus, mit dem von Ispusan zu Malatia, von Meram zu Konia, mit dem von Istanas zu Adalia,

[1]) Dschihannuma S. 436.

und dem von Gökrun zu Meraasch, d. i. mit den berühmtesten Gärten Kleinasiens wetteifert. Die hier vielbesuchten Grabstätten frommer und großer Männer sind die: Chaleds des großen Feldherrn des Islams im Schloß; des von S. Murad IV. unschuldig hingerichteten Schahs Rumi, und des großen Geschichtschreibers Molla Moßliheddin Lari, der zu Lar geboren, hier als Moderris am Collegium Chosrewije starb [1]).

Man fabrizirt zu Diarbekr Zitz, gestreifte seidene und baumwollene Stoffe, rothen Saffian von der besten Gattung, auch hier ist eine große Niederlage von Galläpfeln, die aus Kurdistan kommen. Die Luft ist nicht die beste; die Beule von Haleb, Wechselfieber und Ophtalmien sind gemein [2]). Nadir, auf dem halben Abhange eines Berges, welcher das letzte Glied des Berges Masius der Alten ist. Südlich in einer Entfernung von achtzehn Stunden erhebt sich der Berg Kewkeb, südsüdöstlich der Berg von Sindschar, von den Jesidis bewohnt, und vier Stunden westlich von Nardin der Berg Tarik, reich mit Oliven bepflanzt. Auf dem Gipfel des die Stadt beherrschenden Berges sind die Ruinen einer durch ihre unzugängliche Lage unbezwingbaren Festung. Die Stadt hat drey Thore, die Bevölkerung beläuft sich nach M. Kinneir auf 11,000 Seelen, wovon 1500 Armenier und 200 Juden, nach Dupré aber auf 27,240 Einwohner, wovon 20,000 Türken, 3200 Jakobiten, 2000 katholische Armenier, 40 schismatische Armenier, 400 Chaldäer, 800 Juden und 800 Götzendiener oder Schemssi, d. i. Anbeter der Sonne, die weder Altäre noch Bücher haben [3]), und deren ganzer Gottesdienst in einer Kniebeugung gegen die Sonne besteht. Sie wohnen aber unter der Erde, vier bis fünf Stiegen tief. Diese Sekte sind also wahre Sabäer, welche keinen andern Kultus als den der Sonne kannten, wie die ältesten Perser. Das Daseyn derselben gewinnt noch höheres Interesse für den Mythologen und Geschichtforscher, durch die unsers Wissens noch nicht gemachte Zusammenstellung mit ein Paar anderen historischen Angaben. In der Gegend um Mardin und Sendscha wohnen

---

[1]) Ewlias Reisen IV. Theil. S. Rennel 151, 196, 211, 204. S. Martin p. 165. [2]) Dupré I. 72, [3]) Dupré I. p. 80, so auch *Sestini* viaggio a *Bassra* p. 116; über die Jesidis finden sich die besten Nachrichten in dem tableau des *Bedouins*, eine besondere Notice sur la secte des *Yezidis* in der Description du *Pachalik* de *Bagdad* p. 191, Heude, der dieselben falsch Zeridis schreibt, versichert, sie seyen reine Deisten, welche nur eine heilige Scheu vor dem Teufel haben, den sie ihren Herrn und Meister nennen. Heude p. 227.

die Jesidis, welche den Teufel anbeten, und alle Kurden sind. Den Ursprung der Kurden leitet die geschichtliche Sage des Morgenlandes aber von den Persern ab, welche der Tyranney Sohaks entflohen. Der Teufel, der dem Tyrannen täglich das Hirn zweyer Menschen als Mittel für seine Schulterbeulen anrieth, ließ (erzählt die Sage) von den täglich hierzu bestimmten zwey Schlachtopfern eines mit dem Vorbehalte laufen, daß sie und ihre Nachkommen künftig ihn anbeten sollten. Sie entflohen nach Kurdistan und so entstand der Kultus der Jesidis. Der Schein dieser Sage scheint blos die geschichtliche Wahrheit zu verhüllen, daß zu selber Zeit (d. i. lange vor Soroaster) eine Kolonie von Persern, welche das böse Princip im Gegensatze mit dem guten verehrten, auswanderte, wovon sich die Reste der reinen Sabäer oder Sonnendiener in den Jesidis, so wie in den Schemssis, die neben ihnen wohnen, erhalten haben.

Wenn sich aus der Versicherung Heude's [1]), daß ihm auf seinem Wege nach Kurdistan das Hindostanische von großem Nutzen gewesen sey, auf die Grundähnlichkeit des Hindostanischen und Kurdistanischen schließen ließe, so würde diese Identität wahrscheinlich machen, daß die Kurden ursprünglich aus Indien (wie später die Zigeuner) ausgewandert, später aus Persien vertrieben, ihren Wohnsitz in diesen Gebirgen aufgeschlagen haben; da aber jene Aehnlichkeit vermuthlich nur auf der großen Anzahl persischer Wörter beruhen dürfte, welche das Kurdische und Hindostanische gemein haben, so läßt sich nicht wohl daraus ein Schluß auf irgend eine Stammverwandtschaft des Volks ziehen; weit richtiger und historisch erwiesener ist die neuere Abstammung der Bewohner Mardin's von dem alten persischen Volke der Marden, welche Arsaces (V) besiegte [2]), und dann in die Gegend von Carra verpflanzte, woher denn die Stadt Mardin ihren Namen Marde erhielt. Mardin ist sechs und vierzig Farsangen von Moßul und achtzehn von Diarbekr [3]). Die Jakobiten haben einen Patriarchen mit ansehnlichem Einkommen, die Chaldäer hängen vom Erzbischofe von Diarbekr ab, die Armenier haben einen Bischof. Nach M. Kinneir sollen hier auch beyläufig hundert Familien Gebern seyn, welche ihren Gottesdienst im tiefsten Geheimniß verrichten; die Jesidis versammeln sich jährlich am Berge Abdulasis, dreyßig Stunden südost von Mardin, wo sie ihre Gaben in eine tiefe unergründliche Höhle werfen [4]). Keine Stadt der asiatischen Türkey vereint also so viele (nicht weniger als ein Dutzend)

---

[1]) *Heude's* preface. [2]) Justinus XLI. 5. [3]) *M. Kinneir's* Memoirs p. 263. [4]) *M. Kinneir's* journey p. 434.

und verschiedene Religionsparteyen häuslich neben einander als Mardin: katholische und schismatische Armenier, Sunniten und Schiiten, griechische, jakobitische und Joanischristen, Chaldäer und Juden, Sonnen-Feuer-, und Teufelsverehrer (die Schemssi, Gebern und Jesidi). Die islamitische Sage macht den Propheten Jonas zum ersten Erbauer von Mardin, indem er den Winter zu Beled-ol-chatib (Altmoßul), den Sommer aber auf diesem Berge zugebracht, und mittelst eines Steines einen großen Drachen getödtet haben soll, dessen Höhle noch heute gezeigt wird, wovon der Namen Dschebeli Mar, d. i. der Schlangenberg, hergeleitet wird. Mardin gilt für den unbezwinglichsten Platz des ganzen osmanischen Reichs [1]).

Sindschar, der Hauptort des gleichnamigen Sandschaks, drey Tagreisen von Moßul am Fuße eines Berges gelegen, welcher gewöhnlich Dschebeli Sindschar, d. i. der Berg von Sindschar, genannt wird, eigentlich aber Dschebeli Achdhab heißt; auf der Nordseite sind Gärten und Palmenhaine, die einzigen in dem wüsten Mesopotamien. In der Nähe von Sindschar (wo auch Sandschar, der Sohn Melekschahs, der große Fürst der Seldschukiden geboren ist), erhob sich der herrliche Pallast des ägyptischen Statthalters Abbas Ben Amru; da keiner der uns bekannten Reisebeschreiber Sindschar besucht, und auch Otter desselben nur nach dem Dschihannuma Erwähnung gethan, so verdient die Angabe desselben, und die des türkischen Reisenden Ewlia so größere Rücksicht. Derselbe beschreibt nicht nur die Stadt in der Größe wie Maaraton-noman, sondern hält sich auch lang bey der Sage auf, welche hier den Felsen zeigt, an welchem die Arche während der Sündflut einen Leck erhielt, bis sie am Dschudi (dem Masius der Alten) bey Nißibin dann ganz im Trocknen sitzen blieb. Ein Theil des Bergs von Sindschar heißt Satschli Tag, von den Kurden, welche Satschli, d. i. die Behaarten heißen, ihres starken Haarwuchses willen, und deßhalb von anderen auch Sekisbiikli, d. i. die mit acht Schnurbärten, genannt werden, weil ihnen zwey Schnurbärte von der Lippe, zwey ober den Augen (die Braunen), zwey aus der Nase und zwey von den Ohren herabhangen. Weiters versichert derselbe, daß diese Kurden, auch eine Sekte der Jesidis, vorzüglich schwarze Hunde verehren, mit ihrer Milch die Kinder nähren, und den Gestorbenen dieselben ins Grab mitgeben; ein neuer Beweis für die Verwandtschaft der jesidischen Religionsbegriffe mit den persischen, wo das Segdid, d. i. er hat den Hund gesehen, eine beym Tode beobachtete Hauptcere-

---

[1]) Ewlia IV Theile. S. Martin p. 161.

monie ist. Der Befehlshaber dieser Kurden residirt auf dem nach ihnen benannten Berge Satschlitagh, im Dorfe Bapir. Sie sind mit Ungeziefer bedeckt, und den Ursprung derselben schreibt die Sage dem Gelübde des Noe zu, die Schlange, welche den Leck der Arche verstopft hatte, mit Menschenfleisch zu füttern. Als die Schlange beym Austritt aus der Arche auf die Erfüllung des Gelübdes drang, warf sie Noe ins Feuer und streute die Asche in die Luft, woraus dann Flöhe, Läuse, Wanzen, Fliegen, Schwaben und andere Insekten entstanden, welche, um das Gelübde Noe's zu erfüllen, sich noch heute von Menschenblut nähren.

In der Ebne von Sindschar (dieselbe mit der von Sanaar der Schrift) wurde i. J. 341 Kaiser Konstantius von Schapur II. geschlagen [1]); vermuthlich geschah dieß beym Dorfe Gölli in der Nähe von Mardin, woher man diese Stadt zuerst erblickt und wo Ewlia noch Hügel von Menschengebeinen sah, welche die Sage der Schlacht des Darius zuschrieb. Die Gränze des Sandschaks Mardin und Sindschar ist Kendili, auf einem Berge gelegen, ein wegen Räubereyen gefährlicher Paß. In der Nähe von Sindschar ist der Berg Tschatal Keduk, hinter welchem ein See mit einer Insel Chatunije genannt, auf deren westlicher Seite zu Hawatie eine Pyramide steht [2]).

Sadir in der Nähe von Mardin, zwey Tagreisen von Diarbekr, in der Nähe des Tigris, an dem östlichen Saume der Berge Sultanjailaghi; ein kleines vom Gebirge strömendes Flüßchen geht mitten durch den Ort [3]). Vom Gebirge Sindschar's strömt der Hermas, d. i. der Mygdonius, welcher in den Chabur (Chaboras) fällt, vor dem Eintritte aber den Sarsar (Saocoras) besonders dem Euphrat zusendet [4]). Das Gebirge Sindschar erhebt sich, wie schon oben bemerkt worden, vereinzelt aus der Wüste; die Gebirge, welche aber südlich und nördlich von Diarbekr dieses Sandschak sammt denen von Arghana, Sart, Hoßn Keif umschließen, heißen südlich: Karadschatag, und ein Theil derselben Dschudi, d. i. der Masius, und die nördlich Karataghi, der Niphates der Alten.

---

[1]) *M. Kinneir's* Memoir 263. [2]) Diese Pyramide erwähnt Otter II. S. 255, aber blos nach dem Dschihannuma; vielleicht erhalten wir bald weitere Aufschlüsse hierüber durch Capt. Lockets lang erwartetes Werk über die Stadt Nimrods und Ninive, und über die Ebene von Sinnaar, auf welche S. W. Ouseley in dem ersten Theile seiner Reisebeschreibung (S, 425) die öffentliche Aufmerksamkeit aufruft. [3]) Dschihannuma S. 437. [4]) Ewlia, Dschihannuma S. 241 über den Berg von Sindschar, siehe auch Rennel S. 701, 100 und 101. Dupré I. 77 und Heude p. 226.

Vom Gebirge Karadscha strömt der gleichnamige bey Diarbekr vorbey fließende Fluß, und der Fluß Kökdscheßu, der unter der Brücke Bertasch weg unter dem Fluß Karadscha in den Tigris geht [1]).

Zwischen dem Gebirge Karadschatag (Masius) und dem von Sindschar liegt die Stadt und das Sandschak von Nißibin, das alte Nisibis, die aus allen Städten Mesopotamiens als der beständige Zankapfel zwischen dem römischen und parthischen, bysantinischen und persischen Reiche am öftesten genannte; die Hauptstadt des Dijari Rebia, am Hermas (Mygdonius) gelegen; in den sehr zahlreichen Gärten, dieser heut zu einem elenden Dorfe [2]) herabgesunkenen Stadt wachsen nur weiße Rosen. Noch stehen die Grundfesten der Mauern und einzelnen Thürme dieser alten Gränzfeste [3]); an hellen Tagen sieht man von hier die Thürme von Mardin am Abhange des Masius oder Karadschatag; dessen östliches Ende gerade gegenüber der Stadt Dschesire der Dschudi heißt, und für die Stelle gilt, wo die Arche stehen blieb, welche aber am nördlichsten Ende dieser Bergkette, am Ararat vor Eriwan sich setzte; das Dorf Karijet ßemanin, d. i. das Dorf der acht (Personen die in der Arche waren), wird als die erste Stelle, wo Noe und seine Familie niederstieg, angegeben [4]). Nißibin trägt den arabischen Beynamen Bilados-siklein, d. i. das Land der beyden Geschöpfegattungen, die der Menschen und Dämonen, und ist nach der arabischen Sage das eigentliche Dschinnistan oder Dämonenheimath. Hier wollfahrtet man

---

[1]) Ungeachtet der Aehnlichkeit des Landes von Karadschatagh und Karatagh, sind doch beyde in der orient. Orthographie untereinander und von Kartagh, d. i. Schneeberg verschieden. Das erste قره جه طاغ, das zweyte كاره طاغ, das dritte قارطاغ. Um den Dschudi wohnen laut des Dschihannuma (S. 440) die kurdischen Stämme, Schehr Lori, Schehrli, Gurgili, Istiwri, welche Moslimen; die Jedekaun, Purisch, Hajurel, welche Jesidis; dann die Stämme Berke oder Beresbi, Uruch, Purus, welche in drey Zweige (Dschastulani, Besm, Kirafan) zerfallen, Kamersi auch Durbadan genannt, Karsi, Tschelki, Schilui, Bochti, Tansi, Denbeli, Noki, Mahmudi, Besni, Massak, Rischki, oder Rischi; Mersi oder Al'utschi, Moch, Rehrani, Bigani, Belani, Seturi, Schirujan oder Ardnani (der letzten Jesidis) Nedschbui, Schikaki, Sireni. [2]) Dupré I. S. 86. S. auch Rennel S. 63. 201. 102. *M. Kinneir's journey* 441, [3]) sein Memoir p. 260. 261. S. Martin p. 161. [4]) Dschihannuma S. 441 und *M. Kinneir's journey* S. 453.

zu den Stätten, d. i. Fußstapfenplätzen von Noe, Esdras, Sein-ol-abidin, und zum Grabe Jobs und Aische's [1].

Dara, das alte Anastasiopolis, zwischen Mardin und Nißibin, sah Dupré nur von weitem [2]; wie Heude [3] und Kinneir sagt, daß es die besterhaltenen römischen Festungswerke sind, die er (mit Ausnahme von Diarbekr) auf der Ostseite des Euphrates sah, und die er in seiner Reise sehr umständlich beschreibt [4]; die vier vorhergehenden Städte (Mardin, Nißibin, Dara, Sindschar) liegen südlich von Diarbekr oder Kara Amid nördlich vom selben:

Miafarekein, das Martyropolis der Bysantiner und vielleicht dieselbe mit Carcathiocerta, der Hauptstadt der Landschaft Sophene, von keinem der uns bekannten Reisenden besucht, sechs Tage von Moßul auf dem Wege über Hoßn Keif; nächst der Stadt entspringt ein kleiner Fluß aus der Ain Hauf genannten Quelle [5].

Hoßn Keif, auf dem östlichen Ufer des Tigris, S. Ost von Djarbekr, mit einem Schloß auf einem hohen Berge gelegen, hieß ehemals Rassul-gul, d. i. Dämonenhaupt (so heißt auch das Medusenhaupt bey den arabischen Astronomen) bis Merdi Mahmerd, ein Abkömmling der Familie Ejub, dasselbe wieder erbaute und Hoßn Keif, d. i. das Schloß der guten Laune nannte [6]. Hier mündet der Fluß Ersen, von Ewlia der Fluß Batman genannt, über welchen eine der herrlichsten Brücken führt, welche Ewlia den schönsten des osmanischen Reichs vorzieht, deren Mittelgewölb aber schon zu seiner Zeit eingestürzt und mit Holz wieder hergestellt war [7]. Um Hoßn

---

[1]) Ewlia, Ende des IV. Bands. [2]) Dupré I. p. 85. [3]) Heude p. 224. [4]) *M. Kinneir* Memoir p. 260 — 262, in dessen Reise p. 440 — 442. [5]) Dschihannuma S. 437 und S. Martin S. 96. Der Fluß der Quelle Ainol-hauf hieß ehemals Nymphius. Nach Ewlia zeigt man zu Dara oder Karada das Grab Sil-Kefel's, des Sohns Jobs, und des Emir Sultans, eines kurdischen Heiligen. [6]) Das Schloß Hoßn ist nicht zu verwechseln mit Hassan Kalaa, deren es mehrere in der asiatischen Türkey gibt, als das erste östlich bey Erserum von Usun Hassan erbaut, das zweyte bey Malatia Hassan Manßur, das dritte bey Tripolis in Syrien, S. auch Hassan tschelebi bey Heude 241, und Hassan batrik, ebend. 240. [7]) Ewlia nennt bey dieser Gelegenheit als die Meisterwerke hydraulischer Baukunst im osmanischen Reiche; in Europa die Brücken von Mostar, die an der Gränze von Bosnaserai vom Wesir Mohammed Sokolli über die Drina erbaute von zwölf Jochen; die von Mustafapascha (Dschisr Mustafa) und die von Erkene mit 174 Jochen von Murad I. In Asien, die von Kiwa, Osmandschik, Amasia, die von dem Herrscher der Familie Tschoban

keif wohnen die kurdischen Stämme: Aschti, Tschelegi, die großen Kurdli, die kleinen Kurdli, Mihrani, Dschangi Dschesbuni auch Bochti genannt, die Istewrigi Schikaki, Ruschani, dann die jesidischen Chandaki Rahmur, die Nedschbumi oder Turkäschki, der Serhani oder Sehrani am Fluß Batman, und von den Arabern die Beni Mohalami [1]).

Zu Hoßnkeif gedeiht eine besonders schöne Gattung von Weinbeeren, Haßi genannt [2]). M. Kinneir der auf der von keinem vorhergehenden europäischen Reisenden betretenen unwirthbaren und gefährlichen Straße von Sirt hierher kam, verhörte den Namen statt Hoßnkeif als Osman köi [3]). Dieß genaue Zusammentreffen der Angabe der Lage bey Ewlia und bey ihm, welche beyde den Ort an den Zusammenfluß des Batman oder Ersen mit dem westlichen Arme des Tigris setzen, läßt über diesen Irrthum des Verhörens des Namens keinen Zweifel über. M. Kinneir sah hier eine große Zahl in den Felsen gehauener regelmäßiger Gemächer mit Thüren und Fenstern, welche von den Einwohnern im Winter als Wohnungen, im Sommer als Ställe benützt werden. Wiewohl diese Felsenwohnungen durch ganz Kurdistan sehr zahlreich sind, so gehören sie doch alle grauer Vorzeit an. Von hier nach Sirt ging Kinneir's Weg durch Gorisler, von Christen der jakobitischen, nestorianischen und chal-

---

(Tschobansultan) bey Erserum über den Fluß Ers erbaute berühmte Brücke Tschoban Kupri; die über denselben Fluß erbaute Brücke Altun Chalkali (d. i. mit Goldringen), die beym Schlosse Chasu über den Fluß Ersen oder Batman gleiches Namens erbaute Brücke von Batman, die Brücke von Jalinligöf (S. bey Pococke L. V. Ch. 14), und die von Hoßnkeif. In Rumili sind noch die von Tschekmedsche bey Konstantinopel und die von Adrianopel hinzuzusetzen; bey der Beschreibung der Brücke von Batman nennt Ewlia noch die von Adana und Maßißa als besonders sehenswerth.

[1]) Otter bezeichnete bey Nißibin die kurdischen Stämme Millis und Gergeris (II. S. 260), bey Moßul sind die Badschwanli Hamd und Hakari, bey Sindschar die Satschkali vorgekommen; bey Miafarakein führt Ewlia nicht weniger als zwölf kurdische Dialekte auf, nämlich die der Stämme: Ruschegi (eines mit den Ruschani des Dschihannuma und die Ruchwan Pococke's IV. 1, 24 Ch.), Hakari, Haleti, Tschekwani, Ardelani, Hariri, Mahmudi, Dschesirewi, Sindschari, Surani, Auniki und Amadi; die hier oben und unten erwähnten sechs und dreyßig sammt der gleichen Zahl der am Dschudi aufgeführten geben schon allein zwey und siebenzig Stämme.

[2]) Dschihannuma S. 437. [3]) *M. Kinneri's* journey p. 423.

däischen Sekte bewohnt [1]), voll von Storchen. Tailmes (Tilmus), ein Dorf nicht fern von dem Zusammenflusse eines Arms des Tigris mit dem Nymphius (d. i. des von Miafarakein kommenden Stromes Ain Haus), mit dem Hauptstrome [2]). Chiwarßu (Kiveres), Baaschbut (Bashboot), die chaldäischen Dörfer, Uschu (Ooshai) und Redwan (Radwan), jesidische Schlösser [3]) im Distrikte Herboperi, der von Jesidis, wie der Distrikt Schirwain vom gleichnamigen Stamme der Kurden Schirwain bewohnt ist. Sirt oder Sert, die Hauptstadt des gleichnamigen östlichsten osmanischen Sandschaks dieser Statthalterschaft, etwas nördlich ober dem von Betlis kommenden Arme des Tigris, der heute Chabur oder Betlis ßuji heißt, und der Nicephorius oder Centrites Xenophons ist. Die Stadt (das alte Tigranocerta) hat heute blos drey kleine Moscheen, eine armenische Kirche, und nicht mehr als dreytausend Einwohner, theils Mohammedaner, theils Christen armenischer, chaldäischer und nestorianischer Sekte. Kinneir fand keine anderen Denkmale alter Kultur, als Cisternen in Felsen gehauen, als Behälter nicht von Regen-, sondern von Quellwasser [4]). Die Felder umher sind wohl bebaut, und es gedeihen hier vortrefflich Feigen, Granatäpfel und viele Trauben, deren beste Schafiiusum heißen. Sert liegt eine halbe Tagreise südlich von Miafarakein, vier Tagreisen südöstlich von Diarbekr, und fünf nordwestlich von Moßul [5]).

Die Hauptstädte der bisher durchgangenen Sandschake sind alle aus der älteren Geschichte berühmt, nämlich Diarbekr oder Amid (Amida), Mardin (Marde), Nißibin (Nisibis), Sindschar (Sangara), Miafarakein (Martyropolis) und Sert (Tigranocerta); die folgenden sind bis jetzt kaum dem heutigen Namen nach bekannt, nämlich:

Arghana, zwischen Amid und Charput an der westlichen Gränze der Statthalterschaft Diarbekr gelegen [6]), zwölf Stunden von Diarbekr am Eingange des Taurus in der Größe von Mardin, und auch wie dasselbe auf dem Gipfel eines Berges gelegen; vortreffliche Trauben [7]). Die Einwohner, viertausend an der Zahl, sind ein Drittheil Griechen und Armenier, die übrigen Türken. Hier (vier Stunden davon, zu Maden, d. i. Fundgrube) sind die berühmten Kupferbergwerke, welche ganz Kleinasien und Persien mit Kupfer versehen. Dupré fand hier

---

[1]) *M. Kinneir's* journey S. 422. [2]) Ebend. S. 421. [3]) Ebend. S. 414. [4]) Ebend. 409. [5]) Dschihannuma S. 439, siehe auch S. Martin S. 170, Rennel S. 195 und 202. [6]) Dschihannuma S. 439. [7]) Heude 234.

die Bergleute sehr mittheilend, und noch mittheilender in dem Silberbergwerke (Gümisch-chane) zwischen Erserum und Trapesunt, achtzehn Stunden von letzter Stadt [1]). Der Aufseher und die Bergleute sind Griechen; ihr Verfahren, das Dupré beschreibt, ist mühsam und übel eingerichtet.

Charput, ein Schloß auf einem Berge in der Nähe des zum vorigen Sandschake gehörigen Sees Kökdschek [2]), vierzehn Stunden von Arghani, im Thale der alten Landschaft Sophene [3]).

Siwrek, südlich von Diarbekr hinter der Gebirgskette Karadschasagh, in der Ebene zwischen dem Tigris und Euphrates [4]).

Tschemischgisek, in der Nähe des Euphrats, mit dem Rücken an einem Berge gestützt, wird als der Anfang von Kurdistan betrachtet. Ursprünglich gehörten zu diesem Sandschake auch die von Ssaghman und Portok, die aber hernach als besondere kurdische abgerissen wurden. Die Hauptörter der acht (oben erwähnten) kurdischen sind:

Ssaghman und Portok, an das vorige gränzend, in der Ebene gelegen [5]).

Dschermik, in der Nähe von Siwrek, zwischen zwey Bergen [6]).

Tschabaktschur, an der Gränze der Statthalterschaft Erserum [7]).

Terdschik in der Nähe von Diarbekr; hier ist eine Quelle des Tigris [8]).

Atak, zwischen Terdschil und den Schlössern Telek und Musch, deren letztes schon zur Statthalterschaft Erserum gehört [9]).

Nun folgen die fünf von jeher in Familien vererbten Hukumet oder kurdischen Befehlshaberschaften, nämlich Palu, Agil, Guh, Chasu und Dschesira; die drey ersten sind nördlich an der Gränze gegen die Statthalterschaft Erserum gelegen. Guh gegen Betlis hin bey Tschabaktschur; Agil unter Guh gegen Diarbekr, Palu ober Arghana, hart am Ufer des Muradstroms.

Chasu (nicht zu verwechseln mit dem auf den östlichen Ufer des Tigris bey Amadir gelegenen Sachu) liegt in einem schönen von beyden Seiten mit Bergen umfangenen Thale, von

---

1) M. Kinneir 554, und Dupré I. 59. 2) Dschihannuma S. 439. 3) M. Kinneir 554. Heude S. 239. 4) Dschihannuma S. 439. 5) Ebend. 6) Ebend. 7) Ebend. und S. Martin S. 97. 8) Dschihannuma S. 439. 9) Ebend. die Orte der beyden Sandschake Mikrani und Kauleb sind im Dschihannuma nicht besonders aufgeführt.

zwey Flüssen in einiger Entfernung umkreiset. Diese zwey Flüsse vereinen sich unter der Stadt, gehen unter einer steinernen Brücke weg, und fallen als Ersan oder Batman bey Hoßnkeif in den Tigris [1]). Die nördlich der Stadt gelegenen Berge heißen Su, von dem turkomanischen Stamme Karasu, der ehemals hier seine Herden weidete; zu Ewlias Zeit wohnten hier die kurdischen Stämme Haleti, Tschekwani, Sibari und Jesidis. In der Nähe ist das Grab von Weis, der aber ein anderer als der Held Weissol-karni; es ist ein Wallfahrtsort [2]). Die oben erwähnte steinerne Brücke beschreibt Ewlia als ein Weltwunder, indem dieselbe hundert drey und siebenzig Schritte lang in einem einzigen Bogen gespannt ist. Vielleicht besteht dieselbe heut eben so wenig als die oben erwähnte bey Hoßnkeif, weil, wenn diese nicht zu Grunde gegangen wäre, M. Kinneir nicht nöthig gehabt hätte, den Tigris zu Pferd zu durchwaten [3]). Die Straße von Diarbekr nach Betlis und Wan führt über Chasu, und folglich über diese Brücke, deren noch heutiges Daseyn künftigen Reisenden zu erforschen vorbehalten bleibt.

In der Nähe von Chasu sind die Schlösser Felak, Sassim, Sarki und Kefender [4]); bey dem letzten wird zu der Grabstätte Chosrewagas, eines Pagen Murad IV. gewallfahrtet. Der Sultan, welcher nach der Eroberung von Eriwan, und der Verheerung von Tebris über Wan und Betlis hieher kam, und im Thale von Kefender sein Zelt aufschlug, sah den Pagen mit einem Futtersacke aus dem Schlosse kommen; er zürnte so sehr, daß ein seiniger Page sich unterstanden, selbst und allein auszugehen, statt einen Stallknecht um Futter zu schicken, daß er ihm sogleich den Kopf abschlagen ließ. Tags darauf gab er dreyhundert Dukaten, um ihm ein Grabmal zu erbauen, das seitdem zum Wallfahrtsorte geworden [5]).

Dschesirei Ben Omar, das ist die Insel der Söhne Omars, oder kurzweg Dschesira, die Insel, so genannt, weil sie auf allen Seiten vom Tigris umflossen ist, und weil Omar Ben Abdolasis, der achte Chalife der Ommiaden, den Fluß zur Befestigung der Stadt rundherum leitete [6]); in der Nähe derselben lag das alte Bezabda [7]), vier Stunden davon wird im Distrikte Gurgil der Ort gezeigt, wo sich die Arche am Dschudi niederließ. Seit Benjamin von Tudela hat bis auf M. Kinneir kein europäischer Reisebeschreiber diesen Ort besucht; der-

[1]) Dschihannuma S. 440. [2]) Ewlia's Reise vierter Theil.
[3]) *M. Kinneir's* journey p. 424. [4]) Dschihannuma S. 439.
[5]) Ewlia's vierter Theil. [6]) Dschihannuma S. 439 l. 3.
[7]) *M. Kinneir's* journey S. 450.

selbe liegt auf einem niederen sandigen Eilande, das eine Stunde im Umfange hat. Der Wall von schwarzen Steinen ist größtentheils zerfallen. Da hier M. Kinneir gleich nach seiner Ankunft in ein enges Zimmer von nicht mehr als acht Schuh im Gevierten eingesperrt ward, konnte er von den Merkwürdigkeiten dieser halb in Ruinen liegenden Stadt nichts besehen. Von diesen erwähnt Ewlia des Riesengrabs, wohin die Sage die unzeitige Geburt, womit die Frau Noe's in der Arche niederkam, verlegt. Dieser Prophetenabwürfling war der erste Leichnam, welcher nach der Sündflut auf Erden allhier begraben ward. Auf der Westseite der Stadt bewässert die Quelle Ainsiklan schöne und fruchtbare Gärten. Die Einwohner besingen die Schönheit des Chaburs (Nicephorius oder Centrites) in melancholischen kurdischen Stanzen; der Begräbnißplatz, Dschebane genannt, ist mitten in der Stadt; man zeigt hier die Gräber mehrerer Abbassiden, und auch der Imame Dschafer und Bakeri (beyde irrig, indem sie zu Medina ruhen); endlich das Grabmal des großen Lehrers der Koranlesekunst Mohammed Al-dscheseri, dessen Beyname Dschesire seinen Geburtsort anzeigt. Im Distrikte von Dschesirei Omer, die äußerste Gränze der Statthalterschaft Diarbekr gegen Curdistan, führt Ewlia noch das mitten in Gärten gelegene Schloß Tenschach als von Noe erbaut, und das Dorf Russur am Zusammenflusse der beyden Arme des Tigris an, und Funduk, welches, wiewohl auf dem östlichen Ufer des Tigris im Gebiete von Amadia gelegen, unter dem Beg von Dschesire steht [1].

Als Beschluß der Beschreibung der bisher durchlaufenen fünf Statthalterschaften (Baßra, Bagdad, Moßul, Rakka, Diarbekr) liefern wir nach ganz unbenützten Quellen die folgende Beschreibung des Ursprungs und Wachsthums des Tigris, zur Vervollständigung der Hydrographie dieser Länder, welche bisher noch nirgends so genau und bestimmt angegeben ist. In dieser Hinsicht betrachten wir zuerst die Quellen und Hauptarme des Flusses, durchgehen dann die Ströme, die er aufnimmt, und schließen mit denen, die derselbe vor seiner Vereinigung mit dem Euphrates demselben oder der Wüste zusendete, oder noch zusendet.

Von den beyden Flüssen (dem Tigris und Euphrat) wird der erste als der Hauptfluß betrachtet, indem er nicht nur vorzugsweise den Namen des Flusses (Schatt) vor seiner Vereinigung mit dem Euphrates, und nach derselben den des arabischen Flusses (Schattol-arab) beybehält, während der Name des

[1]) Ewlia zu Ende des IV. Bandes.

Euphrates ganz verschwindet. Von den zwey Armen des Tigris (dem westlichen und östlichen), deren jener von Diarbekr, dieser von Betlis kömmt, ist der erste der größere und vorzüglichere, und trägt daher schon von seinen Quellen an den Namen Schatt oder Didschlet, d. i. Tigris, während der östliche Strom blos der Strom von Betlis oder der Chabur genennet wird. Die eigentlichen Quellen des Flusses sind also ober Diarbekr, und es sind deren nach der sehr umständlichen Beschreibung Ewlia Efendi's vier.

Eine Tagreise nördlich von Diarbekr beym Schlosse Pali in einer reizenden Gartengegend, Baghin genannt, quillt die erste und Hauptquelle, Schatti Baghin, auch Schatti Sulkarnein, d. i. der Fluß des Zweyhörnigen genannt, weil die islamitische Sage erzählt, daß Alexander das reinste Wasser aufsuchend, um durch dessen Trunk den Schmerz, den ihm seine beyden Hörner auf der Stirne verursachten, zu stillen, nachdem er den Strom nun aufwärts verfolgt, und immer getrunken hatte, hier stille stand und Linderung fand. Der zweyte Quell springt aus einer Höhle des Bergs Tachti Mascha bey Arghana mit großem Getöse; der dritte aus einem Berge im Thale Tschinarli, zwischen Arghana und Demurkapu. Die Ströme dieser drey Quellen gehen vereinigt unter der Brücke Bardendsch weg, und vereinigen sich dann mit dem Strome des vierten Quelles, der von Terdschil kommt, und Schatti Terdschil heißt.

Dieser aus den vier genannten Quellen und anderen Bächen vereinte westliche Hauptarm strömt von Westen nach Osten, die Stadt Diarbekr (dieselbe umkreisend) vorbey, und nimmt vor seiner Vereinigung mit dem östlichen Arm, der von Betlis kömmt, und den von Norden herabströmenden Ersen und Batman auf, welcher aus dem Gewässer von Atak, Kefender, Sarki und Saku zusammen, und bey Hoßn Keif in den Schatt fließt. Die kleineren, aber auf dem linken Ufer von Norden her einströmenden Gewässer, welche der westliche Arm von Diarbekr vor seiner Vereinigung mit dem östlichen von Betlis aufnimmt, sind der Fluß von Miafarakein (Aini Hausſ), der Nymphäus der Alten, dann die Flüßchen Abi Hini, Abi Sid, Abi Hassan, Abi Atak, Abi Beschra, auch Altunküpri [1]). Der östliche Arm, gewöhnlich Ali Betlis, d. i. der Strom von Betlis oder auch Chabur genannt, ist der Centrites oder Nicephorius der Alten [2]); derselbe entspringt zu Susan, ein wenig nördlich von Betlis [3]), und vereinigt sich unter Dschesira

[1]) Dschihannuma S. 467. [2]) Rennel 199, 201. *M. Kinneir's* journey p. 412. [3]) Derselbe S. 416.

B. Omar mit dem westlichen Arme von Diarbekr. Die ferneren Flüsse, welche nun alle auf dem linken Ufer des Tigris von den kurdischen Gebirgen einströmen, sind in der Ordnung des Laufs, der nun von Norden nach Süden gerichtet ist, die folgenden: der Hisel oder Chisel, der von den gleichnamigen Bergen kommt, bey Sachu in den Chabur, und mit demselben in den Schatt (d.i. den westlichen Arm von Diarbekr fällt; der Distrikt von Sachu liegt zwischen dem Chabur und Chisel [1]).

Von Amadia und Sachu strömen mehrere kleine Gewässer in den Tigris hinunter, welche nach den Bergen, aus denen sie kommen, die Flüßchen von Guwaschi, Kelati, Akari, Sindi und Sachu heißen. Der erste namhafte Fluß ist aber der große Sab (Sabatus), und dann der kleine Sab. Diese beyden Flüsse hießen ehemals auch Lycus und Caprus, wie mehrere andere Flüsse der alten griechischen Geographie (z. B. der Lykus und Caprus, bey Laodicea in Phrygien, wo der kleinere Caprus, d. i. die Ziege, dem größeren Lykus, d. i. dem Wolfe, gleichsam entgegen, oder dieser derselben nachspringt. Der größere Sab heißt seines reißenden Laufs willen, auch Medschnun, d. i. der Rasende, und der kleine Altunßuji, d. i. das Goldwasser. Dieses Altunßuji ist eben so wenig mit dem oben erwähnten in den Arm von Diarbekr strömenden gleichnamigen Flüßchen, als der Chabur des Tigris (d. i. der Centrites) mit dem Chabur des Euphrats (der Chaboras) zu verwechseln. Der Fluß von Kifri, der Odorneh (der Tornadotus der alten Geographie), fällt gegenüber der Mündung des Kanals Ishaki in den Tigris. Der Diala (der Silla des Isidorus) entspringt bey Schehrsor, nimmt in seinem Laufe die Flüßchen der Oerter Tuf Churma, Holwan, Derne, Derteng, Neherwan, in Kaßr Schirin auf, und geht ober den Ruinen des alten Medain in den Tigris. Bey Bagdad, wo die geringste Entfernung der beyden Flüsse (des Tigris und Euphrates) vor ihrer Vereinigung bey Korna, wieder das eigentliche alte Mesopotamien, und Babylonien beginnt, dessen Flüsse und Kanäle schon oben

[1]) Im Dschihannuma, S. 467, wird dieser Fluß Hisel هيزل im Ewlia Chisel خيزل bey Kinneir S. 454 falsch Hasel geschrieben. Das خيزل Chisel als Flußname ist augenscheinlich aus dem Chidekel der Schrift entstanden, welches auch in der Benennung Didschla erkannter ist. Wäre die Benennung dieses Flusses als die vierfache Quelle des Tigris früher in Europa bekannt gewesen, zu wie vielen neuen Hypothesen über die vier Flüsse des Paradieses hätte dieselbe nicht schon Stoff gegeben? —

bey der Statthalterschaft Baßra vorgekommen, so wie die unter Korna von Osten in den Schattol-arab fallenden Flüsse, nämlich der Kereh und Karun (Gyndes und Eulaus), schon bey der Beschreibung von Persien abgehandelt worden sind. Hier wollen wir blos der Kanäle, welche von dem rechten Ufer des Tigris gegen den Euphrat gehen, erwähnen. Die orientalischen Geographen erwähnen zwar eines Armes des Hermas (Ssarßar), welcher bey Tebrit von der Westseite in den Tigris, nicht aus demselben geflossen seyn soll, und Rennel zeigt denselben, auf diese Angaben gestützt als Tatar River in seiner Karte an, aber kein europäischer Reisender, der bey Tebrit vorbeygekommen, erwähnt dieses Armes oder der Spuren seines Bettes.

Eben so wenig als dieses auf der Westseite einströmenden Ssarßar, oder seines Bettes, erwähnen europäische Reisebeschreiber des auf der Ostseite vormals vom Tigris aus und wieder in denselben zurückfließenden Kanals, der bey Kaßr Dschaaferije ausging, dann den Namen von Nehrwan annahm und bey Dscherdscheria wieder einfloß; er hieß der große Katul, zum Unterschiede der drey kleinen Katul, die vom Tigris unter Samara ausflossen. Der Dudscheil oder kleine Tigris strömt unter Samara oder Semenrai aus, und nachdem er sich in mehrere Arme getheilt, in denselben wieder zurück; nachdem derselbe größtentheils versandet worden, reinigte denselben Murtesapascha i. J. d. H. 1065 (1654). Die anderen vorzüglichsten Kanäle, welche der Tigris von seinem rechten Ufer entsendet, sind: die drey schon bey der Beschreibung Bagdads erwähnten, der Nehr Ishaki, Nehr Issa, Nehr Melek und der Schattol Hai, die Gränze der Statthalterschaften von Bagdad und Baßra [1]). Die anderen von Abulfeda und Ewlia, und nach dem ersten von Otter und Wahl aufgezählten neun Kanäle gehören nicht nach Mesopotamien, sondern blos in die Gegend von Baßra, wo künftigen Reisenden die nähere Bestimmung derselben vorbehalten bleibt. Ewlia berichtet über dieselben das Folgende [2]):

1) Merre, der nördlichste, bewässert die nördliche Umgegend von Baßra, und fällt in 2) den Deir, an welchem das Grabmal Mohammed Haafis steht. Sechs Farsangen unter diesem ist der Kanal 3) Sibk Schirin, der sich in der Wüste ver-

---

[1]) Diese sollen vom Euphrat in den Tigris und nicht von dem Tigris in den Euphrat fließen, was um so unglaublicher, als das ganze Land sich von den kurdistanischen Gebirgen her gegen Westen, wohin alle Flüsse in den Tigris laufen, zu senken scheint. [2]) Ewlia, zu Anfange des vierten Theils.

liert. Zwey Farsangen unter diesem geht der Kanal 4) Nehr Moakil, der sich bey den Ruinen von Mina mit dem 5) Obolla vereinigt. Dieser geht vier Farsangen unter dem Nehr Moakil aus, und an seiner Mündung ist das edenische Gefilde von Obolla; derselbe ergießt sich mit dem Moakil vereint wieder in den Schatt. Vier Farsangen unter dem Obolla geht der 6) Nehr Jehud, d.i. der Judenfluß, aus, und nahe an demselben der 7) Nehrol-chatib, d. i. der Rednerfluß; bey Ueberschwemmungen vereinen sie ihre Fluten. Eine Farsange näher gegen Baßra als der vorige, strömt der 8) Nehr Emin, d. i. der Seherfluß, und dann der 9) Nehr Kandil, d. i. der Lampenfluß.

VI. Schehrsor.

Der Tigris scheidet die Statthalterschaft Diarbekr von der von Schehrsor, mit welcher das eigentliche Kurdistan beginnt, und sich mit Inbegriff der Statthalterschaft von Wan bis nach der von Erserum erstreckt. Auf der Nordseite gränzt die Statthalterschaft an Wan, auf der Südseite an die Statthalterschaft Bagdad, und von der Ostseite an das persische Kurdistan, indem das Gebiet der kurdischen Gebirge (die montes gordyaei) zwischen osmanischer und persischer Herrschaft getheilt ist. Die Sandschake nach dem Dschihannuma [1]) sind: Surudschek, Suleimanije, (dasselbe mit Kerkuk), Arbil, Keschan, Schehrbasar, Schehrsor, Otari, Baf, Koi, Berend, Balkas, Uschti, Kalai, Ghasi, Dschebeli Hamrin, Rudin, Schemiren, Dschulamorg, Dildschuran, Merkava, Adschura, Harin, Mihrewan, Indschiran, Hesarmerd, Senga, Kisildscha, Tschaghan, Karatag, Amadia.

Da das letzte unmittelbar (nur durch den Tigris getrennt) an Diarbekr stößt, nennen wir die vorzüglichsten Oerter nach dem Dschihannuma, indem außer Amadia, weder Kinneir [2]) noch Heude, die einzigen neueren Reisenden, welche in diese Gegend sich gewaget haben, irgend eines der benachbarten Schlösser nennen. Nach Dupré [3]) wird das türkische Kurdistan heute von drey Statthaltern verwaltet, deren einer seinen Sitz zu Choi (vermuthlich Sachu in Diarbekr), der andere zu Sachu (d. i. bey Amadia), und der dritte zu Baban seinen Sitz hat. Die Gegend um Amadia ist die fruchtbarste, sie versieht das gegenüber gelegene Moßul mit Tabak, Weinbeeren, Wein, Honig, Früchten und Manna (Gisengebin), die sich

---

[1]) S. 445. [2]) *M. Kinneir's* journey p. 456 [3]) Dupré I. p. 93.

während vierzig bis funfzig Tagen im September und Oktober Nachts bildet, und an dem ersten Strahle der Sonne schmilzt. Man bedient sich derselben statt Zucker und Honig.

Der Pascha von Amadia (welches ein Hukumet, d. i. erbliche kurdische Befehlshaberschaft ist) leitet seine Abstammung in ununterbrochener Linie vom Hause Abbas ab, und beherrscht ein und dreyßig wohl bevölkerte fruchtbare Distrikte, die von Kurden, Chaldäern, Nestorianern und Katholiken bewohnt sind [1]); den Namen hat es von dem berühmten turkomanischen Fürsten Amadeddin Sengi Aksankor; die Festung liegt auf einem sehr hohen Berge, und erhält das Wasser mittelst jener in den Felsen gehauenen Brunnen. In der Stadt sind mehrere Bäder, Moscheen und Akademien; die hier wohnenden kurdischen Stämme heißen Musuri Sibari, Radkani, Perwari, Memi, Sababerwi, Tili, Behli [2]). Die Sibari haben ihren Namen vom Strome des Thals, das sie bewohnen; die Radkani heißen auch Rigani. Die herum liegenden hohen Schlösser sind: Aakar, von Moslimen und Juden bewohnt, Huk, Deir makiub, Bibescher, Kalata, Schusch [3]), Ahmerani, Basi Rani, Germlis zwischen Baschkara und Bersan. Sachu, der Sitz der kurdischen Stämme Sindi [4]) und Suleimani, weßhalb die umliegende Gegend auch die Landschaft Sindian heißt. Dieses Gebiet ist ebenfalls wie das von Amadia eine vom Vater auf den Sohn vererbliche Befehlshaberschaft (Hukumet), der Pascha, den M. Kinneir hier fand, Caputpascha; (?) die Stadt liegt auf einem vom Chabur gebildeten Eiland, die Wohnung des Pascha ist in einem Schlosse am östlichen Ende der Stadt [5]). Das Gebirge von Sachu hält M. Kinneir für dieselbe Kette, welche den Fortschritt der Zehntausend Xenophons aufhielt, und sich von dem Ufer des Tigris abzuwenden zwang. Rennel setzt in die Nähe von Sachu die von Xenophon (B. III. C. 22) erwähnten Dörfer [6]). Am Zusammenflusse des Chabur mit dem Flüßchen Huk liegt das gleichnamige Schloß; der Di-

---

[1]) *M. Kinneir's* journey p. 456. [2]) Dschihannuma S. 467. [3]) Da auch auf der anderen Seite des Tigris ein Susch liegt, so zeigt diese öftere Wiederkehr desselben Namens in dieser Gegend, wie wenig derselbe für die Identität des persischen Susch mit Susa beweisen könne. Siehe bey Heude 203 Suza. [4]) Wenn auf die von Heude bemerkte Verwandtschaft des Morischen mit dem Kurdischen eine Verwandtschaft der Völker zu bauen ist, so gibt dieser Distrikt, der denselben Namen, wie die indische Landschaft Sind trägt, einen etymologischen Behelf. [5]) *M. Kinneir's* journey p. 454. [6]) Rennel S. 158.

strikt von Sachu liegt zwischen den beyden Flüssen Chabur und Hisel [1]).

Schehrsor, die Hauptstadt der Statthalterschaft, hieß ehemals Nimrah, nämlich auf dem halben Wege von Medain nach dem Feuertempel von Aserbeidschan gelegen, von Kobad B. Firus dem Sassaniden erbaut, und daher Schehr Firus genannt, was später in Schehrsor verderbt ward; in der Nähe zeigt man eine Grotte, wo Alexander begraben ward (vor der Ueberführung des Leichnams nach Alexandrien), zwölf Farsangen von Holwan, sechs Stationen von Maragha, fünf von Moßul entfernt. In der Gegend sind überhaupt mehrere sehenswerthe Berghöhlen und Grotten als Wohnorte und Festungen benutzt, als bey den Schlössern Gulanber (Rosenambra), Salim Kalaasi und Kalaitscharch, das zwischen den beyden vorigen liegt [2]). Diese Gegend hat noch kein europäischer Reisender betreten.

Arbil, das alte Arbela, zwischen dem großen und kleinen Sab, zwölf Stationen von Moßul auf einem Hügel von einer Ebne umgeben. Der Ort wurde von Abu Said Gokbusi Mosafferoddin ungemein verschönert, und mit vielen frommen Stiftungen versehen; zu seiner Zeit wurde das Geburtsfest des Propheten jährlich hier mit ungemeinem Glanze gefeyert [3]). Ehemals waren hier die Gräber der persischen Könige, die Caracalla zerstörte [4]), und in der Nähe Gaugamela das Schlachtfeld zwischen Darius und Alexander, das einige Reisende im Dorfe Enkewat zu erkennen glauben [5]). Erkil hat drey bis viertausend Einwohner aus dem kurdischen Stamme Badschilan, aus Christen, Arabern, Türken, Juden und Jesidis; hier wird eine Art dicker schwerer Decken verfertigt, welche die Feuchtigkeit vortreflich abhalten [6]). Kerkuk oder Suleimanije ist heute der Sitz des Paschas, die ehemals zu Schehrsor residirten; das alte Corcyra liegt auf einem künstlichen länglichen Hügel im flachen Lande, mit Mauern umgeben. Der in der türkischen Geschichte berühmte Pascha Tschigalasade, Sohn des genuesischen Admirals Cicalla, residirte hier lange Zeit; nach Dupré hat die Pforte seit vierzig Jahren das Land dem Statthalter des arabischen Irak (Bagdad) untergeben, der hieher einen Motesselim setzt [7]). Heude, der seinen Weg über Suleimanije nahm, gibt als Titelkupfer die malerische Ansicht der wilden Felsenschlucht, die sich vor Suleimanije öffnet, und rückwärts

---

[1]) Dschihannuma S. 467. [2]) Dschihannuma S. 445. [3]) Ebend. 446. [4]) Zonaras IV. [5]) Dupré I. S. 128. [6]) Heude p. 214. [7]) Dupré I. S. 132.

die Ansicht der Stadt selbst; sie liegt in einem Thale von ungeheueren, den größten Theil des Jahrs mit Schnee bedeckten Bergen umgeben [1]).

Koschab, ein Schloß zwischen dem Sab und Tigris, am Zusammenfluß des kleinen Sab mit demselben westlich von Erbil zwey Stationen [2]).

Mihriban, auf dem Wege nach Hamadan, in enger Bergschlucht rückwärts an die Berge gelehnt, nördlich eine Ebene mit einem Teiche und morastiger Gegend [3]).

Duldschuran, auf dem Wege von Kerkuk nach Schehrsor, am Rande der Wüste, hinter dem Passe von Derbend imam [4]); die Gebirge auf der rechten Seite dieses Passes heißen Karadschalagh.

Hesarmerd, am Ende der Ebne von Duldschuran, auf einem Berge.

Schehrbasar, im Gebirge von Schehrsor, auf einem Berge [5]).

Ghasi kalaa oder Ghasikirar, ebenfalls im Gebirge [6]).

Kisildschesagh, hinter dem Passe von Tschaghan [7]).

Jelenkar, in der Nähe des vorigen, ein hohes Schloß, der Sitz der kurdischen Fürsten Kuran [8]).

Schehmeran, südlich von Schehrsol, am Fuße fließt die Diala, man steigt mittels einer Felsentreppe hinauf [9]).

Surudschek, im Gebirge von Schehrsor, Schloß und Distrikt [10]).

Mergawa, am Ende der Wüste von Kerkuk, links vom Passe Derbendiman [11])

Belban, ein Schloß und See, dessen Abläufer in den kleinen Sab geht, es liegt in der Nähe von Harir [12]).

Uschti, hinter Harir im Gebirge [13]).

Samaklu, auf dem gleichnamigen Berge in der Nähe von Harir [14]).

Die Schlösser Geldim, Orman, Novin, Meschighla, Hassid, Meiwe, Kura, Weilek, Mabekr [15]).

Harir, in der Ebne nahe am Gebirg, eine Stadt ohne Schloß, nur durch einen äußerst beschwerlichen Felsenpaß, wo drey Bergschluchten zusammenlaufen, zugänglich. Diese mühsame, größtentheils gemauerte Straße heißt Tschehar diwar, d. i. die vier

---

1) Heude p. 200, 208. 2) Dschihannuma S. 447. 3) Ebend. 4) Ebend. 5) Ebend. S. 448. 6) Ebend. 7) Ebend. 8) Ebend. 9) Ebend. 10) Ebend. 11) Ebend. 12) Ebend. 13) Ebend. 14) Ebend. 15) Ebend.

Mauern; dem Felsenthale, worin Harir gelegen, liegt der Berg Semakli vor [1]).

Duwin, ebenfalls in einem Bergthale, die osmanische Gränze gegen Aserbeischan [2]).

Rubin, in der Nähe von Harir gegen die Gränze [3]); die Distrikte von Harir heißen: Awan, Jalegen, Bajan, Samaklu und Schakabad [4]).

Awanak, ein Gränzschloß im gleichnamigen Distrikte; die Einwohner heißen Sehran statt Surchan, vom rothen Gestein [5]).

Bajan, bey Harir, SOst von dem Passe Derbendpuscht an einem kleinen See, dessen Ablaufer bey der Stadt in den von Belban und Kestane kommenden Fluß geht [6]). Dieser geht dann westlich bey Arbil vorbey, vereint sich mit dem Sibari und geht über Samara in den Tigris.

Längs des Laufes dieses Flusses und in der Gegend sind die Schlösser: Tschinar, Choschir, Sindschire, Scharakbu, Basseki, Neran, Para, Perted, Kaalab, Barifl [7]); diese Gegend ist das innerste und eigentliche Kurdenland, das sich nach dem Dschihannuma in der Breite von Hurmus bis Maletia, in der Länge von Aran bis Moßul erstreckt. Dupré, welcher diesem nach so wenig bekannten Gebirgslande und Gebirgskette ein besonderes Hauptstück seiner Reisebeschreibung [8]) gewidnet hat, theilt nach Garzoni [9]) ganz Kurdistan in fünf Fürstenthümer oder Befehlshaberschaften, nämlich in die von Betlis, Dschesire, Amadia, Dschulamerg und Kartschelan, und nennt ebenfalls nach Garzoni die Bewohner Betlissi, Botran, Badinan, Schambo, Siran. Diese Eintheilung und Uebersicht dürfte von künftigen Beschreibern dieses asiatischen Hochlandes, das fast noch ganz terra incognita für den Geographen ist, nicht ganz richtig befunden, und diesen Namen andere üblichere vorgezogen werden, so z. B. geben unsere türkische Quellen die Bewohner des Distriktes von Amadia unter dem Namen des Stamms Sibari, die des Distrikts von Dschulamerg unter dem Namen des Stamms Hakarian, deren Befehlshaber blos Schanbo heißen [10]), und das

---

[1]) Dschihannuma S. 447. [2]) Ebend. [3]) Ebend. [4]) Ebend. [5]) Ebend. S. 449. [6]) Ebend. [7]) Ebend. [8]) Dupré I. Ch. X. p. 89. [9]) Gramatica e vocabolario della lingua kurda. Roma 1787. [10]) Garzoni sagt (S. 4) I sudditi di Giulamerk si dicono *Sciambo*, das Dschihannuma an zwey Stellen S. 449 und 421, gerade das Umgekehrte حكام حكاري شنبو لقبي ايله ياد اولنور d. i. die Befehlshaber der Hakari heißen Schanbo.

Dschihannuma [1]) nennt als die vier Hauptklassen der Bewohner Kurdistans, welche an Sitten und Gebräuchen von einander abweichen, die Germanidsch, Gulchran oder Gulheran, Kuran (vermuthlich die Suran Garzoni's) und die Jesidis um Moßul und in Syrien aus den Stämmen Sini, Tasini Chalui, welche den Teufel als einen Cherub verehren, und sich als Jünger des Scheichs Hadi bekennen.

Von diesen Befehlshabern und ihren Untergebenen gibt M. Kinneir die folgende anziehende Nachricht: These chiefs are regarded with great deference by their vassals, whom they treat with kindness and with familiarity, but their word is a law and they have the power of life and death: they preserve a certain degree of state, seldom move from their seats without a dozen attendants, and their favorite topic of conversation is the antiquity of their families and their long established independence, which they boast of having maintained since the days of Noah their grand patriarch. It would indeed be no easy matter for a foreign invader to subdue a country si intersected with narrow defiles, difficult passes, and inaccessible mountains, to which the natives might fly for shelter without the danger of pursuit. Here they can subsist for months on the milk of their goats, and bred made from acorns, whilst the severity of the winterseason combined with the scarcity of forage and provisions must compel an army to retire or divide itself in curring in either case the risk of being destroyed

Wer glaubt nicht hier eine Beschreibung des schottischen Hochlandes zu lesen, wie die Sitten der Bewohner desselben Walter Scott in seinem Waverly, als noch vor sechzig Jahren bestehend, geschildert hat. Ein noch mehr ins Auge des ethnographischen Beobachters springendes Zusammentreffen ist die ossianische Melancholie, welche der Bewohner Kurdistans am Ufer seiner Ströme wie der Hochländer auf seinen uralten Burgen in elegischen Liedern ausspricht. An zwey Stellen erwähnt der Reisebeschreiber Ewlia diese schwermüthigen Gesänge zum Lobe des Chaburs (des östlichen Armes) des Tigris, und was das Allermerkwürdigste, schon Plinius nennt den Ursprungsort dieses östlichen Arms den elegischen: loco nomen Elongosine (statt Elegosine) est ipsius qua tardior fluit, *Diglito*: unde concitatur [2]).

---

[1]) Dschihannuma S. 449. [2]) *Plinius* VI. 27. Der Distrikt heißt noch heute Eleger und wird in der Statthalterschaft Erserum vorkommen. — Als eine große philologische Seltenheit theilen wir dieses elegische Lied der Kurden am Chabur hier im

Freylich kennen Reisende bisher die Kurden nur von ihrer schlechten Seite, wie schon Strabo die Gordyäer schildert, nämlich als Räuber und Diebe; aber ihre lobenswerthen Eigenschaften sind minder bekannt. M. Kinneir fährt in der Schilderung der einen und andern, mit den folgenden Worten fort: the Koords are without faith and have so little respect for truth, that they lie systematically, whenever it can, in the most trifling degree, answer their purpose; they are jealous of strangers, rude and uneducated, but full of patriotic feeling, and conceive it happy to be permitted to remain unmolested in their native mountaius. They are not so strict as Turks in regard to their women, who go abroad with their faces uncovered, and do not shun the approach of the other sex; they venerate the dead, and invariably erect monuments [1]) to the memory of those, who are supposed to have led a holy life. Their customary dress in this part of the province is a long robe made of white cotton cloth, but in the neighbourhood of *Betlis* and *Moosh* they manufacture a sort of striped stuff resembling tartan [2]). Um dieses Sittengemälde besonders von der schönen Seite zu vervollständigen, vernehme man nun auch morgenländische Zeugen; die wenigen Namen großer und berühmter Kurden, die nicht nur jeder Morgenländer, sondern auch jeder gebildete Europäer kennt, werden genügen, von diesem Volke nicht nur bey den für alle Helden (des Kriegs und der Liebe) günstig gestimmten Frauen, sondern auch bey unparteyisch richtenden Männern ein sehr vortheilhaftes Urtheil zu begründen. Die größten Helden der alten persischen Ge-

---

kurdischen Original mit: چومه جيزيري كالك برداني چومه خابوري جيوت و واني آيايايا اويويو بو امان مروت مريزم بوچي كلندو dessen Uebersetzung wir aber um so weniger hier wagen konnen, als selbst Ewlia, der in Kurdistan reiste, dieselbe zu liefern nicht gewagt hat, indem er sagt daß es ihn zu weit führen würde: اكر بومرتعي ترجمه‌سيله تحرير ايلسك تطويل كلام اولور

[1]) M. Kinneir's *journey* p. 410. [2]) Heude beschreibt kurdische Gräber von sonderbarer (nordischer) Form, zwischen Ibrahim Kantschi und Katschan, S. 206, und gibt in einer Kupfertafel die Abbildung derselben, sie erinnern an die Steinpfeiler von Stonehange.

schichte, Rostem, Behram Tschobin, Gurgin Milu waren Kurden; Kurden waren der große Saladin (Ssalaheddin) und Ferhad, der Geliebte Schirins, der letzte aus dem Stamme Gülhera [1]).

Nach dem persischen Geographen (dem Verfasser des Nushetol-Kulut) zerfällt Kurdistan in achtzehn Landschaften, und die von ihm genannten Distrikte sind: Alani mit vortrefflicher Jagd.

Al-bister, eine mittelmäßige Stadt, wo der Feuertempel Arochsch stand.

Behar, ein Schloß, wo Suleimanschah zu residiren pflegte.

Hakischan, ein festes Schloß am Ufer des Sab.

Derbendi Tadsch Chatun, eine in Ruinen liegende Stadt.

Derbendi sengi, wohlbewässert, aber die Einwohner scheuslich.

Derbil, eine Stadt mit guter Luft und gutem Wasser.

Dinewei, eigentlich schon zu Persisch Irak gehörig.

Dschemdschalabad, auch Sultan Jarmendschan, am Fuße des Berges Bissutun, vom Fürsten der Mogolen Oltschatiu erbaut.

Kerend und Choschan, zwey Dörfer im Gebirge Holwans; das erste verfallen, das zweyte wohlangebaut.

Mandescht, ein Distrikt von funfzig Dörfern mit Gebirgwasser.

Mersin, ein Schloß mit einem Flecken daneben.

Wostam, gegenüber von Schebdis, d.i den Sculpturen des geharnischten Ritters am Berge Bissutun, auf welchem die Sage des Kurden, die Namen seiner beyden berühmtesten Landsleute (Rostem und Ferhad) verewigt hat. Das vom Berge kommende Wasser heißt Rudi Gülgun [2]).

Tus-churma, d. i. Salzdattel, von den Salzquellen so genannt.

Kergösbaba, wo überall aus dem Grunde, wenn man gräbt, Flammen auflodern; westlich dabey fließt ein kleiner Fluß, quellen drey Naftabrunnen, und eine Pechquelle, wo Thiere,

---

[1]) Dschihannuma S. 450 und aus demselben auch Otter II. S. 238, wo aber Behram, Gurgin und Saladin fehlen.

[2]) Gulgun ist der Name des Lieblingsfalken Schirins, und Schebdis der Name des Lieblingsrappens Chosru's S. Schirin.

die darüber wegwallen, picken bleiben. Die anderen Distrikte sind Kulusch, Schikasch, Hawar, Siwan, Rawadan, Tagßu, Schemiran [1]).

(Der Beschluß folgt.)

Art. X. Historisch = Genealogischer Kalender auf das Gemeinjahr 1821. (Mit Kupfern.) Berlin, herausgegeben von der königl. preußischen Kalender = Deputation. 12. Historischer Text 242 Seiten. Genealogie der regierenden Häuser 104 S. Verzeichniß der Postkurse 66 S.

Eigentlich für seine unmittelbare Umgegend, oder in weiterer Ausdehnung für die preußischen Staaten bestimmt, hat der genealogische Kalender durch die Trefflichkeit seines historischen Inhalts dennoch ein allgemeines Interesse. Die Genealogie der regierenden Häuser, in seiner zweyten Hälfte auf das genaueste ausgeführt, so wie das Verzeichniß der Postkurse gehört nicht in den Umkreis der Referate dieser Jahrbücher. Was wir aber von den historischen Beyträgen zu berichten finden, welche Herrn Bibliothek = Direktor Wilken zum Verfasser haben, und sich alle durch die höchste Anschaulichkeit der Darstellung auf eine seltene Art empfehlen, wird Jedem willkommen seyn. Es sind drey unter sich zusammenhängende Aufsätze.

I. Berlin unter Johann Sigismund von 1608 bis 1619 erzählt die Schicksale jener Stadt während des angezeigten Zeitraums. Ohne Gepränge der Darstellung, ja aller Zierde der Rede entblößt, eine ganz einfache Berichtserstattung, ist sie doch im höchsten Grade anziehend, und hält die Aufmerksamkeit des Lesers bis an's Ende gefesselt. Sie beginnt mit dem Streite um die Nachfolge in den Besitz von Jülich, Cleve und Berg, nach dem erfolgten Tode des Herzogs Johann Wilhelm. Die Zwistigkeiten mit Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg, die allmählichen Kriegsrüstungen von Seite des Erzherzog Leopold, Bischofs von Passau und Straßburg, als vom Kaiser zur Sequestration der Jülichschen Lande beorderdertem Reichsstand, wie von Seite Johann Sigismunds, bilden den natürlichen Uebergang zu dem Gemälde des Lebens in der Mark Brandenburg und in Berlin während jener Epoche. Viel Unerfreuliches kommt hier zum Vorschein, welches der ganzen schwer gedrückten Generation gemeinsam war, hier aber mit genauester Individualisirung, wie es sich in der Mark

---

[1]) Alle diese Oerter, welche das Dschihannuma S. 450 und 451 aus dem Nusched aufführt, gehören heut zum persischen Kurdistan, waren aber vormals unter türkischer Herrschaft.

gestaltete, dem Leser entwickelt wird. Sehr interessant insbesondere ist die hier gegebene Charakteristik des Soldatenwesens, und seiner vielfältigen Mißbräuche. Höchst anschaulich und durch das reichste Detail der Berichtserstattung von seltener Lebendigkeit darf man die Darstellung der in Berlin durch den Uebertritt des Churfürsten zur reformirten Kirche entstandenen Unruhen nennen. Die Wuth der eifernden Lutherischen Prediger, das im Aufruhr gährende Volk bilden in den Szenen, die sie veranlassen, gleichsam nur die Folie, den erhabenen Gleichmuth, den milden Sinn und die ernste Festigkeit des Charakters des verkannten Churfürsten heller strahlend der Nachwelt hinzustellen, obgleich der Verfasser nur einzig die treue Entwicklung der Ereignisse beabsichtigte.

Dem durch diese innere Zwistigkeiten entstandenen Mangel an Eintracht, welcher andere in früheren Zeiten gewöhnliche gesellige Vergnügungen nicht mehr zuließ, schreibt der Verfasser einen Antheil an der Entstehung eines Theaters in Berlin zu, woran man in dieser Zeit zuerst dachte, damit eine Zeitverkürzung gründend, welche nur eine leidende Hingebung ohne jene thätige Mitwirkung forderte, welche in Turnieren und anderen Waffenspielen leicht die gegenseitige Erbitterung hätte zum Ausbruche bringen können. In dieser Zeit, fährt der Verfasser später fort, betrachtete man dramatische Darstellungen nicht mehr als eine Verherrlichung besonderer feyerlicher Zeiten, und beschränkte sich nicht mehr auf erbauliche Darstellungen heiliger Geschichten, bey Gelegenheit kirchlicher oder anderer Feste, oder auch muthwilliger Spiele in der Fastnacht, welche bis dahin üblich waren, sondern man suchte nunmehr in den Schauspielen eine regelmäßige Erheiterung und Zerstreuung. Es erhielt also durch den Churfürsten Johann Sigismund der gewöhnlich englischer Junker benannte Junker Hans Stockfisch den Auftrag, nach Berlin eine Kompagnie Komödianten, vornehmlich aus England und den Niederlanden zu schaffen, wofür ihm ein jährlicher Gehalt von zweyhundert und zwanzig Thalern angewiesen wurde, nebst freyer Station und zwey Essen als Deputat. Dieser Junker Hans Stockfisch scheint aber den Erwartungen in keiner Hinsicht entsprochen zu haben; da ihm, der nach dem Tode Sigismunds eine Anforderung von tausend Thalern zu machen sich beygehen ließ, als Vergütung nur erdichteter Auslagen (der größte Theil der Komödianten war überdieß nur in der Nähe zusammengerafftes Volk gewesen) zwanzig Thaler statt jener tausend präsentirt wurden, und er, als er hierüber in Grobheiten ausartete, beynahe in den Kerker gekommen wäre. Diese bereits zu Anfang des Jahrs 1620 erfolgte Abfertigung des Junker Stockfisch zeugt von einem

frühen Beginne des deutschen Theaters, im Widerspruche, wie der Verfasser bemerkt, mit andern Angaben, welche die erste regelmäßigere deutsche Schauspielergesellschaft in das Jahr 1669 setzen. Der Verfasser geht hierauf in eine genauere Untersuchung dessen ein, was durch Stockfisch in theatralischer Hinsicht geleistet worden seyn mochte, und gibt von einigen, wahrscheinlich aus jener Zeit herrührenden Stücken sehr anziehende Nachrichten. Auch Schulkomödien wurden gegeben, wie im Jahre 1618 ein durch Michael Borhorn verfaßtes Stück: »Heliogabalus, ein Teufel neuerer Art, wie selber unsern Magdeburg das Herz zweyer reisenden Handwerksburschen bestricket, und einen davon jämmerlich umgebracht, der zweyte ist ihm durch Bekehrung entrissen. Ein schön lehrreich Spiel für Christen und Reisende.« Im Jahre 1620 ein anderes vom Rektor Mathias Reinmann: »*Eugenius*, oder historische Komödie von einem Jüngling, welcher seinem Vater nach dem Leben gestanden, der Vater aber ein wunderbaren Rath erfunden, wodurch der Sohn plötzlich zur Buße geschritten.« Ueberdieß stellte der Churfürst schon 1611 den Johann Stenzel, edlen Herrn von Pflichten, mit einem Gehalt an, »damit er sich als Rittmeister, Fiolist und Geiger zum Schimpf und Ernst gebrauchen, und auf Begehren des Churfürsten auf das lieblichste hören lasse.« Im Jahre 1614 nahm der Churfürst eine Gesellschaft englischer Springer in Sold, pflegte die Kirchenmusik und die der herrschaftlichen Tafelkapelle, welche jährlich 5716 Gulden kostete. Schauspielergesellschaften sowohl als Musiker wurden aus den churfürstlichen geheimen Kammer- und Holzgefällen bestritten. Dieser mannigfaltigen Unterhaltungen ungeachtet versäumte der Churfürst die wegen androhenden heftigern Krieges nöthigen Vertheidigungsanstalten keineswegs; er suchte die Bürger der Residenz wieder an die Waffen zu gewöhnen, ließ 1617 eine Vogelstange vor dem Rathhause für die Büchsen- und Bogenschützen errichten. Den 22. November 1619, im sieben und vierzigsten Jahre seines Alters, durch eine sorgenvolle Regierung geschwächt, und siech geworden, und durch einen Schlagfluß gelähmt, übertrug er die Regierung seinem Sohne Georg Wilhelm, verließ das churfürstliche Schloß, und begab sich in das Haus seines Kammerdieners, Antonius Freytag, wo er den 23. Dezember desselben Jahres in Gegenwart seiner Gemahlin und seines Sohnes, des Churfürsten, verschied. Eine messingene Tafel mit lateinischer Inschrift wurde zum Andenken des Ereignisses in diesem Zimmer aufgehangen.

II. Berlin unter der Regierung des Churfürsten Georg Wilhelm, von 1619 bis 1640. Die unruhevollen Zeiten der in die Stürme des dreyßigjährigen Kriegs fal-

lenden Regierungsjahre dieses Fürsten haben dem Verfasser den Stoff zu einer mannigfaltig bewegten Darstellung geliefert. Ihrem Zwecke nach auf die Ereignisse, welche Berlin trafen, beschränkt, dienen diese Darstellungen gleichwohl wegen des innigen Zusammenhanges aller Begebenheiten mit dem großen düstern Trauerspiele jenes heillosen Streites dreyer Decennien zur Ergänzung und Aufhellung der allgemeinen Geschichte jenes Kriegs, und gestatten tiefere Blicke in das eigentliche Leben und die tiefere Existenz des Zeitalters, als man irgendwo finden kann. Mit seltener Parteylosigkeit sind die wechselseitigen Interessen der streitenden Theile, wo sich Gelegenheit dazu darbietet, abgewogen, Gustav Adolf wird in einer Weise dargestellt, wie sie reine Liebe zur Wahrheit allein zu geben vermag; insbesondere aber ist mit dem treuesten Bemühen, die echte Ansicht zu finden, das Verfahren des Ministers des Churfürsten, Grafen Schwarzenberg, entwickelt, und derselbe gegen manche Verumglimpfung seines Andenkens in Vertheidigung genommen, nicht um ihn in seinen Handlungen zu rechtfertigen, sondern um ihn in den Beweggründen zu entschuldigen. Kein großer Fürst, und durch den often Wechsel des Systems Ursache mannigfaltigen Uebels, war Georg Wilhelm doch allein nur bestrebt, das Beste des Landes wie seines Hauses nach bester Ueberzeugung zu befördern. Vielfältig vom Himmel geprüft, und in Drangsalen mannigfacher Art festgehalten, war ihm auch eine ernste Weise, das Leben zu betrachten, eigen geworden, und er war ein Feind leichtfertiger Ergötzungen, zu welchen er Schauspiele, wie manche andere unschuldige oder tadelnswerthe Ergötzungen, die sein Vater befördert oder geduldet hatte, rechnete. Die Plackereyen und wahren Mißgeschicke, welche über Berlin durch kaiserliche und schwedische Partey kamen, das große Unglück, die Armuth und Noth, in welche die Mark Brandenburg in jener Zeit versenkt war, ist in einer durch die Einfachheit selbst, deren sich der Verfasser befleißt, nur desto ergreifenderen Beschreibung anschaulich gemacht; der Unfug, die Räubereyen und Schmählichkeiten, welche sich, bey dem gänzlichen Ruin des ehemaligen Kriegswesens, die Soldaten an Bürger und Bauer, die Obersten am Fürsten und an ihren Untergebenen erlaubten, sind hier mit wenigen Zügen zu einem schreckenden Bilde vereinigt. Dennoch, ungeachtet die Zeit mit ihrem Unheile, und ein durchaus nur auf das Edle in seinen Bestrebungen gerichteter Fürst so sehr zu einem beyden angemessenen Betragen aufforderten, finden wir, sowohl was die Sitten der ersten Hofpersonen, als der Einwohner der Städte und des Landes betrifft, Dinge aufgezeichnet, welche nicht in solche Zeit zu gehören scheinen, wenn sie nicht den Satz bekräftigen: daß Uebermaß des Unglücks eben so wie dessen freund-

licher Gegensatz die Gemüther verderben, und zum Leichtsinn wie zur Gemeinheit niederziehen.

III. Berlin unter dem Churfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen, von 1648 bis 1688. Die Thaten des großen Chufürsten sind hier nur in so fern zu ausführlicherer Erwähnung gekommen, als sie nicht umgangen werden konnten, da ihre Erfolge das bürgerliche Leben völlig umwandelten. Der Verfasser ist in dieser Epoche sehr genau, da die Quellen es verstatteten, in Aufzählung der vielen Veränderungen und Verschönerungen, welche die Stadt während der Regierung dieses Churfürsten erfuhr. Obwohl dieß Dinge sind, welche einem Fremden um vieles unwichtiger als dem Eingebornen seyn müssen, gestehen wir doch gerne, den Bericht mit großem Interesse gelesen zu haben; denn es ist eine eigene erheiternde und oft erhebende Empfindung, welche der Anblick des Einwirkens einer großartigen Thätigkeit auf das vorhandene Leben hervorbringt. Die Darstellung des Charakters des Churfürsten, sowohl in den Hinweisungen auf seine frühere Jugendzeit, als später in Hinsicht seiner Regierungsweise, Religions- und Lebensansicht wird jedermann zu seinem Vergnügen wie zu seinem Unterrichte mit seltener Befriedigung lesen. Bemerkenswerth ist, was der Verfasser bey Darstellung des öffentlichen und Privatlebens zu Berlin in der Zeit jener Regierung über den Geist der Gesellschaft und die Stimmung des Bürgers aufzeichnet. Die fröhliche alte Zeit mit ihren unschuldigen Scherzen und einfachen Freuden war nicht wieder herzustellen. Der Bürger, durch den bis dahin ungewohnten Glanz des Hofes beengt, und wenn gleich nicht in seinen Rechten beeinträchtigt, dennoch verschüchtert, und zu einer gewissen Bedeutungslosigkeit niedergebeugt, sah auf den Hof mit Eifersucht. Lang fortgeführte Religionszänkereyen und die Leiden des dreyßigjährigen Krieges hatten überhaupt die Gemüther verdüstert, und für wahre Freude unempfänglich gemacht; steifes unbeholfenes Wesen und ein linkisches Streben nach Würde herrschte in allen Ständen; man kannte nicht den Muthwillen, wohl aber die Ausgelassenheit; nicht Fröhlichkeit, aber Uebermaß in Speise und Trank; man scherzte von der Liebe nicht mit Unbefangenheit, sondern mit Lüsternheit, und würzte die Unterhaltung weniger durch munteren Scherz, als durch Verspottung und Verkleinerung Anderer. Von muntern Volksfesten voriger Zeit blieb kaum einiges übrig, die Unterhaltung fing an sich auf Gesellschaften in den Häusern, und Zusammenkünften in den Schenken zu beschränken; Rauchtabak, Thee und Zeitungen wurden Hülfsmittel der Geselligkeit; die Kleidertracht änderte sich, und ward französisch, die große Perücke verunstaltete die Köpfe. Ein fin-

sterer Geist des Aberglaubens bemächtigte sich des Zeitalters, und argwohnte überall Zauberey; der Mohr des Churfürsten ward z. B. vom Landvolke für den Teufel gehalten; von frühern schönen auferbaulichen Gewohnheiten hatte sich kaum eine andere als an einigen Orten die Abhaltung des Gottesdienstes im Sommer unter freyem Himmel, vor der Kirche, erhalten.

Leider kennen wir die früheren Jahrgänge dieses Taschenbuchs nicht, und sind daher nicht im Stande, über den Werth der ganzen Sammlung historischer Aufsätze etwas anzugeben. Der Kalender ist übrigens mit einigen Bildnissen merkwürdiger Männer und Frauen aus der in den Aufsätzen entwickelten Zeit, und mit Darstellungen einiger Straßen und Plätze, wie diese im Jahre 1690 gestaltet waren, versehen; eine gewiß sehr zweckmäßige Zugabe.

Art. XI. Uebersicht aller bekannten Sprachen und ihrer Dialekte. Von Friedrich Adelung, Staatsrath, Ritter des Ordens der heil. Anna u. s. w. St. Petersburg. — Gedruckt bey Nik. Gretsch, 1820. Octav. 184 S.

Der um die Literatur seines Vaterlandes nicht minder, als um die Erziehung der Großfürsten vielverdiente Herr Verfasser theilt in diesem Buche die Vorarbeit der Bibliotheca Glottica mit, wozu ihn Herr Professor Vater in seiner Literatur der Grammatiken und Lexica (Berlin 1815) ehrenvoll aufgefordert, mit. Es ist eine Uebersicht aller bisher bekannten Sprachen und ihrer Mundarten, welche deren nicht weniger als 3064 aufstellet, nämlich 987 asiatische, 587 europäische, 276 afrikanische und 1214 amerikanische, während der angestrengteste und glücklichste Fleiß Adelungs (des Oheims) im Mithridates deren nur etwa 2000 zusammengebracht. Dieser Zuwachs ist, wie in der Vorrede bemerkt wird, die erstaunungwürdigste Ausbeute der linguistischen Forschungen des letzten Decenniums; dabey gibt der Verfasser aber selbst zu, daß ein Drittheil davon für unvermeidliche Irrthümer, Mißverständnisse und Wiederholungen abgerechnet werden müsse. Wir glauben, daß dieses Drittel nicht nur von dem neu hinzu gekommenen Tausend, sondern von der Summe aller hier aufgezählten Sprachen und Mundarten verstanden werden dürfe, indem sich in fast allen, dem Recensenten bekannten Sprachen Superfötationen von Dialekten befinden, welche diesen Namen nicht verdienen. So, um von der Muttersprache und von ihren, uns zu nächst gelegenen Mundarten ein Beyspiel herzunehmen, würde die österreichische Volksmundart hinlänglich nach den Provinzen in die österreichische, steyermärkische,

tyrolische und salzburgische Mundart untergetheilt seyn, ohne dieselben wieder in besondere Dialekte zu zerspalten, die ihr Daseyn vielleicht nur der Behauptung irgend eines Reisenden danken, von denen aber hier zu Lande nichts bekannt ist.

Die Eigenheiten der Wienerischen Volkssprache gehören wohl in das Idiotikon der österreichischen Mundart, aber eine Wienerische Mundart verdient ganz gewiß nicht, an dem großen Stammbaume der Sprachen als ein einzelner Zweig aufgeführt zu werden, indem eine so wenig von der Mundart der ganzen Landschaft abweichende Eigenthümlichkeit wohl höchstens nur als ein Blatt angesehen werden dürfte des großen Sprachen-Baumes, dessen Blätter, so wie die eines andern zählen zu wollen, fruchtlose Mühe wäre. Ist dieß bey der Wienerischen Mundart der Fall, um wie viel mehr bey solchen, von welchen jeder Wiener gewiß hier zum erstenmal hört, wie z. B. die Mundart von Gutenstein, als ob dieselbe eine von der in der Gegend des Schneeberges gesprochenen, verschiedene wäre, welche nebst der des Ober-Manharts-Viertels als die vier Zweige des Nieder- und Unterösterreichischen (Nieder- oder Unterösterreichischen) aufgeführt sind; als Zweige der oberösterreichischen Mundart werden nur zwey aufgeführt, nämlich die des Stiftes Lambach und die des Salzkammergutes, wo doch wirklich nur ein und dieselbe Mundart gesprochen wird; mit eben so großem, oder mit noch größerem Rechte, hätten als Zweige der oberösterreichischen Mundart die von Ens, Linz, Wels und Steyer, als verschieden aufgeführt werden können. Eben so unrichtig (einerseits überfüllt, auf der andern mangelhaft) sind die folgenden Unterabtheilungen der steyermärkischen Mundart, wo zuerst die Hauptabtheilung des Obersteyermärkischen und Untersteyermärkischen fehlt; so daß die Verschiedenheiten der letzten, unter welchen doch die von Hitzendorf als die eines schon durch seine Bildung besonders ausgezeichneten Menschenschlages vorzügliche Erwähnung verdient hätte. Die obersteyermärkischen, hier aufgeführten, sind die von Murau, Krakau, Ensthal, Ramsau, Lietzen, Eisenärz, von denen der Krakauer, als ein steyermärkischer, dem Recensenten ganz und gar unbekannt ist. Dasselbe gilt auch von der Aufzählung der deutschen Mundart, in Böhmen, Mähren, Ungern und Siebenbürgen, und vermuthlich auch von den meisten andern deutschen Landschaften, deren Mundarten dem Recensenten nicht so genau bekannt sind, als die seines eigenen Vaterlandes.

Wenn diese Anhäufung und unnütze Vervielfältigung von Mundarten schon in der Muttersprache Statt findet, um wie viel weniger darf man der Aufzählung der Mundarten bey fremden

und entfernten Sprachen trauen. Wie viele von den so zahlreich aufgeführten amerikanischen Sprachen dürften sich in dem Falle des Gutensteiner und Krakauer Dialektes befinden? Die Voraussetzung, daß diese Voraussetzung nicht ungegründet seyn dürfte, vermindert dann natürlich die Verwunderung über die so große Verschiedenheit des europäischen und amerikanischen Sprachschatzes, indem von den europäischen 587, von den amerikanischen 1214, und daher mehr als noch einmal so viel amerikanische als europäische Sprachen aufgezählt sind.

Zwar liegt es in der Natur der Sache, daß, je wilder und getrennter die Völker, auch die Sprachen desto zahlreicher und verschiedener sind, und daß daher der Kaukasus allein einen so zahlreichen Beytrag derselben liefert; auch ist es sehr schwer, sich über die wirkliche Verschiedenheit der von verschiedenen Reisenden angeführten Mundarten wilder Völker, welche vielleicht unter verschiedenen Namen nur eine und dieselbe Sprache sind, Gewißheit zu verschaffen; aber die oben gemachten Bemerkungen treffen nicht nur die in voller Kraft lebenden gebildeten Sprachen Europas und Asiens, oder die sich noch in frischer Naturkraft hervorarbeitenden der afrikanischen und amerikanischen Wilden, sondern auch die schon ausgestorbenen, wozu ein Theil der semitischen gehört. So wird z. B. das Ostaramäische oder Chaldäische untergetheilt in Nord-Chaldäisch, Chaldäisch-Syrisch, Süd-Chaldäisch, Assyrisch und Elamitisch. Nun hieß vor der babylonischen Gefangenschaft Elamitsch so viel als Persisch. Als Zweig des Nord-Chaldäischen wird Kasdim als alter Dialekt aufgeführt; Kasdim ist aber nichts anders als der hebräische Name der Chaldäer. Unter Chaldäisch-Syrisch um Jerusalem (zur Zeit Christi) wird einer besondern Schrift erwähnt, diese war aber keine andere, als die hebräische; Als Dialekte des Süd-Chaldäischen oder Babylonischen werden die Dialekte um Moßul und Diarbekr genennt, mit denen es dieselbe Bewandtniß hat, wie mit den österreichischen Dialekten vom Schneeberg und von Gutenstein. Als Mundarten des Mittel-Semitischen, oder Kananitischen werden aufgezählt: Idumäisch, Philistisch, Phönizisch, Punisch, Hebräisch. Davon gehört das Idumäische zum Arabischen, und Philistisch und Hebräisch dürften wohl eins und dasselbe seyn. Als Abtheilung unter dem Althebräischen erscheint Syrochaldäisch, welches aber nicht Hebräisch sondern Aramäisch ist; so war auch das Galiläische, Chaldäisch zur Zeit Christi; unter Samaritanisch kommt die Mundart der Kuthäer vor, welches nichts anderes als der Name der Samariten ist, von der Landschaft Kutha,

und das also eben so wenig ein besonderer Dialekt ist, als das obige Kasdim; nach Rabbinisch endlich fehlt das Talmudische.

Das Südsemitische oder Arabische wird in Arabisch, Maurisch und Aethiopisch untergetheilt. Diese Eintheilung ist doppelt gefehlt, indem einerseits das Aethiopische wohl eine südsemitische Sprache, aber kein Zweig des Arabischen ist, und anderer Seits das Maurische eine und dieselbe Sprache mit dem Arabischen von demselben keineswegs verschieden ist, wie das Aethiopische. Das Arabische wird hier untergetheilt in das Alt-Arabische, die Koran- oder Tanger-Sprache (was die Tangersprache sey, wissen wir nicht) und in das Neu-Arabische. Das Alt-Arabische theilt der Verfasser in die Mundarten der Hamjaren und Koreischiten unter, und zählt unter dem ersten drey verschiedene Schriften, Hamjarisch, Firusabad und Mosnid, und unter dem zweyten die Kufische, Karmatische und Neschi Schrift auf. Hier fehlen zuerst nächst der Mundart der Hamjaren und Koreischiten mehrere der vorzüglichsten alten arabischen Mundarten, von denen mehrere Worte im neuen Meninski nach Wankuli aufgeführt sind, als: die Mundart der Hudeiliten [1]); die Mundart des Stammes Temim [2]); des Stammes Tai [3]); die Mundart der Nabatäer [4]). Was die Schriften anbetrifft, so war Hamjarisch und Almosnid dasselbe. Firusabad ist aber dem Recensenten als Schrift eben so unbekannt als die Tanger-Sprache als Sprache. Als Schriftarten des Neu-Arabischen werden nebst dem Carschunischen, das ist Arabisch mit syrischen Buchstaben geschrieben, nur vier, nämlich: Diwani, Dült (Sulus), Rokai und Siaki aufgeführt. Hier fehlt zuerst das Neschi, welches die gewöhnliche Bücherschrift, und eigentlich eine Neu-Arabische und nicht Alt-Arabische Schrift ist; weiters fehlen die Schriftzüge [5]) Rihani, Jakuti und Schedschri, endlich auch Taalik und Neschikaalik, welche zwar meistens in Persien gebräuchlich, dennoch auch häufig zur Schreibung des Arabischen verwendet werden.

Um noch ein Beyspiel anzuführen und zugleich die Klassifikationsweise des Verfassers anschaulich zu machen, schreiben wir hier den Artikel der persischen Sprache (Seite 23) ab.

Persisch.

A. Parsi, Alt-Persisch. Ausgestorbene Dialekte. α. Herwi, Herad. β. Segs, Sagzi, γ. Seimt, δ. Sogd, ε. Az-

[1]) Chasumed II. p. 575. Schih p. 479. III. Meninski. [2]) Laghanne IV. p. 223. Meninski. [3]) Kala III. p. 1045. Meninski. [4]) Hurdij p. 461. II. Meninski. [5]) Encyklopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients, Seite 209.

wereſch, ε. Zabuli, Zaveli, η. Khuzi, 9. Marwazi.

B. Heutiges Perſiſch. α. Deri, die Hofſprache. Schrift, Arabiſch. β. Valaat, Volksſprache.

Dialekte. aa Ghebri, Behendina, bb. Ghilaniſch, cc. Ambarliniſch, dd. Tabariſthaniſch, ee. Maſanderaniſch, ff. Diarbekr, gg. Farſiſcher Dialekt um Baku.

Beſondere Schriftarten: aa) Chetti, αα. Thults, a. Neſk, (Nes-chi,) b. Jakunt, Jaghnli, c. Rigaan. ββ) Nestaalik, a. Taalik, b. Sjikeſtch, Sekeſtch, c. Sijaak; bb. Kettibeh; cc. Kufii.

Hierauf folgt das Kurdiſche als dritter Zweig des Perſiſchen nebſt dem Alt- und Neu-Perſiſchen; während daſſelbe vielmehr als beſondere Sprache wie oberhalb die Sprachen des ehemaligen Mediens aufgeführt ſeyn ſollte. Ueber die obige Eintheilung der perſiſchen Mundarten und Schriften aber iſt das Folgende zu bemerken:

Das Alt-Perſiſche zerfiel (nebſt der blos in der Liturgie üblichen Send-Sprache) nur in zwey Hauptabtheilungen, nämlich: Pehlewi und Pars; dieß wurde in den öſtlichſten Städten des Reichs nämlich zu Balch, Bochara, Bedachaſchan, Merw und Bamian *) am reinſten geſprochen, und erhielt den Namen Deri, das iſt der Hofſprache. Wie das Deri oder reinſte Parſi in den öſtlichſten Städten des Reichs geſprochen, ward, ſo das Pehlewi oder Huſwareſch in den weſtlichen Landſchaften des Reichs, nämlich zu Ißfahan, Rei, Hamadan, Nehawend und Aſerbeidſchan. Minder reine Mundarten des Parſi waren die von Sedſchiſtan (Segſi), von Sawuliſtan (Sawuli), von Chuſiſtan (Chuſi), von Herat (Herwi) und von Sogd (Sogdi). Folglich gehört Deri (eben ſo alt, und gleichzeitig mit Pehlewi) ſchon unter die älteſten Dialekte, indem daſſelbe (wie die Verfaſſer der vorzüglichſten perſiſchen Wörterbücher bezeugen) ſchon zu Dſchemſchids Zeiten geſprochen ward, unter die Alt-Perſiſchen Mundarten, und ſchließt das Merwi (Marwaſi) in ſich. Das Azwereſch des Verfaſſers iſt daſſelbe mit dem von ihm unter den Sprachen Mediens angeführten Pehlewi; was aber Seimt ſeyn ſoll, kann Recenſent nicht errathen. Unter den neu-perſiſchen Mundarten wird dem Deri oder der Hofſprache die Volksſprache unter dem Namen Valaat entgegengeſetzt. Valaat (Vilajet) heißt aber blos eine Landſchaft, und wird keineswegs für die Sprache ſelbſt genommen. Unter

*) Ferheng, Schuuri I. Blatt 432. V, und Burhan Katii Seite 360.

diesen Dialekten steht der der türkischen Statthalterschaft Diarbekr, wo nur türkisch, kurdisch und ein wenig chaldäisch, aber nicht persisch gesprochen wird; eben so wenig gehört Ghebri (Behendina?) und Ambarlinisch hierher. Noch irriger sind die Schriften aufgezählt. Chetti (Chatt) und Kettibeh sind keine besondern Schriftgattungen, indem jenes arabische Wort blos die Schrift überhaupt, dieses eine Inschrifttafel bedeutet. Tsults (Sulus) ist die oben als Tult angeführte arabische Schrift, Jakunt oder Jaghuli ist die arabische Schrift Jakuti, und noch weniger gehört die alt-arabische, das ist kufische hierher. Die Neu-Perser erkennen nur sieben Schriftarten, welche Dschami aufführt [1]. Unter den Mundarten des heutigen Persiens sind aber die vorzüglichsten die von Chowaresem [2], besonders in der Gegend von Chiva [3] und Semarkand [4]; die Mundart von Chorassan, besonders um Tus [5]; die Mundart von Gilan [6], von Taberistan [7], von Dilem und Astrabad; die Mundart von Sedschistan [8], von Sawulistan [9], von Irak namentlich von Ißfahan [10] von Kaswin [11], Fars und Kerman [12].

Nach diesen vorausgeschickten Bemerkungen würde die oben gegebene Uebersicht der persischen Sprache, ihrer Mundarten und Schriften verbessert also lauten:

Persisch.

A. Alt-Persisch. a. Pehlewi, gesprochen in Rei, Hamadan, Ißfahan, Nehawend und Aserbeidschan (Tebris). b. Deri verschönert gesprochen zu Balch, Bochara, Bedachschan, Merw, Bamian.

B. Neu-Persisch (Deri). Mundarten: a. von Chowaresm oder Transoxana: α. Chiwa, β. Samarkand,

---

[1] Resemblances linear and verbal by Jami. London 1811 und aus demselben in der Geschichte der schönen Redekünste Persiens Seite 340. [2] Sujughamischi, Meninski III. S. 358. Karandschu, Meninski III. S. 996. Felerseng, Meninski S. 916 III. Hamdan, Burhan Katii S. 307 [3] Pekend, Meninski I. S. 577 und Burhan Katii. [4] Dschaghrat, Burhan Katii S. 307. Jeb, Meninski IV. S. 1162. [5] Sutam, Burhan Katii S. 495. [6] Chalar, Burhan Katii S. 331. Chal 333. Chahla 345. Darkub 349. Dahdsche 355. Majedar 751 Burhan Katii. Kelane, Meninski IV. S. 105. Kul, Meninsky IV. 164 S. Schilkat, Meninski III. S. 449. [7] In der Geschichte Ahmed Nujanj's in den Fundgruben des Orients. [8] Burhan Katii S. 483. [9] Burhan Katii S. 421. [10] Meninski IV. S. 993. [11] Serek, Meninski III. S. 258. [12] Kirbu Meninski IV. S. 50. Schischalenk, Meninski III. S. 484.

b. Chorassan, α. Herat (nicht Herad), β. Tus; c. Irak, α. Isfahan, β. Kaswin; d. Ghilan, e. Taberistan, f. Masenderan, g. Sedschistan, h. Sabulistan, i. Kerman, k. Fars, l. Chusistan, m. Schirwan (nun Baku), n. Gurdschistan.

Schriften.

Taalik, die Schrift der Bücher, vorzüglich der Gedichte
Sulus, die Schrift der Titeln und Inschriften.
Rihani, Bücherschrift (S. Herbin S. 233) ägyptische.
Neschi, Bücherschrift, arabische gewöhnliche.
Mohakak, kleine Schrift (dieselbe mit Gubari [1]).
Rikaa, Bittschriftenschrift.
Tewkii, Diplomenschrift (bey den Türken Dschelli).
Schikeste, Briefeschrift (bey den Türken Kirma).
Neschtaalik, eine Mischung aus Neschi und Taalik, entstanden wie dieses (nach Dschami) aus Tewkii.

Es wäre zu wünschen, daß Philologen aus verschiedenen Sprachfächern sich die Mühe gäben, die ganze Uebersicht auf dem betretenen Wege zu durchgehen, weil nur auf diese Weise der würdige Verfasser in Stand gesetzt werden kann, seinem großen polyglottischen Unternehmen die erwünschte mögliche Vollendung zu geben.

Jos. v. Hammer.

---

[1]) Das Beste, was über die Schriften der Araber, Perser und Türken gesammelt ist, befindet sich in dem Dévelopemens des principes de la langue moderne par *Herbin*, aber nicht ohne Mangel und Fehler. Unter die letzten gehört vorzüglich der Namen der Diplomenschrift (S. 240), die dort Dscheri genannt wird, und Dschelli heißt. Es fehlt Ghubari, die kleinste oder Staubschrift. (Siehe in Eichhorns Geschichte der Literatur III. B. zweyte Abtheilung die Literaturgeschichte der Osmanen S. 1238, 1246.) Ewlia nennt bey Gelegenheit der Beschreibung der Manuscripte, die sich im Verlaß des Chans von Betlis befanden, die folgenden Arten von kufischer Schrift: 1) die kufische Schrift nach dem Zuge Osmans, 2) die nach dem Zuge von Hafs, 3) die von Marocco, 4) die von Telmessan, 5) die von Senaar, 6) die von Abessynien, 7) die von Aegypten; er wiederholt zweymal, daß es in Allem zwölf Arten kufischer Schrift gebe, nennt aber die anderen nicht. Darunter ist wohl die Karmatische zu zählen, welche nichts als eine kleine Schrift ist, denn Karmata heißt, er hat dicht und enge geschrieben. Die Siaki erklärt er als das, was sie wirklich ist, als eine Art hieroglyphischer Schrift, der vielen Abkürzungen willen, a running hand, was auch der arabische Namen Siaki bedeutet.

Art. XII. Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben durch die Freyherren von Hormayr und von Mednyansky. Zweyter Jahrgang. 1821. Wien, bey Strauß. gr. 12. S. 464.

Bey Gelegenheit der Anzeige des ersten Jahrganges dieses der Geschichte Oesterreichs gewidmeten Taschenbuchs (achter Band, Seite 405) wurde dessen Charakter und der Zweck, welchen die Herausgeber im Auge haben, überhaupt entwickelt, so daß wir, darauf verweisend, hier sogleich mit dem Berichte über den Inhalt dieser sehr erwünschten Fortsetzung eines Unternehmens beginnen können, dem jeder Freund der Geschichte Gedeihen wünscht.

Der Ahnentafeln, womit dieser Jahrgang beginnt, sind vier: die Szirmay, die Sztarray, die Müllinen und die Dietrichsteine, die beyden ersten der ungrischen, die letzten der deutschen Geschichte angehörend. Jede dieser Ahnentafeln ist durch eigene Vorzüge empfehlenswerth, insbesondere die beyden letztern dadurch ausgezeichnet, daß sie, bey der genauesten Entwicklung der Lebensverhältnisse der geschilderten ehrenvollen Männer, zugleich die Geschichte der Zeiten, in welche diese gehören, wahrhaft aufhellen, und sich dadurch ein bleibendes Verdienst zusichern. Wie man von jeher den einzelnen Völkern einen bestimmten, sie unter sich scheidenden Charakter zugeschrieben, und dem zu Folge Untersuchungen über ihre Geschichte mit Glück eingeleitet; eben so läßt sich eine individualisirende Eigenheit, öfter zwar, als man dieß in der neuern Geschichte versuchte, in einzelnen Familien klar nachweisen, und ganze Geschlechter bilden auf diese Weise eine sich gleich bleibende, durch den Wandel und Wechsel der Jahrhunderte hinziehende großartige Erscheinung. Sie zeigen eine nach immer gleichem Ziele gerichtete Kraft eines, weil es sich immer erneuert, wenigstens der Wirkung nach nie ersterbenden Wesens. Wenn nun zwar in neuerer Zeit solche Familien-Darstellung vorzüglich an den Geschlechtern der Könige und Fürsten sich als wichtig und folgereich erproben wird, so ist dieselbe dennoch auch bey großen Familien, deren Mitglieder, an das Ruder des Staats gestellt, oder die Kriegsheere leitend, zu großen Geschäften berufen worden, von nicht geringer Bedeutung, sowohl was pragmatische Geschichte betrifft, als in Hinsicht einer tieferen Ergründung der menschlichen Natur überhaupt. Sie wird sowohl die Spaltung der Gesinnungen und Ansichten ganzer Zeitalter mit ihren individuellsten Eigenheiten in großartigen Massen, und in wahrer erhabner Verständlichkeit aufstellen, als zur Tiefe auch solcher Beweggründe des Handelns hinabsteigen, welche nicht politischer Natur sind, aber von jeher

mehr als diese auf den Gang der großen Weltbegebenheiten gewirkt haben. In einer ähnlichen Art, wenn gleich in geringerem Umkreise, und auf das Leben eines Einzelnen beschränkt, haben sich überhaupt biographische Darstellungen um Ergänzung der Geschichte verdient gemacht. Wie sehr gediegene Arbeiten dieser Art die Kenntniß der Zeitalter, zu welchen sie gehören, vollenden, ist denjenigen wohl bekannt, welche die Erfüllung und Abschließung ihrer Kenntniß der griechischen und römischen Vorwelt in den vergleichenden Lebensbeschreibungen Plutarchs gefunden, und aus denselben das Bild jener edlen Vergangenheit in einer Klarheit vor sich aufsteigen sahen, wie sie ihnen auch aus den trefflichsten Geschichtbüchern jener Zeit nicht entgegen kam. Wenn dieß nicht so wäre, dürfte man sich befremdet finden; daß es so ist, scheint nur der Natur der Sache angemessen: denn die Männer, welche an der Spitze der Zeit stehen, und in derselben machtvoll wirken, sind ihre geliebtesten Söhne, und tragen die Eigenheit der Mutter in unvertilgbaren Zügen.

Die beyden Ahnentafeln, die Szirmay und die Sztaray, reichen bis in die Zeit der ersten Besitznahme Ungerns durch die Magyaren, und bis zu Stephan dem Heiligen hinauf. Sie erstatten Bericht über eine Folgereihe ehrwürdiger durch mannigfaltige Schicksale vielfach geprüfter Männer, deren einige Säulen des Staates gewesen, alle aber in oft sehr verwickelten Verhältnissen die Ehre unerschütterlich bewahrten. Bey der Wichtigkeit des behandelten Gegenstandes würden wir beyden Arbeiten eine größere Ausführlichkeit, als sie sich erlauben wollten, wünschen; denn jede biographische Darstellung, sey sie nach was immer für Ansichten oder Grundsätzen niedergeschrieben, um so mehr, wenn sie ganze Familien umfassen soll, kann ohne ein sehr genaues Eindringen in Charakterdarstellung und Zeitverhältnisse ihren Zweck nicht vollständig erreichen. Wir glauben indeß dennoch, daß die Leser, wie dieß auch Recensent erfuhr, aus beyden Arbeiten, in der Art, in der sie sich darbieten, nicht nur Vergnügen, sondern, außer manchen Resultaten der Lebensweisheit, auch eigentliche wahre Erweiterung historischer Kenntnisse schöpfen werden.

Mit ungemeiner Sorgfalt sind die Müllinen und die Dietrichsteine gearbeitet. Zu ersteren bemerkt der Verfasser: daß, wenn auch die Ahnentafeln des Taschenbuchs vorzugsweise noch lebenden, dem österreichischen Staate angehörenden Geschlechtern geweiht seyen, dennoch diejenigen, welche vormals in dessen Geschichte eingewirkt, wenn auch jetzt nicht mehr unter dessen Herrschaft stehend, eben so sehr eine Stelle darin anzusprechen hätten, als ehemals glorreiche nun ausgestorbne Familien. Für jeden

Fall hätten die Ahnentafeln keinen anziehenderen Stoff sich wählen können, als den der Müllinen. Der Verfasser leitet ihre Abkunft von den alten Welfen ab, ihren Namen von der in der Nähe vieler Mühlen am Ausflusse des Wallenstätter-Sees erbauten Stammburg, und erweiset deren Daseyn unter diesem Namen Müllinen als bereits 1230 urkundlich vorhanden. Eine zweyte Burg Müllinen ward unweit Habsburg zur Zeit Heinrich des Stolzen und König Konrads von einem jüngeren Sprößling dieses Geschlechtes erbaut. Stets an Habsburg sich haltend, sind diese Freyherren auch von jenem erlauchten Hause auf vorzügliche Weise ausgezeichnet worden, und haben die empfangene Liebe mit liebender Treue erwiedert. Sehr glücklich dargestellt ist die seltene Anhänglichkeit Hans Wilhelms von Müllinen an Friedrich von Tyrol, genannt mit der leeren Tasche, dem er nach der Flucht Papst Johannes vom Constanzer Concilium, als er mit Acht und Bann beladen umher irrte, treu in allen Gefahren blieb, ihn endlich noch in das ihm indeß entrissene Tyrol zurück geleitete, ihn zu Berneck verbarg, bis sie beyde zur Kirchweihfeyer aus ihrer Verborgenheit als Pilger gekleidet hervortraten, in einem Reimspiele die Landleute erforschten, der Herzog sich den Erschütterten zu erkennen gab, und das ganze Innthal für seine Sache in Aufstand brachte. Eine zu Wiltau aufgestellte Votivtafel zum Andenken der erduldeten Drangsale und zum Dank für den empfangenen Schutz, von alterthümlich ansprechender Erfindung, hier im Steindruck von Ludwig Schnorr zur wahren Zierde des Taschenbuches beygegeben, stellt den Herzog und Hans von Müllinen kniend dar, jedem zur Seite sein Wappenschild, über ihnen in einer Glorie von Engeln Gott Vater, der die Pfeile des Unglücks auf sie nieder sendet; doch breitet die Mutter des Herrn den Mantel über des Herzogs Haupt, ihn zu schützen, der heilige Joseph, hinter Müllinen scheint diesen zu beschirmen, ein Engel hält die Wage des Geschicks, das sich zu ihren Gunsten zu senken scheint, und der heilige Geist schwebt herab, vielleicht Verzeihung ankündigend. Das Bild, wahrhaft künstlerisch entworfen, erfreuet insbesondere durch die hohe Unschuld der Gesichtsbildung aller Gestalten.

Von eben so großem Werthe, wenigstens, wie es Schnorrs Steindruck hier liefert, ist die den Dietrichsteinen beygegebne Darstellung der Dietrichsteinischen Hochzeit, wo Kaiser Maximilian mit den Königen von Ungern und Polen, deren Kindern und Verlobten bey seinem Freunde und Diener Sigmund von Dietrichstein zu Gaste sitzt, dessen Hochzeit mit Barbara Freyin von Rottal feyernd. Zartere Arbeit ist im Steindruck bis jetzt nicht geleistet worden; das Gemälde der

Hochzeit befindet sich in Nikolsburg im fürstlichen Schlosse. Bekanntlich hat Freyherr von Hormayr das Geschlecht des Hauses Dietrichstein in einer Abhandlung dieser Jahrbücher von dem Groß-Mährischen Könige Swatopluk abgeleitet. Er kommt hier auf die deßhalb früher gepflogene Untersuchung wieder zurück, sie in ihrem vollen Umfange erneuernd. Eine Reihe seltener Staatsmänner und würdiger Feldherren wird in dieser Ahnentafel eines der ersten Häuser der österreichischen Monarchie vorüber geführt. Wir erwähnen hier des Niklas von Dietrichstein, genannt der Donner, der zur Zeit des Einfalles der Maultasche in Kärnten, mit Bernard, Otto, Heinrich von Dietrichstein ihr auf die mannhafteste Weise in Burgen und im Felde Widerstand geleistet; Ernsts, der in den Kriegen Kaiser Sigmunds gegen Venedig und in der Schlacht von Radkersburg sich auszeichnete; Bernard und Conrad, bemüht Friedrich den IV. aus der Belagerung der aufrührerischen Wiener zu retten, und Pankratz, der, nachdem er dem Feldherrn des Königs Mathias fast durch ein Jahr auf der wieder erbauten Feste Dietrichstein Widerstand geleistet, nach zum Theile niedergeworfener Mauer, und ohne Hoffnung des Entsatzes, Feuer in sein Stammschloß legte, und während es aufbrannte, von der Nacht begünstigt, mit fliegenden Fahnen und lautem Kriegsgeschrey in geschlossener Ordnung durch den zehnfach überlegenen Feind drang. Besonders anziehend sind die Verhältnisse Sigmunds von Dietrichstein (Sohnes Pankratzens) zu Kaiser Maximilian, und seine Schicksale nach Maximilians Tode dargestellt, das thatenreiche Leben seines Sohnes, Adams von Dietrichstein, dem der Verfasser eine eigne Biographie vorbehält, und das Leben des berühmten Kardinals Franz Fürsten von Dietrichstein. Der Raum, auf den wir diese Anzeige beschränken müssen, gestattet uns nicht, einen ausführlichern Bericht über diese sehr sorgfältig gearbeiteten Mittheilungen zu geben, die Niemand ohne Interesse lesen wird. Ein zu dieser Abtheilung gehöriges, vor dem Titel befindliches Bild Sigmunds von Dietrichstein, wie alle dießjährigen Kunstdarstellungen des Taschenbuches gleichfalls Steindruck von Herrn Ludwig von Schnorr, ist einnehmend durch den Charakter der Kraft und des Edelmuths in den Gesichtszügen dieses hoch gefeyerten Freundes seines Herrn und Kaisers, mit welchem das Bildniß unverkennbare Aehnlichkeit der Züge zeigt.

An Beschreibungen alterthümlicher Burgen liefert das dießjährige Taschenbuch: die Burgen Pernstein und Eichhorn in Mähren, und die Festen Wissegrad und Gran in Ungern; den beyden letztern sind Steindrücke beygegeben. Das Vergnü-

gen, welches ein in der Geschichte des Vaterlandes nicht unbewanderter Leser bey Durchgehung der Geschichten dieser Burgen empfindet, ist schwer zu beschreiben. Er findet bekannte Data in neuen Beziehungen, er erhält unerwartete Aufklärungen über lange dunkel gewesene nähere Umstände mancher wichtiger Begebenheiten; das Leben des Landes und dessen eigenthümliche Geschichte leuchtet ihm wie eine neue Sonne von den Burg-gekrönten Felsen herab, deren Geschichte bis in die graueste Vorzeit europäischer Sagenwelt hinüber reicht. Die Genauigkeit, mit welcher hier selbst die kleinsten Einzelnheiten der Sage wie der spätern eigentlichen Geschichte mitgetheilt werden, weit entfernt zu ermüden, beleben vielmehr das Gemälde des Ganzen und lassen es zu der klarsten Anschaulichkeit gedeihen. Wir finden dieß insbesondere auf die Behandlung der Geschichte der beyden mährischen Burgen anzuwenden. Die Geschichte der beyden ungrischen Festen Gran und Wissegrad aber, Mittelpunkte der großen und oft unheilvollen Ereignisse einer an Begebenheiten reichen Vorwelt, hier mit eben so achtenswerther Gelehrsamkeit als mit der glücklichsten Gabe des Vortrags behandelt, hat ein großes Interesse, welchem sich niemand zu entziehen vermag.

Auf die Berichte über erwähnte Burgen folgt die Geschichte des Einfalls der Mogolen in Ungern, von Herrn Johann Grafen von Mailath. In der Behandlung des Ganzen der schaudervollen Begebenheit hält sich dieser Aufsatz mit Beyfügung weniger Nebenumstände an Engels Darstellung derselben in seiner verdienstvollen Geschichte Ungerns, welche indeß dennoch die ganze Epoche des Mittelalters nach den beschränkten Ansichten einseitiger Verstandeskultur vorträgt. Er entlehnt auch dorther die Ansichten über den letzten Regenten Oesterreichs aus dem Hause der Babenberger, nur mit dem Unterschiede, daß die von Engel gegen Friedrich den Streitbaren vorgebrachten Aeußerungen hier zur Verunglimpfung gesteigert werden, und daß der Aufsatz von diesem Helden seiner Zeit (indem dasjenige, was die Urkunden überall als zweifelhaft oder höchstens als wahrscheinlich erwähnen, hier als ausgemachte Thatsache aufgestellt wird) in einer Art spricht, wie leicht erzürnbare Menschen, mit leidenschaftlicher Verkennung alles Guten ihrer Gegner, von Leuten zu reden pflegen, durch welche sie irgend eine bittere Kränkung erfuhren. Dieses ist nun freylich nicht vorgefallen. Dennoch aber ist es gut, daß ehrwürdige Vorbilder einer schwer zu begreifenden Zeit, wenn sie auch von Mißverständnissen oder zufälliger Ungunst der Schriftsteller eine sie nicht mehr treffende Verfolgung erfahren, in der Meinung der Welt nicht niederer zu stehen kommen als sie durch Jahrhunderte gestanden, und die Stufe der Ehre, auf

welche sie nur eigenes Verdienst gestellt, solcher Anfälle ungeachtet, ungestört zu behaupten pflegen. So konnte auch Friedrichs Seelengröße durch allen Zorn der hier über ihn gekommenen Reden nicht verkleinert werden.

Die Aeußerungen des hier angezeigten Aufsatzes tragen, wie gesagt, sonderbar genug den Charakter einer Privatfeindschaft. So wird von Herzog Friedrich behauptet, er sey durchaus bösen Herzens gewesen, und um dieß in Kürze zu beweisen, erinnert: man dürfe nur die Art erwägen, wie er seine Frauen behandelte! gerade als wäre hier von Ritter Blaubart die Rede. Sein nicht zu billigendes Verfahren gegen Bela ward durch frühe Beleidigungen dieses Königs und dessen gewissenloses auf Oesterreichs Fluren in Anwendung gebrachtes Raubsystem herbeygeführt. Wenn übrigens der Herr Verfasser Friedrichen selbst seine Tapferkeit gegen die Mogolen, und daß diese ihn fürchteten und mit einer Gesandtschaft beschickten, zum Vorwurfe macht, und ihm einen in der Schlacht ehrenvoll gefundenen Tod als Strafe Gottes zur Last rechnet, überdieß, in einem befremdenden Eifer gegen die Babenberger überhaupt, das Glück Oesterreichs erst von den Habsburgern zu rechnen anfängt, so wird Niemand solche Behandlung der Geschichte mit ihm theilen wollen. Je mehr wir gegen die über Friedrich den Streitbaren versuchten Aeußerungen zu erinnern finden, desto vorzüglicher müssen wir all dasjenige nennen, was über den Einfall der Mogolen in Mähren beygebracht worden. Viele neue Data der interessantesten Art sind hier aus uns unbekannten Quellen zusammen gestellt. Dem Aufsatze folgt ein Abdruck der Uebersetzung der Stelle aus der Königshofer Handschrift: über die großen Kämpfe der Christen mit den Tataren, welche hier ganz am wahren Platze als Ergänzung des Aufsatzes im Glanze einer ursprünglichen Dichtung erscheint.

Denselben Stoff wie die Königshofer Handschrift hinsichtlich des an der Tochter des Chan begangnen Mordes, als der Ursache des erfolgten Einfalls der Tataren, behandelt Herr Professor Swoboda in der Ballade: der Gastesmord auf der Maidenburg, einem gelungenen Gedichte, welches sich durch Feuer des Vortrags und Reinheit der Sprache, gleich der ebenfalls hier eingerückten Legende desselben Verfassers: St. Adalbert am grünen Berge, auszeichnet. Sonst haben noch in dieses Taschenbuch poetische Beyträge geliefert: Herr Köffinger die Ballade Simon Kemény, die Großthat dieses Helden feyernd, der sich bey der dem Woywoden Hunyad in der Schlacht drohenden Gefahr, für denselben opfert; indem er, um das Ganze zu erhalten, statt des Feldherrn zu fallen beschließt, in dessen Rüstung in den Streit zieht, und dort nach mancher Heldenthat,

überall von den Türken gedrängt, seinen Tod findet. Wie dieß eines der schönsten Ereignisse neuerer Zeit ist, ward es auch von dem Dichter mit wahrer Begeisterung und einer würdigen, dem Stoffe sich überall anschmiegenden Sprache vorgetragen, und gehört zu den schönsten Arbeiten des Taschenbuches. Herr Hannusch, ein die Zukunft anticipirendes Gedicht: die Sage vom Kanonenkreuz am 18. Oktober 1913, der hundertjährigen Jubelfeyer von Leipzig. Der Verfasser führt das Metall, aus welchem die Kanonen gegossen worden, die den Stoff zu den Kreuzen lieferten, mit poetischer Verwegenheit als in den Tiefen der Erde mit Bewußtseyn begabt, und sich ans Licht empor sehnend, in seiner Dichtung auf: und so, als handelnde oder vielmehr duldende Person wird es durch alle Metamorphosen hindurch geführt, bis es zum Kreuze wird; die Brust der ehrenvollen Krieger schmückend. Die in der Ueberschrift bemerkte Zeit des Gesanges zeigt diese Kreuze, nachdem die Männer, die sie getragen, lange entschlafen sind, als edle Denkmäler der Vergangenheit zu Erhebung der Gemüther der Enkel in einem Saale aufgehangen. Es mag seyn, daß Manche gegen die Erfindung des Gedichts allerley zu erinnern finden, dem Recensenten hat sie sehr wohl gefallen, und er hält die glückliche Durchführung der zum Grunde liegenden Idee des Gedichts für einen Beweis des Dichterberufes seines Verfassers. Herrn Castelli's große Ballade in drey Gesängen: die arragonische Königinn Johanna, hat nur den einen Fehler, daß der Dichter sie zu lang ausgesponnen; sie ist übrigens reich an glücklichen Stellen, ergreifenden Situationen und treffenden Ideen, und wird im Ganzen mit Beyfall aufgenommen werden.

Die Rubrik: Sagen und Legenden, enthält zwölf Erzählungen, auf Sagen des Volks gestützt, oft in fruchtreichen Beziehungen zur eigentlichen Geschichte des Landes. Bestimmt zur Anregung der bildenden Künste, wie der Dichtkunst, werden sie gewiß ihren Zweck nicht verfehlen, und auch in der Gestalt, wie sie hier erscheinen, den Lesern angenehme und auch erhabene Erinnerungen zurücklassen.

Schon die erste dieser Legenden; die halbe Lippe und der halbe Ring, ganz den romantischen Charakter der Handlung und Gesinnung des Mittelalters, dem sie angehört, an sich tragend, darf ihres Beyfalls gewiß seyn. Weniger verarbeitet, vielmehr beynahe ganz nur Inhaltsanzeigen nicht in ihrem vollen Gehalte aufgefaßter Sagen sind größtentheils die unter den Nummern 15 und 16 befindlichen kleinen Erzählungen. Das Teufelsgemälde zu Preßburg, dann der eiserne Hahn zu Raab knüpfen die Märchenwelt unmittelbar an bestehende

Denkmale und die Geschichte einer noch nicht zu fern entrückten Vorzeit, ohne doch bey so kühnem Unternehmen etwa zu viel von der Einbildungskraft zu fordern. Auch die vielfach bearbeitete Sage: der Markgräfin Schleyer, ist hier aufgenommen; doch selbstständig bearbeitet, und durch die vielen Beziehungen, in welche sie zur Geschichte gesetzt ist, dem Leser in neuer Ansicht zugeführt. Die beyden Sagen: des Vaters Fluch, eine schaudervolle Geschichte, obgleich nicht zu einer Schicksals-Tragödie geeignet, und das Gastmahl zu Winna, durch seinen possenhaften Spuck an so manche erfreuliche Märchen des Musäus erinnernd, bilden einen schönen Gegensatz mit den unter der Aufschrift: die feindlichen Brüder, gesammelten Erzählungen, welche, mehr an den schlichten Vortrag wirklicher Ereignisse sich anschließend, ernstere Betrachtungen im Gemüthe hervorrufen. Die letzte Legende: der Löwenkampf und das Siegeskloster, eine der ausführlichsten der Sammlung, ist auch eine der gelungensten, sowohl in Führung der Begebenheit, und in der Charakteristik der Hauptpersonen, als in der eigentlichen Darstellungsweise. — Möchten diejenigen, welche diese anziehenden Stoffe etwa einst zur neuen dichterischen Bearbeitung vornehmen werden, erwägen, daß es noch andere Erzählungsarten gibt, als die bey uns zu einseitig ausgebildete Ballade. Der Sagen- und Legenden-Almanach des Freyherrn von Fouqué liefert hievon unzweydeutige Proben. Diese Balladen, wie sie gewöhnlich bearbeitet werden, verhalten sich zur eigentlichen Dichtung, wie die Ritter- und Humpen-Schauspiele des achtzehnten Jahrhunderts zu Shakspeares Heroenwelt, oder zu den tief gedachten tragischen Schöpfungen unseres Schiller. Niemand wird wohl zweifeln, auf wessen Seite sich hier die Schönheit oder erhabene Kunst befinde.

Durch seinen reichen Inhalt wie durch echten historischen Vortrag vorzüglich anziehend, ist die biographische Abtheilung des Taschenbuches, in welcher sich auch die Jagellonen in Ungern befinden, eine Arbeit, welche eher den Ahnentafeln als den Biographien angehört. Den Beginn dieser Biographien macht Stephan von Illyesházy, der edle Palatin, geboren den 5. September 1540, ein eben so sehr durch Gelehrsamkeit und höchste kriegerische Thätigkeit, als den Wechsel der Ereignisse seines Lebens merkwürdiger Mann. Von der Geschichte der Jagellonen in Ungern ist in diesem Jahrgange das Leben des in der Schlacht bey Varna gefallenen König Uladislaw beschrieben. Man darf wohl annehmen, daß die Geschichte, welche in seinem Regentenleben hier neuerdings bearbeitet erscheint, den meisten Lesern des Taschenbuches bekannt seyn werde; aber mit

so gründlicher Würdigung aller Verhältnisse der Zeit, mit einer so wahrhaft festgestellten Charakterisirung der darin zum Vorschein kommenden Personen, und einer so anschaulichen dem Zuge der Begebenheit selbst allein gewidmeten Darstellung, welcher alles andere nur als Mittel dient, diesen einen Zweck kräftig zu fördern, wird sie ihnen nirgends begegnet seyn. Die Biographie: Graf Niklas Zrinyi, der Dichter, welcher Beyname ihn von seinem Urgroßvater, dem Helden von Szigeth unterscheidet, gehört zu dem Vollkommensten, was bey uns in dieser Art geleistet worden. Weit wichtiger, als er als Dichter geworden seyn mag, ob wir gleich den hier mitgetheilten Proben seines Dichtergenius gern volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, ist er dem Vaterlande durch den Geist seines echten Patriotismus, durch unbeugsame Tapferkeit und einen Heldensinn geworden, der sich auch einer erhabenen Selbstopferung, wie sie sein erlauchter Ahn üben durfte, nicht entzogen haben würde, wenn es die Umstände von ihm verlangt hätten. Sein Vater, ein schon im blühendsten Mannesalter berühmter Krieger, soll nach dem Zeugnisse Rattkai's (Memoria regum et Banorum Croatiae, Dalmatiae et Slavoniae Lib. 5, pag. 180) von Wallenstein, den er beleidigte, durch einen in Gift getauchten Rettig, den dieser, nichts böses ahnend, genoß, ermordet worden seyn, und hinterließ seine zwey Söhne, Niklas und Peter, in unmündigem Alter. Sie wurden indeß bald beyde durch ihre hervorragenden Eigenschaften bey Kaiser Ferdinand dem Dritten beliebt, ausgezeichnet, und noch in früher Jugend zu den wichtigsten Geschäften gestellt. Ihr ganzes Leben war ein ununterbrochenes Ringen gegen den Erbfeind der Christenheit, ihr Name gefürchtet; und besonders Niklas, von dem großen Montecuculi, wie der Verfasser wiederholt zu erweisen strebt, beneidet, und in seinem Wirken gehindert, leuchtete erhaben an Tapferkeit wie an Feldherrnweisheit vor vielen seiner Zeit. Dennoch ward ihm nicht vergönnt, auf dem Bette der Ehre zu sterben, sondern er fiel auf der Jagd, von einem Eber getödtet, den 18. November 1664; Peter aber, nach des Grafen Niklas Tode, Ban von Kroatien, Slavonien und Dalmatien, ließ sich in die bekannte Verschwörung gegen Kaiser Leopold verflechten, und ward mit den Mitschuldigen den 30. April 1671 zu Wiener-Neustadt enthauptet. Der Verfasser gibt ein Verzeichniß der Werke, welche Niklas Zrinyi in den kurzen Ruhepunkten seines thätigen Kriegerlebens geschrieben, und welche Kazinczy im Jahre 1816 in zwey Bänden herausgab. Das Wichtigste ist eine Zriniade, ein Heldengedicht, in welchem der Urenkel die große That seines verehrten Urgroßvaters dankbar zu verherrlichen bemüht ist.

Sie besteht aus funfzehn Gesängen, jeder aus neunzig bis hundert und siebenzehn vierzeiligen Strophen; die Verse sind zwölf gezählte nicht gemessene Sylben, und alle vier Verse einer Strophe haben denselben Endreim, eine Versart, welche bey den ältern ungrischen Dichtern gewöhnlich war. Die Zriniade ward in dem Zeitraume eines einzigen Winters vollendet. Der Biograph findet in diesem Erzeugnisse eines edlen Geistes echte, wenn auch bisweilen etwas bizarre Originalität, wahre Begeisterung, und eine schätzenswerthe Kunst in Einwebung mannigfaltiger, mit dem Hauptgange des Gedichtes eng verwebter Episoden. Von den Idyllen Zrinyis bemerkt der Biograph: sie hätten viel poetische Naivetät, Zartgefühl und Feuer, und seyen in einer blumigen, und dennoch einfachen Sprache gedichtet. Er vermuthet, daß sich der Dichter hier selbst in manchen Verhältnissen seiner Liebe dargestellt habe. Außerdem schrieb er mehrere Gedichte verschiedener Form und Ausdehnung. Von einer Schrift: Arzney gegen das türkische Gift, oder Gegengift wider den Frieden der Ungern mit den Türken, welche 1705 in Druck erschien, wird berichtet, daß darin die Nothwendigkeit einer bestehenden organischen Waffenmacht gegen die Türken und einer militärischen Zucht entwickelt sey. Vorschläge zur Organisirung und Disciplinirung der Armee werden darin mit Vorschlägen zur alsogleichen Vergrößerung des stehenden Heeres bey Annäherung der Gefahr gegeben. So hat dieser Mann, dessen eigentliches Seyn ein kriegerisch vielfach bewegtes Leben war, auch der Muse bedurft, sein Leben auszuschmücken, und glaubte auch die Resultate seines Nachdenkens über das, was dem Vaterlande in der Zeit seines Wirkens vorzüglich frommen mochte, als ein um das allgemeine Beste vielfach bemühter Streiter nicht vorenthalten zu dürfen. Unter den hier mitgetheilten wenigen Dichtungsproben hat uns sein Lied an das Glück (Zrinyi hatte den Wahlspruch: Sors bona, nil aliud) besonders durch den Ausdruck in sich geschlossener Seelenruhe und zutrauensvoller Hingebung in ein als vollständig glücklich erkanntes Schicksal angezogen. Er sprach die ungrische, kroatische, slavonische, deutsche, lateinische, italienische und türkische Sprache in solcher Vollkommenheit, daß, wie Tollius erzählt, niemand hätte errathen können, welches eigentlich seine Muttersprache sey; er hatte eine ansehnliche Bibliothek: der Biograph erklärt die Zriniade in Hinsicht der wesentlichern Eigenschaften für das bis jetzt noch vollkommenste Epos in ungrischer Sprache.

Zwischen dieser merkwürdigen Biographie und jener des Uladislaw ist die Beschreibung der seit wenigen Jahren errichteten, an vaterländischen Denkmälern aller Art, an edlen Kunsterzeug-

nissen der Vorzeit, kostbaren Manuscripten und Inkunabeln ungemein reichen Sammlung des Herrn Niklas von Jankowits in Pesth, dann unter der Ueberschrift: Sittenzüge, eine alterthümliche Beschreibung des Kirchtags zu Guttenstein eingeschaltet. Letztere ist mehr als Eingang zu künftigen ähnlichen Darstellungen, bis zu deren Mittheilung sie vielleicht hätte aufbewahrt werden mögen, als an und für sich merkwürdig, obgleich allerdings sehr charakteristisch und belustigend. Das Verzeichniß der höchst schätzbaren Sammlung aber, welche nicht ohne großen Nutzen für das Vaterland unternommen seyn wird, gibt einen merkwürdigen Beweis, was Privatfleiß, von geläutertem Sinne für das Echte und Nothwendige geleitet, zu leisten vermag.

Die Mittheilungen in Prosa beschließt Herr Custos Primisser, mit einer Abhandlung über Maximilians I. Sammlung altdeutscher Gedichte in einer Pergament-Handschrift der k. k. Ambraser-Sammlung, als Gegenstück zu dem im vergangenen Jahre gegebenen Berichte über die, unter dem Namen Freidals Turnierbuch, gesammelten bildlichen Darstellungen der Kämpfe und Hof-Feste Kaiser Maximilians I. Da dieser Gegenstand in den Jahrbüchern der Literatur noch oft ausführlich zur Sprache kommen wird, müssen wir uns hier blos auf das Zeugniß beschränken, daß der Bericht, welchen hier Herr v. Primisser liefert, erschöpfend und lehrreich sey. Zugleich ist derselbe durch die Hinweisungen auf die frühe Pflege der Dichtkunst in Oesterreich unter den Babenbergern, und ihre noch späten, der ursprünglichen Natur verwandten Blüten, in einer Zeit, wo sie überall bereits der Ausartung anheim fiel, ein Beweis eben so für den stets gleichen Kunstsinn der Oesterreicher, als für die glückliche Lage in der sie sich, wenige Ausnahmen unseliger Zeitverhältnisse abgerechnet, durch den Charakter der Väterlichkeit ihrer Regierung immer befanden.

Wenn wir den vollen Inhalt dieses Jahrgangs nochmals überblicken, so finden wir die vielfach bewegte Zeit der Kämpfe gegen die übermächtigen Osmanen als den am mannigfaltigsten zur Sprache gebrachten Gegenstand. Er verdient es auch im vollen Maße, und Oesterreich, als der südöstliche Gränzstaat Europas in jenen Zeiten, hat die eigentliche Bedeutung seines Daseyns hier zuerst vorzüglich entwickelt, obwohl es schon Jahrhunderte früher in gleichem Geiste gehandelt. Das große Schauspiel jener Kriege, welche Europa vor einer vollständigen Umwälzung bewahrten, bildet das erhabne Gegenstück zu jenen ewig merkwürdigen Kämpfen im Westen Enropas, gegen die dorther einbrechenden Stämme Asiens und Afrika's. Nicht mit so blumenreichen Kränzen der Dichtung einer ritterlich fröhlicheren Ju-

gendzeit geschmückt, wie diese, haben die Erhaltungskriege des östlichen Europa vielmehr die männliche überschauende Kraft des indeß gereifteren Zeitalters herangebildet, bey unerschütterlicher Ausdauer des Lebensmuthes in einer beynahe freudenlosen Umgebung das Glück des Lebens in der ruhigen Kühnheit der eigenen starken Brust finden gelehrt, und einer glücklicheren Zukunft dadurch die sicherste Grundlage gegeben. Es ist darum auch für diesen Theil der Geschichte noch immer zu wenig geschehen; ein anschaulicheres Bild jener Zeiten tritt uns erst hier durch die so mannigfaltige Bearbeitung und durch die Hinführung des Lesers zu jenen Denkmalen großer Ereignisse, durch die Einweihung in die Geheimnisse manches einzelnen Lebens, das im großen Strome der Begebenheiten unbemerkt verschwunden war, in genügender Klarheit entgegen. Manche andere Arbeiten dieses Jahrgangs, bey gleich gründlicher quellenmäßiger Behandlung, geben durch die freudigere Zeit, über die sie sich verbreiten, wie die Darstellungen der Müllinen und Dietrichsteine, einen hellen Glanz über das Ganze, und mit ihm die vollere Befriedigung des Lesers.

Ueberhaupt scheint es, daß jetzt für uns der Zeitpunkt gekommen sey, wo Geschichte mit eben so günstigem Erfolge bearbeitet, als von dem Leser aufgefaßt werden kann; da wir uns an der Neige eines Zeitalters befinden, welches sich durch die vielfältigen Stürme der Meinungen, wie durch den gewaltsamsten Wechsel der Ereignisse bey mannigfaltigen ernsten Erfahrungen die jedem Einzelnen geworden, auszeichnet, und dadurch mehr als früher Geborne Lust und Veranlassung finden, über das Leben und dessen Erscheinungen in Wahrheit zu denken, und die Resultate dieses Denkens kund zu geben. Diese Zeit scheint überhaupt mehr ein Zeitalter für Historie als für Philosophie zu seyn; obgleich sich bereits das achtzehnte Jahrhundert, ehe es auch nur den Traum echter Philosophie in flüchtiger Stunde erhascht hatte, das philosophische Jahrhundert bey vollendeter Unweisheit des Lebens genannt hatte.

M. v. Collin.





Anzeige-Blatt

für

Wissenschaft und Kunst.

Nro. XIII.

Literarische Notizen.

Englische Literatur.

(Aus dem Quarterly Review Nro. 43.)

1. *The Importance of the Cape of Good Hope, as a Colony of Great Britain, independently of the Advantages it possesses as a Military and Naval Station, and the Key to our Territorial Possessions in India. By R. B. Fisher Esq. the third Edition.* 1819.
2. *Considerations on the Means of affording Profitable Employment to the Redundant Population of Great Britain and Ireland, through the Medium of an improved and correct System of Colonization in the British Territories in Southern Africa.*
3. *Hints on Emigration to the Cape of Good Hope. By W. J. Burchell, Esq.* 1819.
4. *The Cape of Good Hope Calendar and Agriculturist's Guide, compiled by G. Ross, Superintendent of the Government Press in that Settlement.* 1819.
5. *An Account of the Colony of the Cape of Good Hope, with a View to the Information of Emigrants, and an Appendix, containing the Offers of Government to Persons disposed to settle there.* 1819.
6. *A Guide to the Cape of Good Hope, describing its Geographical Situation, Climate etc.* 1819.
7. *The Emigrants Guide on the Cape of Good Hope etc. By John Wilson.* 1819.
8. *Journal of a visit to South Africa in* 1815 *and* 1816, *with some account of the Missionary Settlements of the United Brethern near the Cape of Good Hope. By the Rev. C. J. Latrobe. London*, 1819.

Der in der letzten Parlamentssitzung vom Kanzler der Schatzkammer gemachte, mit ungetheiltem Beyfalle aufgenommene Antrag, der Kolonie auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung eine größere Ausdehnung zu geben, veranlaßt die Beurtheilung der hier angezeigten Werke im Quarterly Review, welche zwar, mit Ausnahme der letzten, wenig Werth haben, vielmehr voll von Irrthümern sind, die aber dem englischen Beurtheiler Gelegenheit geben, aus Lichtenstein's und Campbells Reisen in's südliche Afrika und eigener Erfahrung viele wichtige statistische

Angaben über das Vorgebirge der guten Hoffnung zusammen zu stellen, aus denen ein gewählter Auszug auch unseren Lesern willkommen seyn wird.

Die europäischen Niederlassungen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung erstrecken sich nach den zuverläßigsten Nachrichten auf 315 Meilen (wahrscheinlich englische), vom Tafelberge bis zum Flusse Koussie, und 580 Meilen von demselben Berge bis zum großen Fisch-Flusse, sie umfassen 120,000 Quadrat=Meilen. Verschiedene Bergreihen, welche mit einander und der südlichen Küste parallel laufen, durchschneiden die Kolonie in östlicher und westlicher Richtung. Der geognostische Charakter derselben ist sehr einfach und gleichförmig. Thonschiefer und Gneiß bildet ihre Grundlage bis zur Höhe von hundert Schuhen über der Meeresfläche, dann folgt Granit, und obenauf rother, gelber und grauer Sandstein. Die Oberfläche von der untersten Bergreihe bis zur Meeresküste wechselt zwischen Hügel und Thälern. Erstere bestehen aus rothem Sandstein und Feldspath mit Quarz=Krystallen vermischt, letztere aus Sand mit Ackererde. In den tiefen Klüften auf der südlichen Seite, welche die Holländer Kloofs nennen, und die durch Bergströme gebildet worden, herrscht die üppigste Vegetation. Hier allein trifft man in einer Strecke von 200 Meilen große Wälder von Holz zum Zimmern. Ueberhaupt sind diese Klüfte der kostbarste, und auch am meisten bevölkerte Theil der Kolonie. Jenseits der ersten Reihe von Bergen, bis zur zweyten, welche der schwarze Berg heißt, ist das Land höher, und hat ein rauheres Aussehen, als wäre es durch die Ruinen der abgebrochenen Gipfel beyder Bergreihen gebildet. Zwar durchströmen auch diese Gegend Bergströme, doch hat die Erde nicht mehr den üppigen Charakter der tiefer liegenden Region. Ueber den schwarzen Berg hinaus bis zur dritten Reihe von Bergen, welche die nördliche Gränze der Kolonie bilden, ist eine ausgedehnte Ebene, von 300 Meilen in westöstlicher, und 80 Meilen in nord-südlicher Richtung. Sie scheinet gleiches Niveau mit der Granitschichte der Berge zu haben, und zeigt in ihrer Oberfläche Thon, in welchen quarziger Sand mit kleinen Krystallen, und Matten von Feldspath mit Hornblende eingesprengt sind. Wo sich diese Ebene zu beträchtlichen Hügeln erhebt, zeigt sie fast unabänderlich eine horizontale Schichte von jenem röthlichen Sandsteine, der in dem Gebirge sich unmittelbar über dem Granite findet. Diese und ähnliche Flächen werden von den Kolonisten Karroo genannt; sie sind unbewohnbar, werden kaum je durch Regen befeuchtet, und bringen nichts hervor, als einige verkrüppelte Pflanzen aus dem Geschlechte des Geranium, Mysembryanthemum, der Euphorbia etc. Kein Grün erquickt hier das Auge, nur die stachelige Mimosa wächst an den sich schlängelnden Ufern manches der Küste zueilenden Bergstromes, und verbreitet Schatten für einige staudenartige Pflanzen und schlechte Gräser, die den halb verhungerten Ochsen der entfernten Kolonisten, deren Wägen auf dem Wege zum Kap diese Wüsten durchkreuzen, dürftiges Futter gewähren. Der Anblick, den das Land gewährt, ist sonach wenig erfreulich, und kann den Erwartungen neuer Einwanderer nur dann entsprechen, wenn sie nach geendeter Regenzeit, im Februar oder März, ankommen. Von dem gesammten Flächeninhalte der Kolonie dürften nur 10,000 Quadrat=Meilen für den Pflug, und 20,000 für Schafweide geeignet seyn, und diese 30,000 Quadrat=Meilen kulturfähigen Landes werden von 3000 Familien bewohnt. Die ganze Kolonie, deren Bevölkerung in bedeutender Zunahme ist, war bis in die letzten Jahre in vier Bezirke getheilt, nämlich das Kap, Stellenbosch, Zwellendam, und Graaff

Reynet, deren jedem eine höchste obrigkeitliche Person unter dem Namen eines Landdrosten vorstand; die drey letzteren waren aber wieder in drey Bezirke mit eigenen Landdrosten, Stadt, oder Dorf, Kirche und Schule untergetheilt. Unter den Produkten der Kolonie sind Wein, Weizen und Wolle die vorzüglichsten. Die Kultur des Weines verdanket die Kolonie zuerst französischen Protestanten, die nach der Widerrufung des Ediktes von Nantes hier einen Zufluchtsort suchten, und sich in den Thälern von Drakenstein, Paarlberg und Stellenbosch in einem Umkreise von dreyßig Meilen vom Kap niederließen. Noch gegenwärtig sind ihre Nachkommen hier in ausgebreiteten Niederlassungen, welche Wohlhabenheit verkünden. Man sollte denken, daß Menschen, welche den Weinstock mit sich auf die Kolonie brachten, die Kultur desselben verstanden, und daß die Vortrefflichkeit der Trauben, verbunden mit dem Segen des Klima, der Lage und des Bodens, nur vorzüglichen Wein habe hervorbringen können. Doch kömmt kein solcher vom Kap nach Europa. Die Weine vom Drakenstein nähern sich jenen von Madeira, Vidonia und Marzala, stehen ihnen aber nach. Die Steinweine, von denen man glaubt, daß sie den Rheinweinen ähnlich sind, nahmen ehemals im längeren Liegen einen süßlichen Geschmack an, welcher der Ueberreife der Trauben, und vielleicht auch einer unvollkommenen Gährung zuzuschreiben ist; jetzt haben sie den entgegengesetzten Fehler, sind scharf, herbe, und ohne Geschmack. Der trockne Pontak ist bey weitem der beste unter den Kapweinen, er hat die Kraft des Portweines und den Geschmack des Burgunders. Selbst der Constantiawein bleibt in jeder Hinsicht hinter dem Madeira Malmsy, Malaga, Calcavella, oder Frontignac zurück. Was aber in London unter dem Namen Kap=Champagner, Burgunder, Barsac ꝛc. verkauft wird, ist ein vergiftendes Gemisch, welchem die schlechtesten Weine des Kap zum Grunde liegen. Der besondere unangenehme Nebengeschmack, den alle Kapweine mehr oder weniger haben, war schon der Gegenstand vieler Untersuchungen, seine Ursache ist aber noch nicht vollkommen ausgemittelt. Viele suchen sie darin, daß alle Trauben, ohne Unterschied, ob sie unreif, reif, oder gar schon gefault sind, mit Kamm und allem in die Presse gebracht, und unrein behandelt werden, auch darin, daß verschiedene Rebensorten in denselben Weingärten gepflanzet werden, was jederzeit verhindert, daß der Wein einen bestimmten Charakter erhält. Wahrscheinlicher aber ist sie in der Beschaffenheit des Bodens zu suchen, der weder vulkanische Bestandtheile, noch Kalkstein, diese der Weinrebe so günstigen Mischungen, hat, sondern einzig aus Sand und Lehm besteht, welche gewöhnlich dem Weine einen erdigen Geschmack geben. Es wäre daher neuen Pflanzern mehr zu rathen, daß sie die Sandsteinhügel gegen die nördliche Gränze der Kolonie, als, wie die bisherigen, die Tiefen und Ebenen mit Weine bepflanzten.

Der zu Markte gebrachte Wein zahlt nur eine sehr geringe Abgabe, drey bis vier Reichsthaler von 154 Gallonen (die Gallone zu vier Quart). Gleiches zahlet der Branntwein, welcher wegen unvollkommener Distillation noch schlechter ist als der Wein.

Die Kornbauern bewohnen vorzüglich den nördlich und östlich von Saldanha=Bay gelegenen Theil des Kaps, und den größeren Theil von Stellenbosch zu beyden Seiten der ersten Bergreihe bis auf vier oder fünf Tagereisen von der Kapstadt. Sie sind häufig Pächter, welche, ihren eigenen, nicht unbedeutenden Bedarf, und jenen ihrer auf Viehweide beschränkten Nachbarn abgerechnet, jährlich noch 4—5000 Scheffel Weizen nach der Hauptstadt zu schicken vermögen. Der Kornbauer am Kap

ist ein ungeschickter Ackersmann. Er weiß nichts von den Vortheilen der Wechselwirthschaft, nichts von grünem Futter, etwas Gerste und Mais ausgenommen. Nie sammelt er einen Vorrath von trockenem Futter für den Fall einer Dürre, weßwegen auch oft das Vieh in großer Anzahl zu Grunde geht. Sein Pflug ist ungelenk, und wird mit Mühe von zwölf bis sechzehn Ochsen fortgeschleppt. Dabey reißt er die Erde nur oberflächlich und nothdürftig auf, und läßt jede härtere mit Gesträuch bewachsene Scholle liegen; dennoch erntet man nicht weniger als das funfzehnte, häufig aber das zwanzigste und dreyßigste Korn, ja mehr noch, wenn kein Mangel an Wasser ist. Das Korn wird auf kreisförmigen Tennen vom Vieh ausgetreten, Stroh und Spreu wurde sonst dem Winde überlassen, bis die Nachfrage der Pferde haltenden Engländer die Pächter bestimmte, beydes zu Markte zu bringen. Der Weizen vom Kap übertrifft an Güte und Schönheit beynahe jeden.

Eine dritte produktive Klasse auf dem Kap ist die der Viehhälter, denen die holländisch-ostindische Kompagnie ungeheure Strecken Landes jenseits der Berge, worauf sie keinen Werth setzten, gegen den geringsten Entgelt (an 5000 Morgen Landes), oft um einen Pachtschilling jährlicher vier und zwanzig Reichsthaler verlieh. Die große Entfernung dieser Ländereyen vom Sitze der Regierung verleitete diese holländischen Viehbauern zu allen Arten von Gewaltthätigkeit gegen ihre Nachbarn, die Hottentoten. Die Klagen derselben drangen endlich bis zum Kap, und die ostindische Gesellschaft suchte der ferneren Unterdrückung durch Absendung eines Landdrosten und eines Geistlichen nach Graaf Reynet, einem 500 Meilen von der Kapstadt entfernten Flecken, zu steuern; allein bald wurden beyde durch die unruhigen Bauern vertrieben. Dieses geschah gerade zur Zeit, als diese Kolonie unter englische Herrschaft kam. Die brittische Regierung fand nun für nöthig, eine Besatzung nach Algoa-Bay zu legen, und eine Vorpostenkette längs des großen Fischflusses zur Hintanhaltung fernerer Plünderungen aufzustellen. Diese Viehbauern sind die roheste, verworfenste Menschen-Klasse, und es kann für einen Europäer keinen schmutzigern, widrigeren Anblick geben, als die Niederlassung eines solchen Viehbauern. Die Vieh-Rasse derselben ist noch großer Verbesserungen fähig. Das Schaf mit langen Beinen und breitem Schwanze ist von dem geringsten Werthe, es fehlt ihm an innerem Fett, und seine Wolle unterscheidet sich wenig vom Haare; dagegen hat man Merinosschafe mit Vortheil eingeführt, deren Wolle der besten spanischen gleich kommen soll, und schon zu einem Handelsartikel geworden ist.

Nebst den angeführten produktiven Klassen der Kap-Kolonie würden neue Einwanderer mit den Hottentoten, den ursprünglichen Besitzern des Bodens, in Berührung kommen. Die Anzahl derselben innerhalb des Umfanges der Kolonie beläuft sich auf ungefähr 20,000. Sie sind ein gutartiger Menschenstamm, welcher unter der holländischen Regierung ein sehr hartes Loos hatte. Vaillant war der erste, welcher die guten Eigenschaften der Hottentoten öffentlich vertheidigte, und General Craig hob nach Eroberung des Kaps die physischen und moralischen Kräfte dieser herabgewürdigten Menschen-Klasse durch Bildung derselben in militärische Korps empor. Die Hottentoten, welche Hr. Latrobe, der Verf. des letzten der angezeigten Werke, in den Missionsversammlungen der mährischen Brüder zu Gnadenthal sah, zeichneten sich durch Reinlichkeit und Wohlstand aus, und das Bild, das er von der hottentotischen Jugend und ihren Schulen entwirft, ist höchst anziehend.

Ein anderer Volksstamm, mit welchem neue Einwanderer in die

Kap-Kolonie in Verbindung treten würden, sind die Kaffern, ein Hirtenvolk, welches allen Unterjochungs-Versuchen der Holländer muthig widerstand. Mit vieler Körperkraft und einer edlen Gestalt verbinden sie eine seltne Enthaltsamkeit. Geronnene Milch, wilde Wurzeln, bittere Kürbisse und Hirse sind ihre Nahrung, eine besondere Milde des Charakters zeichnet sie aus, und nur der Umgang mit ihren Gränznachbarn, den holländischen Bauern, hat sie verschlechtert. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß ein fleißiges europäisches Nachbarvolk auf diese gutgearteten Menschen den wohlthätigsten Einfluß haben, und sie leicht, vorzüglich wenn mährische Brüder an die Stelle der im Besitze des dortigen Missionsgeschäftes befindlichen Methodisten träten, zur Annahme des Christenthums bestimmen würden.

Die Anträge, welche die englische Regierung neuen Ansiedlern auf der Kap-Kolonie macht, sind sehr großmüthig, und werden unfehlbar viele Familien zur Auswanderung nach dem Kap bestimmen. Der vor der Hand für die neuen Niederlassungen bestimmte Bezirk ist das von den Holländern sogenannte Zuureveld, oder die sauern Gras-Ebenen, welchen die Engländer den Namen Albanien gaben, ein zwischen dem Sonntags- und großen Fischflusse gelegener Bezirk von beyläufig 2000 (englischen) Quadrat-Meilen. Es wechselt in diesem Bezirke Hügel und Thal auf anmuthige Weise ab, und, was in der Kolonie seltner ist, dichtes grobes Gras, welches alle Jahre üppig nachwächst, bedecket den Boden, der für den Weinbau sowohl, als für Getreide, Hülsenfrüchte, Futterkräuter und Küchengewächse geeignet ist. In den der Seeküste nahe gelegenen Vertiefungen finden sich dichte Wälder, und mehrere größere und kleinere Flüsse durchströmen das für die neuen Kolonisten bestimmte Land von Norden gegen Süden. Die nächste Bay zur Niederlassung ist Algoa-Bay, welches zwar für die Sommerwinde offen, doch guten Ankergrund hat. Die Küsten der neuen künftigen Kolonie haben einen Ueberfluß an genußbaren Fischen, welche bisher von den Hottentoten und Kaffern gar nicht, von den holländischen Bauern aber nur selten benützt wurden. Es ist daher zu wünschen, daß unter den neuen Ansiedlern Fischerfamilien seyen. Unter den Flüssen, die diesen Bezirk bewässern, wird der große Fischfluß allein größere Schiffe tragen, nur hat er den Fehler, daß seine Mündung mit Sande verlegt ist. Könnte man jedoch diese Mündung zum Einlaufen von Lastschiffen eignen, so hätten die neuen Ansiedler von Albanien einen Hafen, durch welchen sie leicht ihre Produkte ausführen, einen Handel mit Mozambique, Isle de France, und Madagascar eröffnen, und mit geringen Kosten Vieh sich verschaffen könnten. Man sieht aus diesen wenigen ausgehobenen Notizen die Wichtigkeit des Unternehmens, und den Nutzen, welchen nicht bloß die Ansiedler, sondern mehr noch England davon zu erwarten hat.

An Essay on the Chemical History and Medical Treatment of Calculous Disorders. By Alexander Marcet. M. D. F. R. S. 8. London, 1819.

(Edinburgh Review Nro. 64)

Seit den bekannten Abhandlungen von Scheele, Wollaston und Fourcroy erschienen in England mehrere interessante Abhandlungen über die Krankheit des Steines. Sie beschränkten sich aber bloß auf die Untersuchung der chemischen Geschichte dieser Concretionen. Der Verf. der gegenwärtigen Schrift behandelt aber diesen Gegenstand auf um-

fassendere Weise, indem er die verschiedenen Lagen, in welchen man Steine trifft, die Symptome derselben, das öftere oder seltnere Erscheinen derselben bey Bewohnern derselben oder verschiedener Länder, und die Mittel gleichmäßig behandelt, wodurch die Bildung von Steinen verhindert, und die Zerstörung bereits gebildeter bewirkt wird. So bildet dieses kleine Werk eine vollständige Uebersicht von dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse über die Steinkrankheit.

Die bisher entdeckten chemischen Bestandtheile der Blasensteine sind eine unbekannte animalische Materie, Fibrin, lithischer oder urischer Säure, Kalk-Phosphat, Ammoniakal-Magnesia-Phosphat, Kalk-Oxalat, cystisches Oxyd, und xanthisches Oxyd. Die unbekannte thierische Materie ist wahrscheinlich ein Theil des Schleimes, den die innere Haut der Harnwerkzeuge absondert. Sie wird nie allein, sondern immer in Verbindung mit einem andern Bestandtheile, gewöhnlich mit lithischer Säure und Kalk-Phosphat gefunden, und offenbart sich durch die schwarze Farbe von einem Theile des Steines, und den besondern animalischen Geruch, den der Stein unter dem Blasrohre annimmt. Fibrin ist ein sehr seltener Bestandtheil von Blasensteinen, den Dr. Marcet nur ein einziges Mal fand. Lithische oder urische Säure ist der gewöhnlichste Bestandtheil der Blasensteine, von welchem auch alle Elementarwerke über Chemie handeln. Die Versuche des Berzelius machen es jedoch wahrscheinlich, daß die unter dieser Benennung beschriebene Substanz nicht reine lithische oder urische (Stein- oder Horn-) Säure, sondern der Superurat von Ammonium ist. Der Kalk-Phosphat, als Bestandtheil der Blasensteine, hat nach des Verf. Beobachtungen weniger Kalk, als die Erde von Beinen, daher ist er unter dem Blasrohre bey einem höhern Grade von Hitze schmelzbar. Der Ammoniakal-Magnesia-Phosphat ist ein salziger Bestandtheil der Blasensteine, welchen Dr. Wollaston zuerst entdeckte. Er ist weiß, und erscheint gewöhnlich in kleinen glänzenden Krystallen, welche sich nur allmählich im Wasser, schnell aber in den meisten Säuren auflösen. Der Kalk-Oxalat kömmt bey jener Varietät der Blasensteine vor, der von den kugelförmigen Erhöhungen, womit seine Oberfläche bedeckt ist, die Benennung Maulbeerstein erhielt. Das cystische Oxyd entdeckte auch Dr. Wollaston zuerst, und fand es bisher in Stein-Konkretionen nur rein und mit anderen der bisher genannten Bestandtheile nicht vermischt. Diese Gattung Steine fand Hr. Marcet nur in den Nieren, nie in der Blase, weßwegen er auch die Benennung cystisches Oxyd in jene Renal- oder nephritisches Oxyd umänderte. Die Substanz, welche Dr. Marcet, ihr Entdecker, xanthisches Oxyd nennet, zeigt folgende Eigenschaften. Sie ist unauflösbar in Alkohol, Aether, oxalischer Säure, dem Doppel-Carbonat von Pottasche, und dem gesättigten Carbonat vom Ammonium, in Essigsäure wird sie nur langsam, im Wasser aber leichter als die lithische Säure, und in den verschiedenen Mineralsäuren nicht sehr schnell aufgelöset. Die Alkalien lösen sie mit großer Leichtigkeit auf. Wiewohl sie in der Hitze vor dem Blasrohre den Geruch einer thierischen Substanz von sich gibt, so wird sie doch durch Schwefelsäure nicht schwarz. Die Wasserauflösung dieser Substanz färbt das Lakmuspapier ein wenig. Man unterscheidet sie leicht von der lithischen Säure durch die blaßgelbe, und von dem cystischen Oxyd durch die weiße Farbe, die es durch die Einwirkung der Salpetersäure annimmt. Nach den verschiedenen Verbindungen dieser Bestandtheile unterscheidet der Verf. die Blasensteine in neun Klassen, einige wahrscheinlich bloß zufällige und isolirte Steinbildungen abgerechnet, und zeigt die Mittel an, dieselben auch bey einer beschränkten Kenntniß

von Chemie zu erkennen, und von einander zu unterscheiden. Abbildungen der verschiedenen Steine in kolorirten Kupferstichen dienen diesem Theile zur Versinnlichung.

Nach den Untersuchungen, welche der Verf. in den Museen verschiedener Spitäler anstellte, war die lithische Concretion bey den Blasensteinen die gewöhnlichste; die schmelzbaren und maulbeerförmigen Steine folgen zunächst darauf, und die Steine von vermischter Zusammensetzung waren nach den Protokollen der Spitäler am meisten tödtlich für die Kranken. Eine nachläßige Führung der Spitals-Protokolle in England, wovon nur das Krankenhaus in Norwich eine Ausnahme macht, hat zwar den Forschungen des Verf. über das häufigere oder seltenere Erscheinen von Blasensteinen in verschiedenen Gegenden und Lebensaltern große Hindernisse in den Weg gelegt. Doch sammelte er in dieser Hinsicht merkwürdige Thatsachen. In den Krankenhäusern von Norfolk und Norwich wurden im Verlaufe von vier und vierzig Jahren 235 Kinder unter vierzehn Jahren, worunter 227 Knaben, und 271 erwachsene Personen, worunter 251 Männer, am Steine operirt, und es starben davon 13 Kinder, darunter 12 Knaben, und 57 Erwachsene, worunter 56 Männer. Das Verhältniß der zur Steinoperation in den genannten Spitälern Aufgenommenen zur Gesammtzahl der Kranken in denselben war 1 — 38. Es wäre interessant, die Ursachen auszumitteln, von welchen diese Krankheit häufiger in dieser Gegend herrührt; die kalkige Beschaffenheit des Bodens dürfte allein zur Erklärung nicht hinreichen, da die Kalk enthaltenden Steine in diesen Spitälern seltener als in jenen von London sind. Im St. Thomas-Spitale zu London war innerhalb von zehn Jahren das Verhältniß von Steinoperationen zur Krankenzahl 1 — 528, im Bartholomäus-Spitale in fünf Jahren von 1 — 340, und im Guy's-Spitale in derselben Zeit von 1 — 300. Im Hôpital de la Charité zu Paris ist das dießfällige Verhältniß von 1 — 250, und im Hôpital des enfans malades, wo jährlich gegen 3000 Kinder beyderley Geschlechts unter funfzehn Jahren aufgenommen werden, geschahen in den letzten zwölf Jahren im Durchschnitte zwölf Steinoperationen im Jahre. Dem Verf. in seinen auf Erfahrungen gegründeten Bemerkungen über die ärztliche Behandlung des Steines zu folgen, würde hier zu weit führen. Nur, was er warnend vom Gebrauche der Magnesia spricht, welche neuerlichst in dieser Krankheit besonders empfohlen worden, verdienet eine Erwähnung. Seine Erfahrungen bewährten nämlich, daß ohne vorhergehende Kenntniß von der Beschaffenheit des Steines, an welchem der Kranke leidet, man große Gefahr laufe, durch Magnesia einen sehr gewöhnlichen Bestandtheil der Steine, den Ammoniakal-Magnesia-Phosphat, noch mehr anzuhäufen, und auch in den ersten Wegen mehrere unverbundene Säuren zu neutralisiren, welche sonst im Stande gewesen wären, die Steinmaterie in aufgelöstem Zustande zu erhalten.

1. *Ivanhoe, a Romance. By the Author of Waverley etc. 3. vols, Edinburgh.*
2. *The Novels and Tales of the Author of Waverley, Guy Mannering, Antiquary, Rob Roy, Tales of My Landlord, first, second and third series, new edition with a copious Glossary. Edinburgh*, 1820.

(Edinburgh Review Nro. 64.)

Seit der Zeit Shakespeares, der seine acht und dreyßig Dramen in dem kurzen Zeitraume seines angehenden Mannesalters schrieb, hat

England kein solches Wunder schriftstellerischer Fruchtbarkeit aufzuweisen, als den anonymen Verfasser des gegenwärtigen Werkes. Im Zeitraume von kaum mehr als fünf Jahren gründete sein Talent eine neue Schule, und stattete sie mit beynahe dreyßig Bänden von so origineller und reichhaltiger Erfindung aus, daß alle prosaischen und dichterischen Werke neuerer Zeit, die Lord Byrons vielleicht allein ausgenommen, gegen die seinigen in Schatten zurücktreten. Shakespeare ist ohne Zweifel origineller als der Verf. dieser Werke. Man darf aber auch nicht vergessen, daß zu seiner Zeit weniger von früheren Meistern zu borgen möglich war, und daß Shakespeare die Quellen, die ihm offen standen, reichlich benützte. Zu unseren Zeiten hingegen sind alle edleren Pfade der Literatur so vielfältig betreten worden, daß man die Fußstapfen von Vorfahren fast nicht vermeiden kann. Dem Verf. des gegenwärtigen Werkes lassen sich zwar Plagiate nicht wohl nachweisen, doch trifft man in ihm zahlreiche Spuren von Nachahmung. Ueberhaupt muß man, wenn man den Verf. neben Shakespeare nennet, nicht dafür halten, er werde dadurch jenem ersten Dichter in Hinsicht auf Reichthum und Anmuth der Phantasie, oder auf die lebendige Ader jenes reinen und erhabenen Stromes von Dichtung gleichgesetzt, der sich durch jeden Theil seiner Werke so mächtig ergießt. Es geschieht dieses vielmehr bloß in Bezug auf die wunderbare Mannigfaltigkeit und Leichtigkeit in den Erzeugnissen dieses Dichters, die beynahe ein eigenes, und zwar nicht ein in vierteljährigen Zwischenräumen erscheinendes Anzeigeblatt benöthigten. Die Geschichte, der Gegenstand des angezeigten Werkes, ist ganz englisch, aus der Zeit Richard des Ersten. Die große Entfernung dieses Zeitalters von den Ansichten des gegenwärtigen ist eine große Schwierigkeit, womit der Verf. zu kämpfen hatte. Denn lange schon sind die feineren Züge in unserem Andenken verwischt, welche einem Lebensgemälde aus dem Jahre 1194 Körper und Lebendigkeit zu geben vermöchten. Sie sind es in einem weit höheren Grade, als selbst unsere Kenntniß von dem Privatleben der Römer zur Zeit des Augustus, oder der Athener zur Zeit des Perikles. Bey Besiegung dieser Schwierigkeit hat der Verf. zwar nicht Unmögliches, aber doch wunderbar viel geleistet; und wiewohl man oft in seinem Werke die lebendigen und frischen Gemälde von Charakteren und Lebensweisen, die uns näher liegen, und jenes tief eindringende Interesse vermisset, welches nur Darstellungen aus unserer Zeit und aus dem Kreise unseres Volkes erwecken und unterhalten können, so läßt sich doch nicht läugnen, daß er die dürftigen Materialien, die ihm zu Gebote standen, vortrefflich benützte. Zu diesem Ende verlegte er den Schauplatz der Handlung in eine Periode, wo die Eifersucht der normännischen Sieger und der besiegten Sachsen noch nicht erloschen war, und wo höfischer Muthwille und ritterlicher Stolz des einen Volkes noch im hellen Gegensatze stand mit der männlichen Festigkeit und der redlichen Einfachheit des andern. Er gibt dann seiner Geschichte das Ansehen von Würde und Wirklichkeit, indem er die persönliche Tapferkeit von Richard Löwenherz und anderen bekannten Helden in die Begebenheiten verwebt. Wiewohl großentheils beschränkt auf den gewöhnlichen Romanvorrath von gewappneten Rittern, lustigen Waidmännern, gefangenen Fräulein, raubsüchtigen Großen, Hausnarren u. d. gl., wußte er doch diese ihm überlieferten Theaterpersonen so wohl mit Gefühlen, die keinem Zeitalter fremd sind, auszustatten, daß man sie nicht mehr als Glieder eines phantastischen Prunkspieles, sondern als wirkliche Wesen betrachtet, denen, wie uns, ein Herz im Busen schlägt. Wenn man dieses Werk mit den früheren desselben Verf. ver-

gleicht, so fühlt man deutlich den Uebertritt aus dem Reiche der Natur und Wirklichkeit in jenes der Phantasie und Romantik, und man findet in ihm mehr Aehnlichkeit mit den glänzenderen aus den neuern englischen Gedichten, als mit den anziehenderen Novellen unserer Zeit. Es enthält Stoffes genug für sechs gute Trauerspiele, und die unverkennbaren Talente des Verf. machen es wünschenswerth, daß er in den zaubervollen Kreis Shakespeares trete, und durch eine ächte Tragödie, in der Phantasie, Leidenschaft und Handlung zu einem Ganzen sich vereinigen, Englands alte Meisterschaft in dieser Dichtungsart neu bewähre, ein Unternehmen, bey welchem er nur eine individuelle Schwierigkeit, Hang zur Weitschweifigkeit, zu bekämpfen, gewiß aber einen rühmlichen Erfolg zu erwarten hätte.

A Treatise on Adulteration of Food, and Culinary Poisons, exhibiting the fraudulent Sophistications of Bread, Beer, Wine, Spiritous Liquors etc. and Methods of detecting them. By Frederick Accum. London, 1820.

(Edinburgh Review Nro. 64.)

Die Verfälschungen der vorzüglichsten Genußmittel, von welchen diese Schrift handelt, beziehen sich zwar unmittelbar auf den in dieser Hinsicht in London gewöhnlichen Betrug; doch ist in der Wesenheit des Betruges jede Stadt und jedes Land der brittischen Hauptstadt ähnlich, und nur die zu diesem Betruge verwendeten Mittel dürften nicht immer dieselben seyn. Der Verf. behandelt die zufällige Verfälschung des Wassers durch Bley, welches bey dem Zutritte äußerer Luft durch Wasser aufgelöset wird; des Brotes durch Beymischung von Alaun, Ammoniakal-Subcarbonat, und Kartoffeln; des Weines durch Alaun, welcher jungen rothen Weinen eine dunklere Farbe gibt, durch Brasilienholz, dann die Hülsen der Heidel- und Hollunderbeeren, welche dem blassen Portweine eine dunkle Purpurfarbe geben, durch Gyps, welche trübe Weine klären, durch Eichenrinde, Sägespäne und Hülsen von Lampertsnüssen, welche unreifen rothen Weinen einen schärferen Geschmack geben, endlich durch bittere Mandeln, Rosinenkörner, die Wurzel des Schwertels, Scharley, Kirschlorbeerwasser und Hollunderblüten, welche geschmacklose Weine wieder schmackhaft machen, u. d. m. Nach des Verf. Angaben werden diese und ähnliche Weinverfälschungen in London mit solcher Regelmäßigkeit betrieben, daß Viele der an der Verfälschung Mitarbeitenden selbst nicht wissen, daß sie zu einer Verfälschung mitwirken. Bey Verfertigung von Liqueurs, welche ein Gegenstand fast allgemeiner Verzehrung in England sind, würden die Verfälschungen noch häufiger seyn, wenn man nicht die vorzüglichste Eigenschaft derselben, ihre Stärke, durch leichte und zuverläßige Proben prüfen könnte. Die so gewöhnlichen Verfälschungen in der Bereitung von Malzgetränken werden theils schon vom Bräuer, theils vom Bierhändler verübt. Der Verf. handelt von einer Verfälschung durch Absieden der Beere des Cocculus indicus im Wasser, und Verwandlung dieses Absudes mittelst Abdampfung in eine dicke schwarze Masse, welche die betäubenden und vergiftenden Eigenschaften der Beere, aus welcher sie bereitet ist, in hohem Grade besitzt, dann durch Beymischung von Quassia, Wermuth, Honig, Vitriol, Paradiesäpfelkörnern, Opium, Mohnextrakt, spanischem Süßholz, geschabtem Hirschhorn, Koriandersamen mit einem Theile von nux vomica vermischt, Pomeranzenpulver, Ingwer und anderen Substanzen, durch welche man den Hopfen zu ersetzen sucht. Nebst

diesen Bierverfälschungen der Bräuer selbst handelt der Verf. von jenen der Bierhändler, vorzüglich von jenen durch Vermischung des Tafelbiers mit Starkbier, zu deren Verbergung man Vitriol, Alaun und Salz unter das Bier gibt, durch Beymischung von Capsicum und Paradiesäpfelkörnern, wodurch ein schwaches unschmackhaftes Bier einen scharfen Geschmack bekommt, von einem Theile Schwefelsäure, welches junges Bier auf der Stelle achtzehnmonatlichem ähnlich macht, und von Alkalien, alkalinischen Erden, Austerschalenpulver, Subkarbonat von Pottasche oder Soda, wodurch schales, halb verdorbenes, oder saures Bier wieder stark wird. Der Verf. schließt mit den Verfälschungen des Thees durch Kupfer, des Kaffehs, des schwarzen, weißen und Cayennepfeffers, des Senfs und der Salzbrühen aller Art. Für die zweckmäßigste Strafe von derley Betrug hält er schwere Geldbuße, mit öffentlicher Verachtung verbunden.

A Sicilian Story. With Diego de Montilla; and other Poems. By Bary Cornwall. London, 1820.

(Edinburgh Review Nro. 64.)

Herr Cornwall ist ein vorzüglicher Nachahmer von großentheils trefflichen Mustern. Sein Styl und Versbau ist nach dem Muster Shakespeares und der übrigen Dramatiker aus, jenem ruhmvollen Zeitalter, hauptsächlich Marlow's, Beaumont's, Fletcher's und Massinger's gebildet. Auch Milton und Ben Johnson hat er Einiges abgeborgt; dann aber überspringt er die der Zeit nach nächstfolgende Dichterreihe, und wirft sich Lord Byron, Coleridge, Wordsworth und Leigh Hunt in die Arme. Man sollte bey so unvermittelten Uebergängen ein Ganzes von loser Verbindung besorgen; allein seine Materialien sind in der That in befriedigende Harmonie gebracht, und zwey Gründe erklären diese Erscheinung. Erstens ist Hr. Cornwall selbst Dichter, und zwar Dichter von nicht ganz untergeordnetem Range, der nicht die hervorstechenden Eigenheiten seiner Muster ohne Unterscheidung nachbildet, sondern blos seinen Genius nach ihnen bildet, und die Geschöpfe seiner Phantasie mit ihrem Farbenglanze ausstattet. Zweytens kann man, und dieß ist das Wichtigste, Shakespeare und seine Kunstgenossen nachahmen, ohne ihre Mannigfaltigkeit und Universalität erreichen zu wollen. Dieß ist der Fall mit Herrn Cornwall. Er strebet diesem mächtigen Dichter weder in seiner Sturmesgewalt, noch in seiner gränzenlosen Laune und dem stets frisch hervorquellenden Strome von Heiterkeit nach; er sucht eben so wenig den Charakter eines Falstaff, als den eines Macbeth, Lear, oder Othello nachzuahmen; nur das Zarte, Sanfte, Phantasienreiche strebet er Shakespeare nachzubilden, die jungfräuliche Unschuld und den Liebesschmerz von Julien, Imogen, Perdita oder Viola, die zaubervolle Einsamkeit von Prosperos Tochter, die ätherische Liebe und Eifersucht von Oberon und Titania, und alle die magischen, Liebe und Dichterkraft athmenden Auftritte, welche so manches Blatt in jenes unerreichbaren Dichters Werken bezeichnen. Fletcher's Genie scheinet Hrn. C. Muse näher verwandt, als der kühne Geistesflug Shakespear's, und in mehr als einer Stelle zeigen sich die Eindrücke, die Aspatias hingebende Leiden und sanfte Trostlosigkeit auf seine Phantasie machte. In Milton ahmte er allein die Dichtungen seiner Jugendjahre nach, den Lycidas und Comus, die arkadischen Gedichte, und seraphischen Hymnen, nicht den erhabneren kühneren Flug in seinem verlornen Paradiese. Von Johnson nahm er nur einige der

vorzüglichsten lyrischen Stücke zum Muster. Von Dryden, Pope und Young findet sich in ihm keine Spur. In Lord Byrons Dichtungen zog ihn der tiefe Schönheitssinn und die Anmuth und Zartheit an, welche dieser Dichter auch über weniger anziehende Charaktere zu verbreiten versteht. Es sind Manfred, Parisina, Haiden und Thirsa, die er nachzuahmen strebt, nicht aber der höhere und kraftvollere Styl im Korsaren, *Child Harold*, oder Don Juan. Er hat zwar in zweyen seiner Gedichte die Manier dieses letztgenannten Gedichtes geborgt, aber dabey wenig Talent für Witz und Satyre gezeigt. Von Wordsworths und Coleridges Diktion findet sich viel bey ihm, auch einige Nachahmung ihrer eigenthümlichen Vorzüge; mehr neigt sich aber seine Muse zu Leigh Hunt, als zu einem anderen Dichter hin. Herr Cornwall scheinet Dichter aus Liebe zur Kunst, und nicht aus Liebe zum Ruhme zu seyn, und, fremd allen Sekten, in welche die Dichterwelt sich theilen mag, sich nur jedem Schriftsteller, der ihm Genuß gewährte, verschuldet zu betrachten, und nach nichts zu streben, als darnach, frey über den Gefilden des Parnaß zu schweben, und mit dankesfroher Seele Wohlgerüche zu sammeln und zu spenden.

Das erste, und, unseres Erachtens schönste Gedicht der Sammlung ist die sizilianische Geschichte, deren Grundzüge aus einer bekannten Erzählung des Decameron entlehnet sind. Es ist in dem sanften unregelmäßigen Versmaße des Lycidas aber in einer vertrauteren und mehr dramatischen Diktion, als irgend etwas von Milton's Werken, geschrieben. Die Verehrung der Diana und der Tod des Acis sind anmuthsvolle Nachahmungen von der höheren Schreibart Theokrits, und erinnern an Akinsides Hymne an die Najaden. Gyges ist die Geschichte des alten Candaules, in der mit weniger glücklichem Erfolge durchgeführten Schreibart Beppos und Don Juans. Der Falke ist eine sehr gelungene Nachahmung, oder vielmehr Versifikation einer schönen charakteristischen Geschichte des Boccaccio, welche von der sanften fließenden Schreibart, von der natürlichen Anmuth, und dem Pathos dieses großen Meisters neuerer Literatur einen richtigeren Begriff gibt, als irgend ein anderes uns bekanntes englisches Werk. Darauf folgen kleine Gedichte, Sonetten und Elegien voll Anmuth und Phantasie. Das letzte Gedicht, Diego de Montilla, das längste von allen, ist ebenfalls eine Nachahmung des Don Juan von Lord Byron, es nähert sich der unschuldig gefälligen Schreibart in ottave rime.

Französische Literatur.

(Aus dem Journal des Savans.)

Juny 1820.

Voyage pittoresque de la Grèce par M. le comte de Choiseul-Gouffier; tome II. deuxième livraison, in fol. Paris chez Blaise.

Schon im Jahre 1782 erschien der erste Band dieser malerischen Reise durch Griechenland; sieben und zwanzig Jahre später die erste, aus 176 Seiten bestehende, Lieferung dieses zweyten Bandes. Hr. v. Choiseul führte in derselben den Leser bis zur Gränze von Priams Reiche, und wollte in der folgenden die Beschreibung dieses Reiches und der Städte des Hellesponts liefern, und alle auf das Gebiet von Troja sich

beziehende Stellen der Iliade erklären. Um einige Zweifel zu lösen, auf die er bey dieser Arbeit gestoßen war, schickte er im Jahre 1815 Herrn Dubois, einen geschickten Zeichner und Alterthumsforscher nach Griechenland, um die Ebene von Troja zu untersuchen; und schon war Hr. v. Choiseul am Ziele seiner mühevollen Untersuchungen, als der Tod ihn dahinraffte. Glücklicherweise waren aber schon so viele Materialien gesammelt, und größtentheils selbst geordnet, daß Hr. Barbié du Bocage, Mitglied der königl. Akademie für Inschriften und schöne Künste, und seit vierzig Jahren Mitarbeiter am Werke des Herrn v. Choiseul, zur Herausgabe dieser zweyten Lieferung jetzt schon schreiten konnte, und auch die dritte Lieferung, welche das ganze Werk beenden soll, bald herauszugeben im Stande seyn wird. Die gegenwärtige Lieferung bildet das vierzehnte Hauptstück des Werkes. Es beginnt mit einer Abhandlung über den Umfang von Priams Reiche, wovon Hr. Barbié du Bocage eine Karte nach Homers Angabe gezeichnet hat. Hr. v. Choiseul theilet dasselbe in neun Bezirke. Dardanien mit der Hauptstadt Dardanus, welche nach Ch. erst nach dem trojanischen Kriege entstand, obgleich ihr B. du B. auf seiner Karte einen Platz anweiset; Troja, worüber sich Ch. weiter unten in umständlichere Untersuchungen einläßt; Arisbäa, nördlich von Priams Reiche, am Hellespont; Adrastäa, nordwestlich vom vorhergehenden Bezirke mit den Städten Adrastäa, Pityäa und Apäsus; Lycien, vom Berge Ida mit der Hauptstadt Zeleja; das Gebiet der Leleger, südlich von Troja und westlich vom Vorgebirge Lectum; Cilizien des Aetion, wo Aetion, Andromachens Vater, herrschte; Cilizien des Mynes mit der Stadt Lyrnessus, welche Achill plünderte, und aus der er die schöne Briseis raubte; endlich Lesbos, welches dem Priamus unterworfen war. Jeder dieser Bezirke ist mit Genauigkeit und Geschmacke beschrieben. Die darauf folgende Abhandlung über die Ebene von Troja ist der wichtigste Theil dieser Lieferung. Sie hat die seit dreyßig Jahren so oft zur Sprache gekommene Frage zum Gegenstande, ob Troja drey Viertelmeilen östlicher oder westlicher gelegen war, und welche von drey oder vier neben einander fließenden Bergströmen der Scamander, Xanthus und Simois des Homer seyen? eine Frage, zu deren befriedigender Beantwortung Hr. v. Choiseul der Erste auf seine Kosten weite Reisen unternehmen ließ. Er prüfet die Meinungen der Gelehrten über diesen Gegenstand, und stellet seine eigenen Ansichten in zwey weitläufigen Hauptstücken auf. Jene über die kalten und warmen Quellen des Scamander, welche von so großem Einflusse auf die Frage über den Lauf des Simois ist, hat schon lange den Beyfall aller Gelehrten erhalten, und ist Jedem, der sich für diese alterthümlichen Forschungen interessirt, bekannt genug. In Betreff der Lage der Stadt dehnet Hr. v. Ch. mit Hr. Lechevalier das Ilium Homers und das feste Schloß Pergamus bis zu dem Abhange aus, an dessen Fuße der Mendere (Simois) in einem tiefen Graben fließt. Nach dieser Ansicht konnte das feste Schloß allerdings die senkrecht steile Lage über dem Flusse haben, welche dem Ausdrucke Virgils: turris in praecipiti stans entspricht; es finden sich dort auch erkennbare Spuren von Mauern, und der Umfang, den die Stadt Troja nach dieser Ansicht von ihrer Lage hatte, stimmt mit der Homer'schen Angabe im 208ten Verse des 22sten Gesanges der Iliade überein. Dagegen stößt man dabey auf die Schwierigkeit, wie, wenn Troja nördlich durch Abgründe und den Simois begränzt war, Hektor und Achilles sich drey Mal um die Mauern der

Stadt herum verfolgen konnten; weßwegen Hr. v. Ch. das περι πολιν gegen die Meinung aller früheren Kommentatoren mit: vor der Stadt, oder unter den Mauern der Stadt, übersetzet. Eine andere Schwierigkeit ist bey Hr. v. Ch. Ansicht noch diese, daß Troja auf diese Weise einen so bedeutenden Umfang gehabt hätte, als man bey der Hauptstadt eines so kleinen Gebiets in einer so entfernten Periode wohl nicht voraussetzen kann. Mit dieser Abhandlung schließet sich der von Hr. v. Ch. selbst vollendete Theil des Werkes. Das Folgende sind Fragmente, welche der Herausgeber theils aus den Handschriften des Hrn. v. Ch. gezogen, theils selbst beygefügt hat. Die Beschreibung von der Ansicht Iliums ist vom Herausgeber, jene von den Quellen des Scamander hat er vervollständigt. Auch die interessante Beschreibung vom Gargaris und den Quellen des Simois ist vom Herausgeber. Er verfolgt die malerischen Ufer desselben, und steigt bis zu seinen Quellen auf dem Berge Ida, dessen höchste Spitze Gargaris ist, hinauf. Auf diese Beschreibung folgt eine geographische Untersuchung über mehrere Bezirke am Fuße des Berges Ida, als Cebrenien, die Stadt der Neandrier, gegenwärtig Aenais nach Hr. Barbié du Bocage; der Bezirk von Eski=Skuptchu, mit seinen Silber=, Eisen=, Bley=, Kupfer= und Alaunbergwerken, und jenen der Cenchroer, einer kleinen Stadt, deren Ruinen sich noch im Dorfe Tchigri finden. Die vier Grabeshügel, bekannt unter der Benennung der Grabmähler des Ajax, Patroklus, Achilles und Festus, werden hier von Hr. v. Ch. beschrieben. Er gesteht, es lasse sich nicht beweisen, daß einer von den Genannten unter denselben begraben sey, betrachtet es aber als gewiß, daß es jene Hügel seyen, welche die Alten mit Grund oder Ungrund für das Grab des Ajax, Achilles und Patroklus hielten. Der vierte soll nach Hr. v. Ch. den Namen von einem Günstlinge des Kaisers Caracalla tragen, welcher hier starb, und mit allen Feyerlichkeiten, wie bey dem Leichenbegängnisse des Patroklus, beerdigt wurde, als dieser Kaiser hier den Manen des Achilles seine Huldigung bezeugte. Die bey der Oeffnung dieses Grabmahles gefundenen Alterthümer bestätigen aber diese Vermuthung nicht. Vier Stücke des Herausgebers, eine Beschreibung der Aussichten vom Sigäischen Vorgebirge bis zum Grabe des Ilus, vom Dorfe Erkessi=Ceni, nahe bey diesem Grabe, und die Erklärung der Vignette und des Lampen=Untertheils, welche am Anfange und Ende dieses Hauptstückes stehen, schließen diese merkwürdige Lieferung.

Recherches critiques sur l'âge et l'origine des traductions latines d'Aristote et sur des commentaires, grecs ou arabes, employés par les docteurs scolastiques; ouvrage couronné par l'académie des inscriptions et belles-lettres, par M. Jourdain. Paris 1819.

Die Akademie für Inschriften und schöne Künste hatte im Jahre 1815 als Preisaufgabe für das Jahr 1817 die Frage gestellt: Welche Werke der alten griechischen Philosophen, und vorzüglich des Aristoteles, wurden durch die Araber in Europa bekannt? Zu welcher Zeit und auf welchen Wegen geschah diese Mittheilung zuerst? Welche Veränderung wurde dadurch in der scholastischen Philosophie hervorgebracht? Die Gelehrten hatten bisher über die Gegenstände dieser Fragen dreyerley Meinungen. Die erste, als deren vorzüglichste Gewährsmänner unter den Gelehrten Brucker und Buhle zu betrachten sind, schreibt die Mittheilung der

Werke des Aristoteles und der peripatetischen Philosophie nicht den Kreuzzügen, sondern der Verbindung zu, in welcher die Christen mit den Arabern in Spanien und Sizilien standen. Die zweyte, welche zwar wenige Anhänger, aber einen der berühmtesten Namen, Heeren, an der Spitze hat, setzt die Bekanntschaft der Europäer mit den Werken des Aristoteles in eine weit frühere Epoche, als die Uebersetzungen aus dem Arabischen und die Kreuzzüge bezeichnen. Nach Heeren wurde durch die Eroberung Konstantinopels die Verbindung Otto des Zweyten mit der Tochter Romanus des Jüngeren, und die Streitigkeiten zwischen der griechischen und römischen Kirche mehr Kenntniß von der Sprache des Aristoteles und seiner Philosophie verbreitet, als durch die Verbindung der Christen mit den Arabern. Die dritte Meinung, welche Hr. Tennemann aufstellte, schlägt einen Mittelweg ein, und nimmt an, daß die Schriften des Aristoteles nie ganz unbekannt, wiewohl lange Zeit nicht gesucht waren. Die Hauptschwierigkeit, welche sich bey Aufklärung dieses wichtigen Umstandes in der Geschichte der Philosophie findet, scheinet darin zu liegen, daß man die Werke des Aristoteles größtentheils als eine Gesammheit betrachtete, statt dem Ursprunge der lateinischen Uebersetzung für jede Abhandlung, aus denen diese Werke bestehen, einzeln nachzuforschen.

Diesen Weg nun hat Hr. Jourdain eingeschlagen. Er bringt die Werke dieses Philosophen unter gewisse Klassen, bestimmt die Zahl der Uebersetzungen von jedem derselben, und die Epoche, wann sie bekannt wurden, und sucht aus dem Style der Uebersetzungen, aus der bey eigenen Namen und Kunstausdrücken beobachteten Form, und aus andern Umständen herauszubringen, ob sie unmittelbar aus dem Griechischen, oder aus arabischen Uebersetzungen abgezogen seyen. Die Resultate, zu welchen er auf diese Weise gelangt, sind ungeachtet eines Mangels an Ordnung befriedigend genug. Im eilften und zwölften Jahrhunderte erscheint Aristoteles fast einzig als Dialektiker. Walther v. St. Victor tadelt Abailard, Peter von Pau und Gilbert de la Porree; daß sie die Geheimnisse mit zu scholastischer Leichtfertigkeit behandeln, verführt durch den Einfluß des Aristoteles, den er den Ersten der Dialektiker nennet. Hugo von St. Victor führet Aristoteles, einen Schüler des Plato, als einen Schriftsteller an, dem man beym Studium der freyen Künste, und insbesondere der Logik folgen könne. Alain von Lille nennt unter den dialektischen Schriftstellern Aristoteles, Porphyr und Zeno. Im dreyzehnten Jahrhunderte aber nahm sein Ruf durch Einführung seiner philosophischen Werke so sehr zu, daß man ihn vorzugsweise den Philosophen, oder den Fürsten unter den Philosophen nannte. Wilhelm, Bischof von Auxerre, beruft sich oft auf das Ansehen der ethischen Schriftsteller zur Bewährung seiner Lehren, erwähnet aber nur einmal des Buches de anima. Wilhelm, Bischof von Paris (gest. im Jahre 1248), führt acht Abhandlungen über Physik und Metaphysik an. Albertus Magnus brachte jede Abhandlung des Aristoteles in eine Paraphrase, deren Genauigkeit Hr. Jourdain rühmt, und schrieb vier und zwanzig solcher Paraphrasen, jene nicht mitbegriffen, die sich auf Logik beziehen. Vinzenz von Beauvais widmet in seinem **Speculum historiale** diesem Philosophen einen eigenen Artikel, und Roger Bacon legt seine Bewunderung für Aristoteles klar an den Tag, indem er sein Ansehen in Gegenständen der Philosophie dem des h. Paulus in Gegenständen der göttlichen Lehre gleichsetzt. Die Kommentare des Avicenna und Averroe brachten endlich diese wegen Seltenheit der

Exemplare beynahe in Vergessenheit gerathenen Werke ans helle Tageslicht. Hr. Jourdain beweiset nun aus dem Zeugnisse des Roger Bacon, daß Albertus Magnus, Vinzenz von Beauvais ꝛc. sich übersetzter Exemplare bedienten, nur fragt sich, ob aus dem Griechischen oder Arabischen übersetzter? Da nun in einigen Paraphrasen des Albertus Magnus die Namen von Menschen und Oertern verändert, in andern aber ganz genau geschrieben vorkommen, so muß man annehmen, daß den ersteren eine arabische Uebersetzung, den letzteren aber ein griechisches Original zum Grunde lag. Ferner führt Albertus Magnus selbst arabische und griechische Uebersetzungen an, und vergleichet sie mit einander.

Was die Zeit betrifft, zu der diese Uebersetzungen aus dem Griechischen ins Lateinische gemacht wurden, beweiset der Verf. durch viele Thatsachen, daß selbst im neunten, zehnten, eilften und zwölften Jahrhunderte die Kenntniß der griechischen Sprache nicht ganz verloren war. Aber außer diesen allgemeinen Andeutungen lassen sich selbst mit positiver Bestimmtheit die Uebersetzer der aristotelischen Werke aus dem Griechischen ins Lateinische angeben. Der Verf. nennt als den Ersten unter denselben den Bischof Robert von Lincoln, Verfasser einer vollständigen Uebersetzung der Ethiker. Eine andere Uebersetzung wird von Trithemius dem Thomas von Cantimpré zugeschrieben, und Aventin spricht von einer dritten Uebersetzung aus dem Griechischen, welche Heinrich von Brabant auf Bitten des h. Thomas unternahm, wobey er bemerket, daß die Uebersetzung, deren sich Albertus Magnus bediente, älter war, er nennet sie versio Boethiana, und glaubt, daß sie Boëthius zum Verfasser habe, welchen Anton von Siena so bezeichnet: Frater *Boëtius*, ex provincia Daciae, theologus praeclarus, philosophus profundus et consummatus. Endlich untersucht er noch, welche Bücher des Aristoteles Wilhelm v. Moorbeka als Uebersetzer aus dem Griechischen ins Lateinische zu erkennen hätten, und scheidet die Uebersetzungen, deren Zeitpunkt bekannt ist, und jene, deren Verfasser sich nicht mit Gewißheit bestimmen lassen, in abgesonderte Klassen.

Bey der Untersuchung über die lateinischen, aus dem Arabischen gezogenen Uebersetzungen führt der Verf. nach einer Einleitung über die Umstände, welche die Muselmänner bestimmten, sich auf das Studium der griechischen Philosophie zu verlegen, und die Christen, die Kenntnisse der Sarazenen zu benützen, die vorzüglichsten Schriftsteller an, welche sich auf die muselmännische Literatur verlegten. Man sieht daraus, daß die Lateiner zwischen den Jahren 1130 und 1150 mit der arabischen Philosophie bekannt wurden, und zwar vorzüglich durch die Bemühungen des Erzbischofs Raimund von Toledo, der den Algazel, Alfarabi und vorzüglich den Avicenna, dessen Name von jenem des Aristoteles unzertrennlich war, übersetzen ließ. Die Resultate, welche der Verf. aus diesen seinen Forschungen zur Beantwortung der im Eingange angeführten Preisfragen schöpft, gehen darauf hinaus, man müsse die Gegenstände der aristotelischen Werke unterscheiden. Die auf Logik sich beziehenden Schriften dieses Philosophen waren schon vor dem zwölften Jahrhunderte bekannt; denn schon Boethius hatte sie ins Lateinische übersetzt. Avicenna war für den Orient, was Albertus Magnus für den Occident war; beyde verbreiteten die aristotelischen Lehren. Gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts begann das Studium der Metaphysik und Physik, und machte schnelle Fortschritte. Es kam aus doppelter Quelle, von den Arabern, und durch die Verbindung der Lateiner mit Konstantinopel.

Der h. Thomas, unterstützt durch Urban IV., bereicherte den Occident mit Uebersetzungen nach dem griechischen Texte. Alle Uebersetzungen nach arabischem Texte verdankt man Spanien, wiewohl man den orientalischen Arabern den Einfluß ermunternden Beyspieles nicht absprechen kann. Die h. Väter eiferten oft die Christen an, den Aristoteles zu studieren, um die Heiden widerlegen zu können. Später aber, als die peripatetische Philosophie in die Scholastik eindrang, wurde sie entweder als eine gefährliche Neuerung, oder wegen der Subtilitäten, die sie in die Theologie brachte, zurückgewiesen. Sie überwand aber alle Hindernisse, und wurde durch mehrere Jahrhunderte die Grundlage aller menschlichen Kenntnisse.

Was diese Schrift von umfassender Gelehrsamkeit für geordnete Zusammenstellung reichlicher Materialien zu wünschen übrig läßt, würde gewiß der Verf. geleistet haben, wenn nicht der Tod ihn unvermuthet überraschet hätte.

De l'Industrie Française: par M. le Comte Chaptal etc. etc. 2 *Vol.* 8. *Paris* 1819.

Essai sur l'Administration de l'Agriculture, du Commerce, des Manufactures et des Subsistances, suivi de l'Historique des moyens qui ont amené le grand essor pris par les arts, depuis 1793 *jusqu'en* 1815. *Par A. Anthelme Costaz.* 1 *Vol.* 8. *Paris* 1818.

Notice sur les Travaux de la Société d'Encouragement pour l'Industrie Nationale. Par C. J. Guillaret-Senainville. 1 *Vol.* 4. *Paris* 1818.

(Aus dem Edinburgh Review Nro. 64.)

Die Verfasser der hier angezeigten Werke sind sämmtlich Männer, durch ihre Talente und Kenntnisse rühmlich bekannt. Ueber Hrn. Chaptals Verdienste um Literatur und Landeskultur ist es nicht nöthig, mehr etwas zu sagen. Hr. Costaz, aus einer den Wissenschaften schon lange huldigenden Familie entsprossen, stand lange im Ministerium des Innern an der Spitze der Abtheilung für Beförderung der Künste und Manufakturen, und der General-Direktion der Fabriken und des Handels, wo er seinem Vaterlande wichtige Dienste leistete. Hr. Guillaret Senainville endlich, der sein Werk auf Befehl der Gesellschaft zur Beförderung der National-Industrie herausgab, liefert Thatsachen, welche als ämtlich bewährt zu betrachten sind.

Das umfassendste aus den drey hier angezeigten Werken ist das des Grafen Chaptal, der auch als vieljähriger oberster Leiter des Departements für Ackerbau, Fabriken und Handel am meisten Gelegenheit hatte, sich vollständige Kenntniß über diese Gegenstände zu verschaffen. Wir ziehen, beschränkt durch unseren Raum, und nicht geneigt, den durch National-Vorliebe geleiteten Vergleichungen zwischen Englands und Frankreichs Kulturstand zu folgen, nur die wichtigsten statistischen Thatsachen aus Chaptals Werke aus. Er beginnt mit einer Darstellung seines Planes und der Beweggründe zu seinem Werke. Darauf folgt eine Einleitung. Das Werk selbst aber ist in vier Abschnitte getheilt. Der erste betrachtet den Handel Frankreichs um das Jahr 1789, der zweyte Frankreichs Agrikulturstand, der dritte die Fabriksindustrie, und der letzte die Leitung der Industriezweige. Er schildert in allgemeinen Umrissen den französischen Handel und das franzö-

sische Fabrikswesen von Karl dem Großen bis unmittelbar zum Ausbruche der französischen Revolution. Er wollte diese Darstellung bis auf den heutigen Tag fortführen; allein der Verlust der französischen Kolonien und das Prohibitiv-System, welches die übrigen Staaten des Kontinents annahmen, hinderte ihn daran. Er liefert nun von den Jahren 1787, 1788 und 1789 den Stand und Geldwerth der Ein- und Ausfuhr zwischen Frankreich und Spanien, Portugall, der Schweiz, Rußland, Piemont, Genua, Neapel, den kleineren deutschen Staaten, Preußen, Holland, Schweden, Dänemark, Oesterreich, England, den vereinigten nordamerikanischen Staaten, Smyrna, den Hansestädten, und der Levante im Allgemeinen. Die Handelsbilanz stand diesen Tabellen zufolge zu Frankreichs Vortheile im Verhältnisse gegen Spanien, die Schweiz, die kleineren Staaten Deutschlands, Preußen, Holland, Dänemark, Smyrna, und die Hansestädte; in Hinsicht auf Oesterreich und Neapel ist der Betrag der Ausfuhr aus Frankreich unbekannt, in Hinsicht Rußlands wechselt das Verhältniß in den genannten Jahren, in Bezug auf Portugall, Piemont, Genua, Schweden, England, die vereinigten Staaten von Nordamerika und die Levante überhaupt steht es zu Frankreichs größerem oder geringerem Nachtheil. Im zweyten Abschnitte, welcher von Frankreichs Agrikultur-Industrie handelt, bemerkt der Verf., daß ehemals das Grundeigenthum theils in dem Besitze von bloßen Nutznießern war, welche keinen Vortheil von der Verbesserung des Grundes und Bodens zu erwarten hatten, theils in den Händen großer Eigenthümer, welche am Hofe lebten, und ihre ungeheuren Besitzungen nicht besorgen konnten; theils endlich in den Händen von Bauern, welche nicht die Mittel zu besserer Kultivirung ihres Besitzthumes hatten. Durch die Revolution hat sich nach des Verf. Bemerkung der Stand der Dinge verändert, und die Zahl der Eigenthümer hat sich in den letzten dreyßig Jahren beynahe verdoppelt. Die Tabellen dieses Abschnittes sind unvollständiger, als in dem ersten. Es gehet aus ihnen hervor, daß das Bruto-Agrikulturerträgniß in Frankreich sich auf 4,678,708,885 Franks, die Kulturkosten auf 3,334,005,515 Fr., und der reine Gewinn auf 1,334,703,370 Fr. beläuft. Das auf Agrikultur verwendete Kapital trägt ungefähr 3 ½ Prozent reines Einkommen.

Die Fabriks-Industrie Frankreichs, von welcher der dritte Abschnitt handelt, hat nach des Verf. Bemerkungen ebenfalls bedeutende Fortschritte gemacht, indem mehrere Hindernisse derselben gehoben, die Chemie in ihrer technischen Anwendung zu einem bisher unbekannten Grade von Vollkommenheit gebracht wurde, und auch die Fortschritte in den Erfindungen der Mechanik auf Fabriksproduktion den vortheilhaftesten Einfluß nahmen. Die Tabelle über den gegenwärtigen Fabriksstand Frankreichs verdient hier einen Platz, da der Verf. mehr als irgend ein Schriftsteller im Stande war, Angaben von approximativer Richtigkeit zu liefern.

Gegenstände.	Werth in Fr.	Gegenstände.	Werth in Fr.
Seidenwaaren . . .	107,560,000	Papier	31,700,000
Wollenwaaren . . .	238,133,932	Baumwollenzeuge . .	191,600,000
Flachswaaren . . .	100,000,000	Gold-, Silber- und	
Hanfwaaren . . .	42,796,012	Wollenborten . .	7,000,000

Gegenstände.	Werth in Fr.	Gegenstände.	Werth in Fr.
Eisen	207,390,377	Salpetersäure . . .	6,000,000
Kupfer	16,171,260	Salzsäure	240,000
Bley	4,830,460	Andere Salze u. Säuren	6,000,000
Andere Metallwaaren	4,000,000	Seifen	33,000,000
Taschenuhrmachen und ausbessern . . .	22,500,000	Zucker	60,823,910
Gold=, Silber= und Juwelarbeiten . .	38,000,000	Hüte	24,375,000
Vergoldete Bronzearbeiten	38,000,000	Bereitete Häute . .	155,392,600
Glaswaaren . . .	20,500,000	Färberey	44,117,950
Irdene Waaren . .	26,000,000	Lackiererey	5,000,000
Ziegel	17,500,000	Parfümerie	13,000,000
Kalk und Gyps . .	15,000,000	Stärke	6,000,000
Küchensalz	6,600,000	Bücher	21,652,726
Alaun	6,000,000	Kunstsachen und Musikalien	40,000,000
Vitriol	3,000,000	Bier	47,635,377
Salpeter	3,000,000	Cyder und Biermost .	48,622,435
		Geister	55,000,000

Die Totalsumme der Fabriks=Industrie in Frankreich beträgt demnach jährlich 1,820,102,409 Franks, wovon beyläufig 416,000,000 als der Werth einheimischer roher Materialien, 186,000,000 als Arbeitslohn, 192,000,000 für Werkzeuge, Kohlen, Kerzen ꝛc. anzusetzen, und 182,005,221 als reiner Gewinn des Fabrikanten zu betrachten sind, wornach sich also Fabriks=Industrie beyläufig mit zehn Prozent rentirte.

Ueber den gegenwärtigen Zustand von Frankreichs Handel gibt der Verf. nichts an, so daß man bloß auf die Angaben über Ein= und Ausfuhr in den drey letzten Jahren vor Ausbruch der Revolution beschränkt bleibt, in welchen der Handel Frankreichs sich in einem sehr blühenden Zustande befand.

Poésies de Marie de France, poète anglo-normand du 13me *Siecle, par B. de Roquefort. Paris, F. Didot* 1820. 2 *vol. in* 8° *fig. Prix* 16 *fr., et papier vélin* 32 *francs, chez Chasseriau, libraire au dépôt bibliographique, rue de Choiseul.*

(Im Auszuge aus dem Journal des Savans. Julius und August 1820.)

Die lange angekündigte Sammlung der Gedichte von Maria von Frankreich ist erschienen; sie ist für alle, die sich mit unserer Literatur beschäftigen, zugleich angenehm und nützlich. Der Herausgeber hätte, indem er diese französischen Gedichte einer Frau, die im dreyzehnten Jahrhundert in England schrieb, sammelte, vielleicht eine Uebersicht der verschiedenen Ursachen geben sollen, welche die französische Sprache in Großbritannien und in Schottland eingeführt, und bleibend erhalten hat. Ich denke, daß die Berührung einiger dieser Ursachen, die uns die Literatur=Geschichte liefert, hier nicht überflüssig sey, wo es sich von der Untersuchung der Gedichte Maria's von Frankreich handelt.

Unter den ersten Nachfolgern Karl des Großen, da die nordischen Völker sich auf die Seeküsten dieses Reiches warfen, in das Innere

drangen, dieses Land lange und stark verwüsteten, den König zwangen, ihnen verschiedene Länder abzutreten, damals war die romanische Sprache die Volkssprache Frankreichs geworden.

Zur Zeit des Einfalls der Dänen unter ihrem Anführer Hastings erhielt dieser das Land Chartres, und es ist wahrscheinlich, daß Hastings und seine Gefährten, um die Verbindung zwischen den Einwohnern dieser Gegend und dem König zu erhalten, die romanische Sprache annahmen, ohne darum ihre eigene Mundart aufzugeben. Einige Jahre, nachdem Hastings sich ansäßig gemacht hatte, kam Rollo an der Spitze anderer dänischen Truppen. Es ist schicklich, hier die Autoren anzuführen, die uns Einiges in Bezug auf diese Sprache überlieferten. Dudon von St. Quentin berichtet, daß zur Zeit des Einfalls Rollo's, Rainaud, Herzog von Frankreich, zu Hastings sagte: »Du, der du von dieser Nation bist, rathe uns«; Hastings rieth, Abgesandte zu schicken. Rainaud ersuchte Hastings, Rollo'n entgegen zu gehen; dieser antwortete: »Ich gehe nicht allein.« Man gab also Hastings zwey Ritter zur Begleitung, die dänisch konnten. Wilhelm von Jumiège sagt, daß Herzog Rainaud, um mit Rollo zu unterhandeln, unter andern Abgesandten auch Hastings erwählte, der noch in der Stadt Chartres wohnte, wegen der Kenntniß der Sprache. Der Roman von Rou gibt in Betreff dieses Ereignisses folgende Auseinandersetzung:

Hastainz vint as Normanz, si demanda qu'il sont,
De quel contrée qu'il vieinent, que querent et ou vont etc. etc.
Et tu, qui es, dit Rou, qui soiz (sais) notre langage,
Es Danois ou Franchoiz qui porte ce message.

Rollo machte sich auch mit den Seinigen, die dänisch sprachen, in Frankreich ansäßig; aber, nachdem er von Karl dem Einfältigen die Abtretung der Normandie erhalten, und eine französische Prinzessin geheirathet hatte, so bewirkten die neuen Verhältnisse, die bald zwischen den neuen und alten Einwohnern statt fanden, schnell das Verschwinden der dänischen Sprache. — Der Prinz und seine Leute nahmen das Christenthum an, was Hastings nicht gethan hatte. Die Bischöfe am Hofe Rollo's suchten die lateinische Sprache geltend zu machen, die, die Sprache der Religion, auch die Sprache der Regierung wurde, weil sie ebenfalls die Sprache der benachbarten Regierungen war; von nun an mußten die Fremden, die Rollo umgaben, die romanische Volkssprache ihrer eigenen vorziehen, weil sie sich der Religionssprache und der Sprache der Regierung näherte, und von den alten Einwohnern des Landes gesprochen wurde. Weil sie in größerer Anzahl waren, hatten sie nicht Ursache, diese verdorbene Sprache des Nordens zu lernen, was für sie ohne Nutzen gewesen wäre, da sie dennoch die romanische Mundart hätten beybehalten müssen, um mit dem übrigen Frankreich in Verbindung zu bleiben. Die Geschichte lehrt, daß diese romanische Mundart fortwährend die Volkssprache jener Länder blieb, die den Herzogen der Normandie unterthan waren.

Der nämliche Dudon von St. Quentin, der um das Jahr 1000 schrieb, liefert, indem er der Erziehung Richards, Sohn Wilhelm des Ersten, Herzogs der Normandie erwähnt, einen Befehl des Herzogs in folgenden Ausdrücken: »Und da die Stadt Rouen die romanische Sprache der dänischen im Gebrauche vorzieht, und die Stadt Bayeux häufiger sich der dänischen als der romanischen Sprache bedienet, so will ich, daß mein Sohn so bald als möglich in die Mauern von

2 *

Bayeux geführt werde.« Was läßt sich aus dieser Anordnung schließen? daß nämlich in Rouen, Hauptstadt der Normandie, in der Residenz der Herzoge, die romanische Sprache so herrschend war, daß der Sohn des Herzogs dort nicht leicht die dänische Sprache hätte erlernen können.

Es war nothwendig, daß der Prinz diese Sprache lernte, die ein Theil seiner künftigen Unterthanen sprach; und sein Vater war genöthiget, ihn nach Bayeux zu schicken, das gegen das Meer zu lag, und wahrscheinlich von Seeleuten bewohnt war, die in engerer Verbindung mit ihrem ursprünglichen Vaterlande standen. Im Jahre 1050 belagerte Wilhelm der Eroberer Alençon; die Soldaten, die den Platz vertheidigten, glaubten den Prinzen als Bastard zu beschimpfen, indem sie ihm in Erinnerung brachten, daß seine Mutter die Tochter eines Lohgärbers von Falaise wäre; sie stiegen auf die Mauern, schüttelten Häute um die Zinnen herum, und schrien ihm zu: »la pel, la pel!« ein romanisches Wort, aus dem lateinischen pellis. Es ist also gewiß, daß, ungeachtet des Einfalls der Normannen, die romanische Sprache Volkssprache blieb, wie damals in ganz Frankreich. Sobald Wilhelm der Eroberer England unterjochet hatte, befahl er, sich nur der französischen Sprache zu bedienen. Da man fast allgemein die Eroberung Wilhelms als die Ursache der in England eingeführten französischen Sprache angibt, so glaube ich, wird es dienlich seyn, hier einige Umstände anzugeben, die beweisen, daß sie schon vor jener Epoche üblich war, wo selbst das Gesetz befahl, diese Sprache anzunehmen, mit Ausnahme der Gerichtshöfe, Schulen, und besonders bey Hofe. Eine Tochter Eduard des Ersten, gestorben 924, Ogive, war mit Karl dem Einfältigen, König von Frankreich verehlichet; während der Gefangenschaft ihres Gemahls lebte sie mit ihrem Sohne, dem Prinzen Louis, in England, der hernach den Thron bestieg, und den Beynamen über Meer erhielt. Ethelred II., König von England, hatte 1002 Emma, die Tochter König Richard I., Herzogs der Normandie, geheirathet, und der ungenannte Autor der Lebensgeschichte dieser Prinzessin versichert, daß das Ehepaar zwey ihrer Kinder zur Erziehung in die Normandie schickte; der eine war Eduard III., mit dem Beynamen der Bekenner, der vor seiner Thronbesteigung in England mehrere Jahre in der Normandie bey dem Herzoge Robert und seinem Sohne Wilhelm lebte; und da Eduard in London gekrönt war, besuchte ihn Wilhelm mit einem ansehnlichen Gefolge. Der Geschichtschreiber Ingulf äußert sich hierüber also: »Da ich bey Wilhelm angestellt war, und verschiedene mir aufgetragene Geschäfte glücklich vollendet hatte, folgte ich ihm in die Normandie; zum Sekretär ernannt, beherrschte ich den ganzen Hof.« Diese Umstände beweisen, daß Ingulf die französische Sprache kannte, und selbe am Hofe Eduards sprach; und daß man dort die Sprache Wilhelms und seiner Begleiter verstand.

Dieser nämliche Geschichtschreiber berichtet uns, daß dieser König Eduard, Herald, seinen Neffen, zu dem Herzoge der Normandie schickte, um dort erzogen zu werden; weil es bey den Adeligen in England gebräuchlich war, ihre Kinder in Frankreich erziehen zu lassen, um sie in Waffen zu üben, und damit sie ihre rauhe Landessprache ablegten. Es ist hier noch zu bemerken, daß man schon lange her die französische Schrift in England statt der sächsischen eingeführt hatte, und Ingulf sagt bey dieser Gelegenheit, daß diese neue Schriftform unter König Alfred war angenommen worden, welcher durch französische Gelehrte

vollständig in den schönen Wissenschaften unterrichtet war. In dem Monasticum Anglicanum, tom. I. p. 38, findet man ein Dokument, datirt von 975, das nicht zu erklären ist, außer man setzt voraus, daß die französische Sprache schon so zu sagen ganz allgemein in England geworden war. Unter der Regierung Edgards findet sich eine Schenkung an die Kirche von Winton, worin zu lesen: Primo a Welpul, de Welpul usque la Drove, de la Drove usque Chekawell. Hier ist also vor dem Namen eines Ortes der französische Artikel gesetzt, und es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Benennung nicht vom Tage der Urkunde datirte. —

Es ist also zu glauben, daß das Gesetz Wilhelm des Eroberers, welches befahl, sich der französischen Sprache zu bedienen, nicht von seinem Volke das Studium einer ganz fremden Sprache forderte, sondern nur daß dieses Gesetz einer Sprache den Vorzug gab, die schon bey Hofe und den Großen bekannt war. Wilhelm eroberte auch Schottland, wo schon die französische Sprache bekannt war. Pinkerton (Ancient Scotish Poems) sagt, unter Malkolm I. wurde diese Sprache am Hofe Schottlands wie am englischen Hofe gesprochen. — Es scheint, daß der Gebrauch dieser Sprache sich in Schottland erhielt; ein unwidersprechlicher Beweis hierüber sind die Münzen Wilhelms von Schottland im Jahre 1165; man liest darauf: Le Rei Willem. 1249 sprach Alexander III., König von Schottland, bey seiner Krönungs=Feyerlichkeit Latein und Französisch. — Rymers Sammlung ist hiefür hinlängliche Bürgschaft: man findet darin den untrüglichsten Beweis, daß die französische Sprache von dem Könige und den Großen nicht allein gebraucht wurde, wenn sie mit den Schottländern, sondern auch, wenn Fremde mit dem Könige von England, ja selbst mit dem Könige von Norwegen sprachen. Die Aktenstücke des Streites zwischen Jean de Bailleul und Robert de Brus sind fast alle französisch verfaßt. Da im Jahre 1291 der englische Kanzler im schottischen Parlamente sprach, sprach er französisch. —

Es wäre interessant, zu beweisen, daß in den ansehnlichsten Familien Schottlands eine große Anzahl französischen Ursprungs waren; aber ich beschränke mich auf das, was die Sprache betrifft. Es liegt nicht außer meinem Gegenstande, Thatsachen zu sammeln, welche einigen Gebrauch der französischen Sprache im Norden Europas beweisen. Arnold, Abt von Lübeck, schrieb im dreyzehnten Jahrhundert, daß die Dänen ihre Kinder zum Unterricht nach Paris schickten, und daß selbe mit der Kenntniß der französischen Sprache zurück kämen. Ein Monument aus der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts beweiset, daß man im Norden glaubte, die französische Sprache sey nothwendig für jene, die mit dem übrigen Europa in Verbindung treten wollten.

In dem Speculum Regale, geschrieben in der isländischen oder allgemeinen Sprache des Nordens, Kong-Skugsio, in Dänemark gedruckt 1768, gibt ein Exminister unter andern Rathschlägen seinem Sohne auch den Rath, die lateinische Sprache und die völskische Sprache zu lernen. Leute, die Kenntnisse dieser ursprünglichen Mundart haben, übersetzen Voelsko durch Vallandicam, wallonische Sprache; die Benennung einer alten französischen Aussprache, und glauben, daß es sich wirklich von einer französischen Mundart handelt.

Es ist bekannt, daß mit Anfang des zwölften Jahrhunderts zu Paris für die Dänen und Engländer eigene Kollegien waren.

Nun ist es nicht mehr zu verwundern, daß man im dreyzehnten Jahrhundert in England Dichter fand, die französisch schrieben. Unter

die Ausgezeichneten gehört allerdings Maria von Frankreich, welche Lais und Fabeln dichtete. Sie nennt sich von Frankreich, weil sie in ihren Gedichten sagt, daß sie in Frankreich geboren sey; dieses ist alles, was man von ihrer Geburt weiß.

Der erste Band der Gedichte der Maria von Frankreich enthält die Lais, ihre Fabeln, und das Fegfeuer des heiligen Patrizius. Um die Art Gedichte zu erklären, die man in den ersten Zeiten der französischen Dichtkunst Lais nannte, gibt Herr Roquefort einige Zusätze zu der Meinung des Herrn de la Rue, der hierüber eine Auseinandersetzung in seinem Werke: »Recherches sur les Ouvrages des Bardes armoricains,« liefert, wovon ich im Journal des Savans (November 1816) Erwähnung machte. Bey Untersuchung der Gedichte Maria's von Frankreich, welche sie Lais genannt, scheint mir, daß man im Allgemeinen diese Art Gedichte Heldenmärchen nennen könnte, in denen theils wunderbare, theils tragische Begebenheiten enthalten sind. Herr de la Rue und Roquefort meinen, daß die Lais der Maria aus den gallischen und armorikanischen Lais übersetzt worden sind; aber wo ist der Beweis? Uebrigens muß man annehmen, daß diese gallischen oder armorikanischen Lais ursprünglich in Frankreich gedichtet und bekannt gemacht worden sind. Ich habe bewiesen, daß man in der Normandie lateinisch, romanisch und dänisch sprach; Maria von Frankreich war aus der Normandie gebürtig, wo sollte sie die gallische oder armorikanische Sprache studiert haben? in Frankreich oder in England? Sie erwähnt nie dieser Sprache, wohl aber der lateinischen und englischen; wir haben zu wenig historische Aufklärung hierüber, um eine Meinung in dieser Rücksicht anzunehmen, und ich wünschte, daß Herr de la Rue neue Untersuchungen über die Existenz der alten gallischen und armorikanischen Sprache in Frankreich machte, dann auch über die Werke der Franzosen, die in dieser Sprache schrieben, oder die doch wenigstens dieselbe gut sprachen.

Der erste Band der Gedichte Maria's von Frankreich, welcher die Lais enthält, gibt, mit Rücksicht auf die alten französischen Texte, die Uebersetzung ihrer Lais in moderner französischer Prosa. Herr Legrand hatte in seiner Sammlung, betitelt: Fabliaux et Contes du XIIe et XIIIe Siècle, einige Lais der Maria von Frankreich theils übersetzet, theils analysirt; aber er nahm sich zu viel Freyheit, und sein Werk konnte keine richtige Ansicht von dem Style, noch von dem Talente der Maria von Frankreich geben.

Herr Roquefort scheint in seiner neuen Uebersetzung vorzüglich die Absicht gehabt zu haben, dem Leser eine interessante Erzählung zu liefern. Ich mache ihm keinen Vorwurf; aber für das Wissenschaftliche hätte eine getreue Uebersetzung mehr Nutzen gebracht, auch für jene Personen, die in das Innere der alten Denkmale unserer Sprache zu dringen, und sich hierüber Kenntnisse zu sammeln wünschen. Um eine richtige Ansicht der vierzehn Lais der Maria von Frankreich zu geben, und meine Erklärung über diese Art Gedichte zu rechtfertigen, werde ich den Lai von Lanval analysiren, besonders da sich dort beynahe die nämliche Ordnung findet, wie in dem Lai von Graelent.

Der Lai von Lanval enthält 640 Verse. Lanval, ein Ritter, durch seine Gestalt, Tapferkeit und persönliche Eigenschaften sich empfehlend, war der Sohn eines Königs. An dem Hofe Arthus angekommen, nie was begehrend, nie was suchend, hatte er im Dienste desselben sein ganzes Vermogen verzehrt. Gezwungen sich von dort zu entfernen, ruhte

er auf einer Wiese aus, als plötzlich sich ihm zwey artige Mädchen nahen, und ihn einladen, ihrer reizenden Gebieterin entgegen zu gehen. Der Ritter verfügt sich zu ihr, und die Schöne erklärt ihm, daß sie aus weiter Ferne käme, ihm ihr Herz und ihr unermeßliches Vermögen anzubieten; aber sie setzt eine Bedingung, daß er immer ihre Liebe geheim halte. Der Ritter ist leicht überredet, und geht die Bedingung ein; die Geliebte (eine Fee, obwohl sie es nicht sagte) verspricht ihm immer zu erscheinen, wenn er sie rufen würde. Von nun an ward Lanval ein glänzender Ritter, und die größte Verschwendung vermochte seine Reichthümer nicht zu erschöpfen. Zum Unglücke führte man ihn zur Königin *Genévre*, die ihn schon lange heimlich liebte; diese Fürstin redet von ihrer Liebe, der Ritter antwortet, daß er die Treue nicht verletzen würde, die er dem Könige schuldig sey; die Königin macht ihm einige sehr unanständige Vorwürfe, und er ist genöthiget sich zu rühmen, daß er sein Herz schon einer Dame gegeben habe, deren Schönheit die Schönheit der Königin weit übertreffe. Gedemüthiget durch diese Antwort, geräth die Königin in Wuth; sie beschuldiget Lanval, daß er sich erkühnt habe, ihre Liebe zu suchen, sie beschimpft und herabgewürdiget habe; der König ist aufgebracht. — Lanval wird vor die Baronen gefordert. Zur Strafe seiner unbescheidenen Prahlerey, mit der er das Geheimniß seines Glückes entschleyerte, kam die Freundin nicht mehr auf seinen Ruf. In Verzweiflung erscheint er bey Hofe, und erzählt ganz unverhohlen, was sich zwischen ihm und der Königin zugetragen; der Hof befiehlt, daß er seine Gebieterin erscheinen lasse, damit die Richter beurtheilen können, ob der Vorzug der Schönheit für die Königin wirklich beleidigend sey; er antwortet, daß es nicht in seiner Macht stehe, seine Geliebte erscheinen zu lassen. Da man eben das Urtheil über Lanval sprechen wollte, und nach verschiedenen Hindernissen erscheint endlich die unbekannte Schöne; der König sieht das Unrecht der Königin ein. Lanval entfernt sich mit seiner Geliebten, die ihm wieder ihre Gunst schenket.

Im Allgemeinen ist der Sinn des Originals in der Prosa des Herrn Roquefort treuer dargestellt, als in jener des Herrn Legrand d'Aussi; doch erlaube ich mir, einige Irrthümer in dieser neuen Uebersetzung aufzudecken, weil sie mir zu nützlichen Bemerkungen Anlaß geben.

In dem Lai von Lanval liest man V. 17:

Honurs e terre departi.

Die moderne französische Uebersetzung gibt es so:

Il donna des terres, et il conféra des titres de noblesse.

Honurs scheint mir da zu heißen: les prérogatives du fief, und nicht titres de noblesse; ich bemerke dieses hier, damit man sich nicht auf diese Stelle beziehe, und von König Arthus an die Epoche der Adelserhebungen zähle. — In dem nämlichen Lai findet man eine Art Synonyme dieses Worts:

Sur quanque vus tenez de mei
Fiés e terres cascuns per sei (V. 401 et 402).

Der Lai du Chevrefeuille endet mit diesen Versen:

Por les paroles remembrer
Tristam qui bien saveit harper
En aveit feit un nuvel lai,
Asez breument le numerai:
Gotelef l'apelent en engleis
Chevrefoil le nument en franceis.
Dis vus en ai la verité
Del lai que j'ai ici cunté.

Herr Roquefort hat die zwey letzten Verse also übersetzet: »Voici la vérité de l'aventure que vous venez d'entendre, et que *j'ai mise en vers.*« Diese letzten Worte erlauben uns zu glauben, daß das Original-Lai nicht in Versen war, und doch sagt Maria von Frankreich ganz einfach, daß Tristam:

> **En aveit feit un novel lai.**

Ich füge noch hinzu, daß es augenscheinlich ist, daß dieser Lai von Tristam in Großbritannien geschrieben war, und zwar in der Sprache, die man zu Maria's Zeiten englisch nannte, weil der Titel des Lai so ist, daß:

> **Gotelef l'apelent en engleis.**

Im Lai de Lanval sagt die Fee zum Ritter:

> **Pur vus ving-jeo fors de ma terre,**
> **De Lains vus sui venue querre.**

Herr Roquefort übersetzet: »C'est pour vous mon cher *Lanval*, que je suis sortie de ma terre de Lains, et que je suis venue vous chercher en ces lieux!« in der Note fügt er hinzu: »Je n'ai pu découvrir ou étoit situé le pays ou terre de Lains.«

Ich glaube man könnte also übersetzen:

> **Pour vous je viens hors de ma terre,**
> **De loin je suis venue vous chercher,**

weil man in dem nämlichen Lai liest:

> **Lanval si s'en va autre part**
> **Loins des autres.**

Ich hätte dem Herausgeber verschiedenes über die Art, wie er das Altfranzösische schreibt, zu sagen; ich beschränke mich aber in diesem Artikel auf Folgendes: *Nes* ist eine Verkürzung, die *ne les* bedeutet; und Herr Roquefort schreibt immer *Nes'*, als wenn es eine Auslassung wäre, da doch gar keine statt findet, und statt finden kann. Der Herausgeber hätte sich der Ziererey enthalten sollen, alles auf Niederbritannien zu beziehen, ohne darüber Beweise zu liefern, oder auch nur die widersprechenden Meinungen der von ihm selbst bekannt gemachten Stellen zu widerlegen. So nennt er Lanval einen Ritter aus Niederbritannien, ohne daß die Verse Maria's sein Vaterland kund geben. Die Bekanntmachung der Lais Maria's von Frankreich vermehret wesentlich den Reichthum unserer alten Literatur. Der Herausgeber hat uberdieß besonders den ersten Theil mit sehr reichhaltigen, gelehrten und nützlichen Noten ausgestattet, und hat eine Arbeit geliefert, wofür er den Dank der gelehrten Welt bleibend einernten wird.

Wenn Maria von Frankreich nur die Lais gedichtet hätte, so würde sie zwar ruhmvoll in der Reihe der Trouveres glänzen, sie würde aber unter einer großen Anzahl anderer von gleichem Genie unbemerkt bleiben, indeß die Fabeln dieser Dichterin ihr eine ausgezeichnete Stelle erwerben. Wir kennen in den aus dem Latein entstanderen Sprachen keinen Fabeldichter, der ihr den Rang streitig machen könnte; sowohl in Rücksicht des Werthes, als der Menge ihrer Fabeln. In der Ankündigung der Fabeln des zweyten Bandes von Maria von Frankreich theilt uns Herr Roquefort sehr merkwürdige Fakta mit, die Literargeschichte des Mittelalters betreffend, und zeigt die Hülfsquellen an, aus denen er die Fabeln der Maria sammelte. Sie versichert dieselben aus dem Englischen uberseẞt zu haben; nach Herrn Legrands Meinung nur ein Kunstgriff, dessen sich die Alten oft bedienten, um ihre Arbeit wichtig zu

machen; Herr Roquefort aber glaubt im Gegentheile, daß diese Fabeln wirklich aus dem Englischen übersetzt seyen, und gibt zur Unterstützung seiner Meinung gute Gründe an. Auf diese Ankündigung folgt gleich eine andere über den Fabeldichter, Romulus genannt; ich sage darüber nichts, da selbst Herr Roquefort auf die Abhandlung des Herrn Schwab verweiset, der eine Ausgabe dieses Dichters besorgte.

Die Anzahl der Fabeln Maria's von Frankreich sind 103. Der Herausgeber hat sich sorgfältig bemühet, uns die Autoren anzuzeigen, die dazu wahrscheinlich den Stoff lieferten. Dieser Theil seiner Arbeit ist gelehrt und nützlich, er bezeichnet die Fabeln von Lafontaine, die über den nämlichen Gegenstand handeln, wie jene der Maria von Frankreich. — Maria's Talent beschränkt sich nicht allein auf den Styl, und auf die Art, ihre Fabeln zu erzählen; dieses Talent allein wäre schon in dieser Epoche merkwürdig; aber wir bewundern etwas Höheres, die Art Philosophie, die sich in ihrer Moral oder in der des Autors ausspricht, den sie übersetzte, womit jede Fabel schließt, und wodurch sie in einem ganz eigenen Charakter erscheinen. Sie schrieb im dreyzehnten Jahrhunderte in einem Lande, wo das Lehensystem herrschend war. Man sieht ihre Absicht sehr deutlich, Vornehme und Gemeine, Arme und Reiche zu den Prinzipien der Moral zurück zu führen. Dieses Streben verdienet Lob, doch steht die Moral am Schlusse nicht im Zusammenhang mit den Fabeln; einzelne Stücke sind oft sehr lang. — In Betreff der Behauptung, daß Lafontaine die Fabeln der Maria von Frankreich benützt habe, bemerke ich Folgendes: es ist schwer zu glauben, daß Lafontaine seine Zeit dazu sollte angewendet haben, alte Manuscripte zu entziffern, um darin Gegenstände zu Fabeln zu finden, indeß ihm dieselben gedruckte Werke in großer Menge lieferten. — Um die Behauptung des Herausgebers der Fabeln von Maria von Frankreich zu widerlegen, werde ich mich nicht in lange Untersuchungen einlassen, sondern jene Autoren anzeigen, die Lafontaine den Gegenstand zu den drey Fabeln lieferten, welche, wie Herr Roquefort behauptet, der Maria von Frankreich nachgeahmet wären. Lafontaine brauchte nicht, um seine Fabeln zu dichten, die Manuscripte der Maria von Frankreich; zwey schon bekannte Autoren boten ihm zu behandelnde Gegenstände; diese Autoren waren Poggius und der Fabeldichter Faernus. Die Fabel du Chat et du Renard ahmte Lafontaine nicht nach der nämlichen Fabel 98 der Maria von Frankreich nach, sondern bearbeitete sie wahrscheinlich nach Erasmus, Camerarius, oder nach dem Verfasser des Theaters der Thiere, die alle drey diesen Gegenstand bearbeiteten. —

Die Fabel der Maria von Frankreich: du Coulomb et du Gourpil, findet man bey Lafontaine unter dem Titel: du Coq et du Renard; schon in Aesop findet man sie unter diesem Titel; wenn also Lafontaine sie nicht dem Aesop nachahmte, so ist es eine Nachahmung des Pantaleon Candidus, der seine Fabel: Vulpes et Gallus sub arbore betitelt, oder auch nach Poggius in seiner Posse 179, wo er die Geschichte erzählt, die der Gegenstand dieser Fabel ist. — Man wird Herrn Roquefort den Dank nicht versagen, den man ihm für die Herausgabe der sämmtlichen Werke dieser Dichterin schuldig ist, die in der Bibliothek derjenigen, welche die Monumente unserer alten Literatur zu würdigen verstehen, eine Stelle verdienen.

Raynouard.

De la Chine, ou description générale de cet empire, rédigée d'après les Mémoires de la mission de Pe-kin: ouvrage qui contient la description topographique des quinze provinces de la Chine, celle de la Tartarie, des îles et des divers états tributaires qui en dépendent; le nombre de ses villes; le tableau de sa population; les trois règnes de son histoire naturelle, rassemblés et donnés pour la première fois avec quelque étendue, et l'exposé de toutes les connoissances acquises et parvenues jusqu'ici en Europe, sur le gouvernement, la religion, les loix, les moeurs, les usages, les sciences et les arts des Chinois: troisième édition, revue, et considérablement augmentée, avec deux cartes, par M. l'abbé Grosier, bibliothécaire de S. A. R. Monsieur, administrateur de Sa bibliothéque à l'Arsenal. Paris, Pillet, in 8°, tom. I et II, 1818; *tom. III, IV, V et VI,* 1819; *tom. VII,* 1820.

(Im Auszuge aus dem Journal des Savans. September 1820.)

Wenn die Menge der Werke, wozu China den Stoff lieferte, und die vereiniget fast eine Bibliothek bilden würden, wenn jedes dieser Werke aus einem besondern Gesichtspunkte verfaßt wäre, und man darin eine Aufklärung oder Auseinandersetzung ihrer Geschichte, Geographie, über Literatur, Naturgeschichte, oder ihren Anbau fände, so wäre kein Reich der Welt bekannter als das chinesische. Man würde sich aber sehr irren, wenn man aus der Menge dessen, was über dieses Reich geschrieben wurde, auf unsere Kenntniß desselben schließen wollte. Viele Reisende haben einer von dem andern abgeschrieben, und jeder, der etwa einen kleinen Theil des Landes durchflog, ermangelte nicht bey der Rückkehr nach Europa, ein vollständiges Gemälde der funfzehn Provinzen dieses Reiches zu liefern. Die alten Beschreibungen erscheinen von Zeit zu Zeit verjüngt wieder, und werden vom Publikum mit Vergnügen aufgenommen, wenn nur der Name eines Mannes voransteht, der den Sund passirte, und das gelbe Meer durchschiffte. Man muß aber mit diesen unnützen Abschreibern nicht die verständigen Auszüge vermengen, die von Zeit zu Zeit von gelehrten Männern gegeben wurden, bestimmt, die Menge der Dokumente, die in alten seltenen Büchern zerstreut, in Vergessenheit sanken, zu sammeln, und in ein Werk vereint herauszugeben.

In der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts machten Kircher, Dapper und Navarette Versuche, die Kenntnisse, die man zu ihrer Zeit von China hatte, in einem Auszuge herauszugeben. Duhalde, mit reichhaltigern und authentischern Nachrichten versehen, die ihm ein anhaltender Briefwechsel mit den Jesuiten in China verschaffte, gab ein vollständigeres und gründlicheres Werk heraus, das in seiner Art klassisch war, und dem Publikum alle vorhergehenden vergessen machte, und auch die meisten nachfolgenden entbehrlich machen könnte. Auf alle Fälle war eine reiche Quelle eröffnet durch die Herausgabe der ersten zehn Bände: der collection des Mémoires de nos missionnaires (1776—1784), und der zwölf Bände der Histoire générale de la *Chine*, des P. Mailla. Herr Abbé Grosier, welcher Theil an der Herausgabe dieses letztern Werkes hatte, glaubte die Nützlichkeit der Arbeit des P. Duhalde durch Beyfügung der neuesten und merkwürdigsten Untersuchungen zu vermehren; dieß bewog ihn zur Bekanntmachung seiner Description de la *Chine*, die zuerst in einem Band in Quart erschien, und als Fortsetzung der Geschichte des P. Mailla anzusehen war; eben so gab er dasselbe

Werk in zwey Bänden in Octav; doch hatte es mehr Glück in Frankreich als im Auslande, obgleich es in mehrere Sprachen übersetzt wurde.

Von dem nämlichen Werke gibt Herr Abbé Grosier nun die dritte Ausgabe, aber um das Drittel vermehrt, und so fast zu einem neuen Werke geworden. Die Basis desselben sind wohl immer die Sammlungen des P. Duhalde; aber viele neue Bemerkungen, besonders aus den Mémoires der Missionärs gezogen, haben das alte Werk bereichert; verschiedene vernachläßigte Theile wurden mit mehr, und zwar nothwendiger Weitläufigkeit behandelt, als in den vorhergehenden Auflagen. Er gesteht, daß er sich keineswegs mit einem Auszug der verschiedenen Berichte der drey Gesandtschaften, die in einem Viertel dieses Jahrhunderts von Europa nach China geschickt wurden, befaßt habe; vielmehr äußert er sich, es seyen in den zwanzig Bänden, die sie uns lieferten, nicht vier Seiten mit neuen Kenntnissen über China anzufüllen. Wir finden dieß Urtheil um die Hälfte zu strenge, können aber diese Aeußerung nicht ganz mißbilligen, wenn wir die neue und ungegründete Anmaßung erwägen, mit der die Franzosen behaupten, daß weder den Engländern noch den andern europäischen Nationen, trotz des Pompes und Aufwandes ihrer Gesandtschaften, irgend etwas zu verdanken sey, sondern nur allein den Franzosen, die die richtigsten und genauesten Angaben über den Zustand Chinas, dessen Künste und Geschichte geliefert hätten. Es ist zu bedauern, daß der Verfasser nicht die noch später als die écrits des missionnaires erschienenen Nachrichten untersucht hat, er würde viele indeß statt gehabten Veränderungen, und manches Neue, nicht zu Verachtende gefunden haben; und hätte auch einige Unrichtigkeiten, die wir anzeigen werden, vermieden.

Die Eingangsrede des ersten Theiles hat allein zum Zweck, das Alterthum Chinas gegen die Angriffe des Herrn Deguignes Sohn zu beweisen. Der Verf. zeigt sich als ein eifriger Anhänger des, von den geschicktesten Missionarien über diesen Gegenstand angenommenen Systems, setzt den unerwiesenen Behauptungen seines Gegners Autoritäten und ein Raisonnement entgegen, welche uns beyde gleich unerschütterlich dünken. Er erweckt Herrn Deguignes Sohn in der Person des Herrn Klaproth einen noch fürchterlichern Gegner, da dieser durch Auseinandersetzung der Texte beweiset, daß der Chou=King und die andern alten Bücher nichts von dem sagen, was der Verfasser sie in der Reise nach Peking sagen läßt. Wir unternehmen nicht die Auseinandersetzung dieses Streites, der, immer wiederholt, an Interesse verloren hat; wir glauben, Herr Grosier hätte sich kürzer fassen können, wenn er seinen Gegner auf die trefflichen Mémoires des P. Amiot verwiesen hätte, der siegend alle Zweifel über die alte Geschichte Chinas löste; eine neue Widerlegung wäre nur bey einem neuen Einwurfe nöthig gewesen.

Den ersten Band füllt ganz allein die Beschreibung der chinesischen Provinzen. Der Verfasser nahm in diesem Theil seiner Arbeit den P. Martini zum Wegweiser; dadurch kamen veraltete Dokumente zum Vorschein; Anzeigen, die als nicht mehr richtig bekannt sind; den Atlas Sinensis, ein treffliches, und für die Zeit, wo es geschrieben wurde, merkwürdiges Werk; aber es wurde um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts herausgegeben, nach der Geographie der Zeit, der vor Chondchous kommenden Dynastie; seit der Zeit wurden in der Eintheilung des Reiches verschiedene Veränderungen getroffen.

Das fünfte Buch bietet uns eine verständige Uebersicht von dem

Merkwürdigsten, was die Missionärs über das Klima und die Fruchtbarkeit Chinas schrieben, und das Bestimmteste über die Bevölkerung dieses Reiches. Es untersucht alle über diesen Punkt erschienenen Meinungen, welche den meisten Widerspruch von jenen in Europa erlitten, die die Auflösung nicht zu finden vermochten. Man weiß, daß die ganze Bevölkerung Chinas nach dem Redacteur der Reisen des Lords Macartney nach authentischen Dokumenten auf 333,000,000 geschätzt wurde; diese Anzahl schien vielen Schriftstellern zu groß, und ist von andern durch bloßes Uebereinkommen auf 140 oder 150,000,000 gesetzt worden; selbst auch auf 119,546,493.

Die Schwierigkeit ist hier nicht, die Anzahl der Steuerbaren, oder der Familienhäupter zu finden: die Chinesen geben darüber genaue Verzeichnisse, auf die man sich verlassen kann; da man aber in diesen Verzeichnissen weder der Weiber noch Kinder, auch nicht der Diener und Sklaven gedenkt, so ist man in Verlegenheit den Multiplicator zu finden, um die Anzahl aller Individuen herauszubringen; die Chinesen zählen sechs Kopfe für jede Familie, daraus schließt Herr Deguignes Sohn nach einer 1122 gemachten Zählung, daß der Betrag der Familienanzahl mit den Hinzugerechneten nicht zwey Personen auf eine Familie mache; welches gar nicht annehmbar ist; denn da selbst in Europa fast auf jede Familie zwey Köpfe gerechnet werden müssen, so kann Zwey gar nicht der Multiplicator in einem Lande seyn, wo die Vielweiberey, Sklaverey, der Abscheu vor dem Colibat, die Furcht ohne Nachkommen zu bleiben, und noch andere Umstände dazu beytragen, unsere Berechnungsweise gar nicht anwendbar zu machen. Auch tritt noch die Schwierigkeit ein, die Anzahl der Individuen zu schätzen, die steuerfrey sind; als die Beamten der Regierung, von welchem Range sie auch sind; Gelehrte, Studierende, das Militär, Geistliche, und Klosterfrauen; dann kleine Kaufleute, die keinen bestimmten Wohnort haben, und in ihren Schiffen sich in den Kanälen und großen Flüssen aufhalten; ferner Landstreicher aller Art; letztlich die ganze Nation der Mandschous in China ansäßig. — Wenn es schon in China schwer ist, die totale Anzahl der dort lebenden Seelen zu bestimmen, wie ist dieses in Europa zu unternehmen, wo uns so spät, und so unvollkommene Berichte zukommen? Sollte es uns nicht genügen zu sammeln, was uns die chinesischen Bücher darbieten, oder was die Missionäre daraus nahmen, um diesen statistischen Punkt aufzuklären? Dieses unternimmt mit vieler Klugheit Herr Grosier. Nach einer kurzen Wiederholung der Berechnung des P. Amiot, die er billiget und durch Urtheile rechtfertiget, setzt er die gegenwärtige Bevölkerung Chinas auf mehr als 200,000,000. Ich habe keine entscheidenden Mittel in Händen, um über die Aechtheit oder Unächtheit dieser Berechnung zu sprechen; mache aber nur die Bemerkung, daß sich hin und wieder wohl ein doppeltes Aufzählen eingeschlichen haben könnte; z. B. die Kriegspersonen, die steuerfrey sind, sind als Häupter der Familie angesetzt; und auch die Sicou-thsai, oder Beysitzer der Handwerkszünfte, welche die nämliche Ausnahme genießen; aber es ist zu vermuthen, daß eine große Anzahl unter ihnen von den Chinesen zu den sechs Köpfen auf jede Familie gezählt werden; kurz, es mangelt uns an Hülfsmitteln, um hier zur Klarheit zu gelangen, und der Gegenstand fordert immer neue Erörterungen. —

Die Naturlehre der drey Reiche füllt des Herrn Grosier's sechstes, siebentes und achtes Buch; dieser Theil seiner Arbeit, in den vorhergehenden Auflagen sehr vernachläßiget, ist hier fleißiger, und mit mehr Weitläufigkeit bearbeitet. Die Missionäre, die ihm zum Wegweiser dien-

ten, haben hier nicht das Ansehen, das ihnen in der Chronologie, Geographie und Geschichte gebührt; die geschicktesten waren in der Naturlehre nicht sehr bewandert, besonders in der Chemie, Mineralogie; auch haben diese Wissenschaften seit der letzten Epoche, da die Jesuiten nach China gingen, so große Fortschritte gemacht, daß ihre wissenschaftliche Sprache, ihre Nomenclaturen, und ihre theoretischen Ideen gleich veraltet erscheinen. Indeß werden denkende Leser unter dem hier vorkommenden Gemisch fantastischer Ideen und lächerlicher Darstellungen manche nützliche Dinge und interessante Bemerkungen finden. Besonders der botanische Theil, welcher der weitläufigste in diesem Werke ist, 270 Seiten des zweyten Bandes und 360 des dritten Bandes füllt, scheint mit vieler Sorge geordnet, und enthält den Auszug von dem Besten, was P. Cibot über diesen Gegenstand schrieb, verglichen mit den Beschreibungen von Loureiro und Thunberg, und einiger andern Botaniker. In dieser Hinsicht ist kein Werk über China so vollkommen und interessant wie dieses. Zu bedauern ist, daß es dem Verfasser nicht immer möglich war, die den chinesischen Benennungen der Pflanzen entsprechenden europäischen Namen anzugeben; es ist dieß oft sehr schwer und fast unmöglich, weil die aus China gekommenen Kräuterbücher sehr unvollständig sind, die Zeichnungen sehr klein, und von den Eingebornen nicht ganz genau copirt, auch sind die Beschreibungen derselben sehr unzulänglich. — Von den interessantesten zoologischen Artikeln ist es hinreichend, der Bienen, Heuschrecken, der Schmetterlinge, und der Nachrichten von den weißen Ameisen, und von den Seiden=Insekten, verschieden von unsern gewöhnlichen Seidenwürmern, Erwähnung zu machen.

Das neunte Buch handelt von der Religion China's. Wenn man von China spricht, kann man ohne Unterschied Religion oder Religionen sagen; denn das Sprichwort ist bekannt: die drey Religionen machen nur eine; das will sagen, daß die Lehre der Gelehrten, der Sektirer über die Ursache des Ursprungs, und der von Hindostan herübergebrachte Polytheismus alle, nach den Chinesen, in den nämlichen Prinzipien und Meinungen ihren Grund haben. —

Die Fragen, die dieser wichtige Gegenstand hervorruft, sind zu schwer zu lösen, als daß man in diesem kurzen Auszuge den Versuch dazu wagen könnte; wir begnügen uns zu bemerken, daß der Budaismus und die Sekte der Tao=sse weniger von den Missionären studiert wurde, als die Lehre von der Schule des Konfucius, folglich kann man das darüber Gesagte nicht mit dem Vertrauen aufnehmen, wie ihre Berichte über die King=s. Eine einzige Sache wird in diesem letzten Theile nicht ohne Widerspruch durchgehen; das ist das mehr als strenge Urtheil in einigen Stellen der PP. Amiot und Cibot, und des Herrn Brotier und Müller, das man sich über Herrn Deguignes Vater, in Betreff seiner Arbeiten in der chinesischen Literatur, erlaubte. Kein Gelehrter wird mehr den Versuch wagen, das sonderbare System über den ägyptischen Ursprung der Chinesen, das den berühmten Akademiker irre führte, wieder aufzunehmen; man wird auch keineswegs den Kraftaufwand billigen, den er anwendete, um das chronologische Gebäude der Chinesen zu erschüttern; noch die unnützen Bemühungen, die Namen der Könige von Aegypten mit Phöniciens Schrift in den Namen der alten chinesischen Kaiser wieder zu finden: aber zweifeln, daß der Verfasser der Geschichte der Hunnen chinesisch konnte, und sich darüber auf die Autorität eines Autors wie Müller beziehen, das ist von Seite des Lobredners des chinesischen Alterthums übertrieben; es wäre nur zur Ehre des Namens

Deguignes zu wünschen, daß alle ihm gemachten literarischen Beschuldigungen eben so leicht zu beseitigen wären.

Wir werden, ohne uns in eine nähere Auseinandersetzung einzulassen, nur den Inhalt des zehnten und eilften Buches andeuten, die vielleicht für die meisten Leser die interessantesten seyn mögen; sie handeln von der Regierung, Polizey, den Finanzen, Münzen, von dem innern und auswärtigen Handel, von der Administration, den Heiraten, Gebräuchen, Gastmalen, öffentlichen und häuslichen Belustigungen, von Ceremoniel- und Leichenbegängnissen. Wenn wir so kurz über diese Gegenstände wegeilen, so muß man darum nicht glauben, daß sie nicht mit Aufmerksamkeit betrachtet zu werden verdienen; aber die Nothwendigkeit, diesem Auszuge Gränzen zu setzen, gebietet alles zu beseitigen, was zu langen Untersuchungen führen könnte. Derselbe Beweggrund hindert uns, über das, was der Verfasser im zwölften Buche von der Sprache uud Literatur der Chinesen und Mandchous, von der Poesie und den dramatischen Werken sagt, uns zu verbreiten; nur ist zu bemerken, daß diese Gegenstände sehr schwer genau, und ohne Irrthum zu behandeln sind, wenn man alles wiederholen und vergleichen will, was verschiedene Autoren darüber sagten, ohne selbst diese Gegenstände studiert zu haben. Was die Sprache der Mandchou betrifft, so hätte der Verfasser bessere Materialien sammeln können, als die Anzeigen des P. Parennin, die man in jedem Werke, das von China, oder nur in Beziehung auf China geschrieben wurde, findet; die aber nichts desto weniger voll Irrthümer und Mängel sind. —

Im dreyzehnten Buche sind in einem Auszuge die Mémoires, die die Missionäre über verschiedene Zweige der Wissenschaften entwarfen, vereiniget.

In diesem Theile des Werkes findet sich mehr Vermischung und Ungleichheit, als in allen andern; das richtigste ist das, was von den PP. Gaubil und Amiot über die Astronomie und Chronologie entlehnet wurde; nichts unrichtiger, als das, was in Bezug auf die Arzneykunde und Pharmacie gesagt wird; hier erscheinen wieder alle die Hülfsquellen der Unwissenheit und Charlatanerie der chinesischen Arzneymittellehre, diese lächerlichen Rezepte und Geheimnisse, welche der Herausgeber zu genau aufzeichnete; die Kunst, Krankheiten durch bloße Lagen des Körpers zu heilen, oder indem man wechselnd durch Nase und Mund athmen ließ, die sonderbare medizinische Verfahrungsweise, mit der man mit einer legalen Arzney an einem Leichname die Merkmale der Schläge und Gewaltthat wieder erscheinen macht.

Noch ein Beweis, daß das Vertrauen auf die Missionäre zu weit getrieben werden kann, liegt darin, daß der Verfasser, auf die Autorität des P. Amiot gestützt, sogar sich zu glauben gestimmt fühlt, daß die alten Chinesen den Luftballon kannten. Man kann sagen, er setzt mehr Vertrauen auf die Vermuthungen des P. Amiot, als P. Amiot selbst; der nur vorübergehend in einem 1784 geschriebenen Briefe davon Erwähnung machte. Bey den großen Begebenheiten in Frankreich erwachte in der Erinnerung einiger Schriftsteller die Behauptung der Jesuiten: daß es Menschen gab, die die Kunst verstanden, dem Luftballon willkürliche Richtungen zu geben. Herr Grosier beruft sich, diesen Gegenstand betreffend, auf die Meinung des Herrn Bernardin de St. Pierre; ich glaube aber nicht, daß die Physiker, von folgendem Geschichts-Faktum unterstützet, diese Autorität annehmen werden. Der P. Lecomte berichtet, daß das Laternenfest in Yang-tcheou mit mehr Pracht als irgendwo gefeyert werde; die Beleuchtung war einst so schön, daß ein Kaiser, weil er nicht öffentlich hingehen konnte, sich mit der Königin und

mehreren Prinzessinnen seines Hauses der Gewalt eines Magikers überließ, der ihn schnell hinzubringen versprach; er ließ sie Nachts prächtige Throne besteigen, welche Schwäne in die Lüfte hoben, und sie so in einem Augenblicke nach Yang-tcheou brachten; der Kaiser wurde in den Lüften von Wolken eingehüllt, die sich über der Stadt nach und nach herabsenkten, sah recht bequem das Fest, und kehrte dann mit der nämlichen Schnelligkeit zurück, ohne daß man bey Hofe seine Abwesenheit gewahrte. In dieser Schrift, wo bewiesen wird, daß die Chinesen (man weiß nicht in welcher Epoche) nicht allein Luftballons zu machen, sondern auch besser zu lenken verstanden als wir, in dieser nämlichen Schrift untersucht Herr Bernardin de St. Pierre sehr ernsthaft, auf welche Art die Schwäne, die den Kaiser zogen, abgerichtet werden konnten; und Herr Grosier, ob diese Schwäne nicht vielleicht durch Kunst gemachte Vögel waren, und mit entzündbarer Luft gefüllt? und ob diese Luftfahrer nur von Nan-king achtzehn Meilen zu machen hatten, oder von Peking siebzig Meilen. Das verständigste dabey ist die den Chinesern zugeschriebene Maxime (die aber mißbraucht werden kann), daß man nicht immer die Alten der Lüge beschuldigen soll, wenn sie uns Begebenheiten erzählen, die sich bey uns jetzt nicht mehr zutragen; viele Leser, die dieser Maxime beystimmen, würden indeß doch ihre Anwendung auf diesen Fall bestreiten. —

Die zwey letzten Bücher haben die chinesischen Künste zum Gegenstande: als Musik, Architektur, den Bau der unregelmäßigen Gärten (englische Gärten, die man richtiger chinesische Gärten nennen sollte), die Schiffbaukunst, die Kupferstecherkunst, überhaupt alle mechanischen Künste, und die Erzeugung der Stoffe, die Firnißarbeiten, und besonders das Porzellan. Nachdem er das Verfahren (nach dem P. Dentrecolle) der Arbeiten in der Porzellanfabrik aus einander setzet, so widmet er mehr als vier Seiten der Untersuchung der Meinung des Mariette über das chinesische Porzellan. — Weiters spricht Herr Grosier in diesem Buche von den künstlichen Blumen, dem Papiere, und dem Tusche; von der Weise, das Schießpulver und die Feuerwerke zu machen; von der Zubereitung des chinesischen Weines, und der Art, das Horn weich zu machen. Er schließt mit der Darstellung eines chinesischen Systems über die Korngesetze, die öffentlichen Kornböden, und der Hülfsmittel bey eintretender Hungersnoth. —

So ist die methodische Vertheilung der Gegenstände in den funfzehn Büchern der Beschreibung von China. Das sechzehnte Buch ist eine Ergänzung, und ein Auszug vermischter Gegenstände. — Man findet darin die Auseinandersetzung eines Theaterstückes, welches wohl als das erste Probestück des chinesischen Theaters betrachtet werden kann; es ist aber, spricht der Verfasser, seit der Bekanntmachung der von Herrn Davis übersetzten Komödie, nicht mehr das einzige; das zweyte Stück ist eine moralische Erzählung, zuerst von Herrn Duhalde herausgegeben, deren Gegenstand die Matrone von Ephesus ist; die Aehnlichkeit auch bey den kleinsten Einzelnheiten ist zu auffallend, als daß man dem von dem Verfasser erwähnten Urtheil des Herrn Frener beystimmen könnte: daß die zwey Erzähler, ohne sich je gelesen zu haben, zufällig übereinstimmten. Ein drittes Stück hat die allegorischen Tänze der Chinesen zum Gegenstand; ein viertes, betitelt: »Précis historique sur Confucius,« enthält das Leben dieses Philosophen, von P. Amiot geschrieben, und im zwölften Theile der Mémoires de nos Missionnaires beygeschlossen. Diesen letzten Band schließt ein allgemeines Verzeichniß

aller der in diesen sieben Bänden enthaltenen Gegenstände, und zeigt auch die von dem Verfasser angenommene Ordnung an.

Um mit wenig Worten unser Urtheil über dieses Werk auszusprechen, so finden wir, daß es einen richtigen und kurzen Begriff von dem gibt, was in der Sammlung von Duhalde, in den Mémoires der Missionäre enthalten ist; daß die Gegenstände in einer bequemern Ordnung, als in den frühern Werken dargestellt, mit einigen nützlichen Vermehrungen bereichert, und von dem Ueberflüssigen und Langweiligen befreyt sind. — Der Styl ist blühend wie in den Original-Mémoires, die Uebersicht meistens richtig, und für die schöne Welt muß es eine angenehme Lektüre seyn. Auch würde es für die Gelehrten nützlich gewesen seyn, wenn immer die Missionäre, denen man diese Kenntnisse verdankt, bey jeder Stelle benannt wären, damit das in die Aussagen zu setzende Vertrauen hätte beurtheilt werden können. Freylich haben alle Missionäre mit vieler Wahrheitsliebe geschrieben, aber nicht alle mit gleicher Einsicht und Genauigkeit. Es ist ein großer Unterschied zwischen dem P. Cibot oder Bourgeois, und dem P. Amiot, besonders dem P. Gaubil; die Mission nach China hatte seine Chardin, aber auch seine Paul Lucas; es ist wichtig, nicht einen Autor mit dem andern zu verwechseln, die nie in einer Rangordnung stehen können. —

S. P. Abel-Remusat.

Nouvelles Lettres édifiantes des Missions de la Chine et des Indes orientales. Paris. Le Clerc. Tomes III et IV. 1818, *et Tome V.* 1820, *in* 12.

(Aus dem Journal des Savans. Oktober 1820.)

Die beyden ersten Bände dieser interessanten Sammlung enthielten die Briefe der Mission von China von 1767 bis 1792. Die in diesen drey letzten Bänden enthaltenen Briefe ergänzen die Sammlung, und liefern die Geschichte der Mission bis zum 16. September 1818. Beygefügt sind einige Stücke über die Einführung des Christenthums in Corea, und die Briefe der Missionäre von Siam, von 1760 bis 1819. Mit diesen drey neuen Ländern haben daher die Herausgeber alles, was noch zur Correspondenz der Mission von China gehörte, geliefert, und dieß zwar bis auf unsere Zeit fortgeführt, und zugleich ihre Zusage hinsichtlich der über die ostindischen Missionen zu gebenden Nachrichten erfüllt. Eben so unterrichtend wie die der früheren Bände, haben die in den letzten drey Bänden folgenden Briefe doch nicht mehr die Mannigfaltigkeit und das Interesse der früheren. Die Umstände haben sich zu sehr verändert, und die Missionen sind nicht mehr in jenem glücklichen blühenden Zustande, welcher den früheren gelehrten Verkündigern des Evangeliums die kurzen Stunden der Erholung von ihren priesterlichen Beschäftigungen, wissenschaftlichen Untersuchungen zu widmen erlaubte. Der Unterstützung beraubt, welche ihnen die ehmals am Hofe befindlich gewesenen Jesuiten angedeihen ließen, in den Provinzen den Verfolgungen der Obrigkeiten preisgegeben, Opfer des Hasses der Sekten, des Verdachts der Regierung, und der mißgünstigen Vorurtheile aller Klassen der Chinesen, ohne Unterlaß übler Behandlung, körperlicher Züchtigungen, der Einkerkerung und oft dem Tode preisgegeben, darf man sich nicht wundern, wenn man sie ausschließend mit dem traurigen Schicksale ihrer Brüder beschäftigt findet, und man kann nicht umhin, ihren Eifer, ihren Muth und ihre Ausdauer zu bewundern. Dennoch ist keine ihrer Darstellungen ohne Entwicklungen der

Sitten, ohne merkwürdige, den Charakter der Chinesen bezeichnende Züge, oder historische Angaben, die uns fehlen würden, wenn nicht diese Missionäre die Sorge, sie aufzubewahren, übernommen hätten. So verdankt man dem Bischofe Saint-Martin die in einem Berichte der Mission von Sse-tchhouan vom Jahr 1791 sehr interessanten Nachrichten über einen in jener Provinz ausgebrochenen Aufruhr, der die Ermordung aller Tataren und den Untergang der gegenwärtigen Dynastie zum Zwecke hatte. Eben so geben mehrere Briefe von Dufresne, Saint-Martin und Trenchant Nachricht von einem andern in derselben Provinz im Jahre 1796 statt gehabten Aufruhre, einem der gefährlichsten und ausgebreitetsten, die seit Entstehung der herrschenden Dynastie das Reich beunruhigten. Es wird bemerkt, daß viele geheime Gesellschaften, nur durch den Haß gegen die bestehende Regierung, und durch die Absicht, den Thron auf eine chinesische Familie zu bringen, vereinigt, nicht aufhören, Unruhen zu erregen, und daß sie endlich wahrscheinlich die Vertreibung der Mantschus aus China bewerkstelligen würden, was selbst in Europa nicht als ein gleichgültiges Ereigniß würde betrachtet werden können.

Die Erneuerung der Edikte gegen die christliche Religion im Jahre 1805 ward dadurch veranlaßt, daß eine vom P. Adéodat verfertigte Karte der Provinz Chan-toung mit andern an Europäer in Canton durch diesen Geistlichen gesandten Papieren aufgefangen wurde; die Regierung schöpfte hieraus nie ganz zu tilgen gewesenen Verdacht, und man glaubte sogar, diese Karte sey bestimmt, den Engländern eine Landung in dieser Provinz zu erleichtern. Alle Europäer traf der gleiche Verdacht, selbst die bey den mathematischen Arbeiten verwendeten wurden eingekerkert und unter Aufsicht gestellt. Die christlichen Bücher wurden verbrannt, die Inschriften der Kirchen verlöscht, eine große Anzahl Neophyten zur Tortur verurtheilt, in die Tartarey exilirt, oder zu Sklaven gemacht. Man sieht hieraus, welchen Gefahren jene sich blosstellen, welche geographische oder statistische Nachrichten über China liefern sollen. Eine der letzten von den Missionären erzählte Begebenheit ist die schreckliche Verfolgung, welche der Vizekönig von Sse-tchhouan über die Christen dieser Provinz im Jahre 1815 ergehen ließ: sie kostete vielen Chinesen, Priestern und Laien, so wie dem ehrwürdigen Dufresse, Bischofe von Tubraca, das Leben. Spätere Nachrichten erzählen neue, in verschiedenen Gegenden ausgebrochene Verfolgungen; ja es verbreitete sich sogar das Gerücht, daß, um das Christenthum vollständig im Reiche auszurotten, künftig kein Europäer, selbst nicht in der Eigenschaft als Astronom oder Mathematiker, bey Hofe gelitten werden solle.

Die Nachrichten über Corea, welche sich in den Briefen des fünften Bandes finden, sind um so interessanter, als über Corea bis dahin wenig bekannt war. Was das Königreich Siam betrifft, so macht dort, nach der eignen Bemerkung der Missionäre, das Christenthum, obwohl nun schon durch hundert und funfzig Jahre geprediget, nur geringe Fortschritte. Die Zahl der im ganzen Reiche befindlichen Christen reicht nicht bis dreytausend, überdieß sind der größte Theil derselben entweder Portugiesen, Nachkömmlinge derjenigen, die sich im sechzehnten Jahrhunderte hier ansiedelten, oder Conchinchinesen, in den Zeiten der Unruhen nach Siam versetzt. Das Seminar und Kollegium, welches die französischen Vikare gegen das Jahr 1658 zu Juthia errichteten, und das bestimmt war, eine Geistlichkeit aus den Eingebornen zu bilden, und die dießfalls nöthige Erziehung sowohl den jungen Leuten aus China, als auch aus Tonkin, Chonchinchina und Siam zu geben, ward im

Jahre 1767 gänzlich durch den Einbruch der Barmanen zerstört. Eine von Létondal, Procurator der französischen Missionen zu Macao auf der Insel Poulo-pinang, in der Meerenge von Malaka errichtete ähnliche Anstalt sieht gleichfalls ihrem Untergange entgegen. Die Briefe der Missionäre von Siam umfassen den Zeitraum von 1760 bis 1810, der fur dieses Reich wie für so viele andere fruchtbar an großen Ereignissen war. Der von den Missionären erzählte Ueberfall von Pegu durch die Barmanen, der grausame Krieg, den diese mit Siam führten, der gänzliche Umsturz dieses Reichs im Jahre 1767, und viele demselben nachgefolgte Revolutionen sind mit Einzelnheiten ihrer Ereignisse entwickelt, welche ein helles Licht über diese Begebenheiten verbreiten. Man findet einen Franzosen, Jean Barthel, als General der Barmanen angeführt.

In diesen letzten drey Bänden findet man auch zwey sehr interessante biographische Nachrichten über den unglücklichen Dufresse, der als Opfer chinesischer Unduldsamkeit fiel. Die andere über Chaumont, der, nachdem er das Evangelium durch acht Jahre in der Provinz Foukian geprediget hatte, Director des Seminars der auswärtigen Missionen, und Procurator der Mission von China zu Paris geworden war, wo er im vergangenen Jahre starb.

J. P. Abel-Remusat.

Spanische Literatur.

(Aus dem Journal des Savans. Septemberheft 1820.)

Vida de Miguel Cervantes Saavedra, escrida e illustrada con varias noticias y documentos ineditos, pertenacientes a la historia y literatura de su tiempo; per D. Martin Fernandez de Naverette, Secretario de S. M., Ministro jubilado del consejo de la guerra, individuo de numero de las reales academias espanolas, y de la historia, academico de honor y Secretario de la de S. Fernando; publicala la real academia española. Madrid, en la imprenta real, in 8° 643 pages.

Es scheint, daß die spanische Akademie eine Auflage des berühmten Werks des Cervantes zu geben gedenkt; daher Fernandez von Navarette den Auftrag erhielt, eine neue Biographie dieses berühmten Dichters zu schreiben; die Verehrung, die Spanien jetzt dem Manne weiht, der lebend immer mit Noth rang, was man den Zeitgenossen seines Ruhms zum Vorwurf machen kann, hat den Eifer und Untersuchungsgeist der Gelehrten erregt; sie haben einige Documente entdeckt und bekannt gemacht, die nicht nur für Spanien, sondern auch für Fremde, die den Don Quichote zu würdigen verstehen, sehr anziehend seyn werden. Da schon mehrere Biographien des Cervantes vorhanden sind, so werde ich von diesem neuen Werke nur dasjenige bekannt machen, was in den andern nicht zu finden ist. Schon in zarter Jugend zeigte Cervantes literarische Talente; mit ein und zwanzig Jahren kam er in die Dienste des Kardinals Aquaviva, den der Papst nach Spanien schickte um Philipp dem II. sein Beyleid über den unglücklichen Tod des Infanten Don Carlos zu bezeugen. In Kurzem reisten sie nach Rom. Bald darnach nahm er Militärdienste, und da er in der berühm-

ten Schlacht von Lepante verwundet wurde, so blieb er noch in Italien, und hatte Gelegenheit, die vornehmsten Städte zu besichtigen. Cervantes (sagt der Verfasser) durchreiste die prächtigsten und reizendsten Städte Italiens; er war in Genua, Lucca, Florenz, Rom, Neapel, Palermo, Messina, Ancona, Venedig, Ferrara, Parma und Mayland; von welchen Städten er uns in einigen seiner Werke so angenehme und genaue Beschreibungen hinterließ. Schon seit mehr als einem Jahrhunderte war Italien der Aufenthalt der schönen Künste und Wissenschaften, und im Besitz der köstlichsten, durch die Griechen, da sie nach der Einnahme von Konstantinopel nach Italien flüchteten, geretteten Denkmäler des Alterthums. Die Spanier, Herren mehrerer italienischen Städte, standen immer in Verbindung mit den Italienern; viele Spanier hielten sich wegen Geschäften in Italien auf; andere studierten auf der Universität zu Bologna, die Kardinal Albornoz nur für die Spanier gestiftet hatte; andere dienten in den italienischen Garnisonen; viele bereisten Italien; so stand Spanien und Italien immer in Verbindung. Der Verfasser nennt mehrere Spanier, die durch den Aufenthalt in Italien an Bildung gewonnen, und versichert mit Recht, daß Cervantes während seines langen Aufenthalts in Italien, wo er sich anhaltend mit Lesung der italienischen Dichter und Schriftsteller beschäftigte, sich einen Schatz von Kenntnissen sammelte, die er in seinen Werken so schön in Anwendung brachte.

Es ist bekannt, daß Cervantes, da er über Meer in sein Vaterland zurückreisete, von einem algierischen Seeräuber gefangen genommen wurde. Sobald er seine Freyheit erhielt, kehrte er nach Spanien zurück; Philipp II. hatte damals die Eroberung Portugalls unternommen; eine spanische Armee war dort eingerückt; Cervantes nahm wieder Dienste. Sein langer Aufenthalt in Portugall erlaubte ihm die Sprache, Sitten und Gebräuche dieses Landes zu studieren: er liebte eine Portugiesin, und Isabelle de Saavedra verdankt derselben ihre Entstehung. In der Galathea, gedruckt 1583, verbirgt sich Cervantes unter dem Namen Elico, Schäfer an den Ufern des Tajo; er sagt, Galathea sey an der Mündung dieses Flusses geboren.

Cervantes verehlichte sich 1586; er gab Komödien heraus; er rühmt sich der Erste zu seyn, der in dem Schauspiele moralische und allegorische Personen einführte; sein Geschichtschreiber beschränkt mit Recht diese Behauptung, indem er frühere Beyspiele anführt. Einen Beweggrund, Komödien zu schreiben, fand Cervantes in der Nothwendigkeit, Geld für seine Haushaltung zu erwerben; aber dieser Erwerb war zu ungewiß, und er suchte und fand andere Mittel, mit denen uns der Biograph bekannt macht. Anton de Guevara, Verpflegungs=Chef der Armeen und indischen Flotten, ernannte ihn zu einem der vier ihm untergeordneten Kommissären. Cervantes kam nach Sevilla, und erlegte seine Caution den 12. Juny 1588; er trat dort seine Stelle an, und hoffte auf eine höhere Bedienstung. In May 1590 reichte er bey dem Konige eine Bittschrift ein, in welcher er vorstellte, daß, da für zwey und zwanzigjährige Dienste ihm keine Belohnung wurde, er um einen der erledigten Plätze in Indien ansuche; als: die Obereinnehmerstelle von Neu=Grenada, die Zahlmeisterstelle bey den Galeeren zu Carthagena, jene eines Gouverneurs von Soconusco in Goatemala oder die Kommandeurstelle der Friedensstadt; er erhielt aber keine dieser entfernten Bedienstungen; weder sein Vaterland, noch die Nachwelt beklagt es. — 1591 und 1592 war er immer Verpflegungs=Kommissär, was ihm Gelegenheit,

verschiedene Städte zu sehen, verschaffte; besonders lernte er Andalusien genau kennen. Seine Werke bezeugen, mit welcher Klugheit er als Augenzeuge die Sitten und den Charakter der Einwohner studierte. — Cervantes war auch mit einigen Einnahmen für die Regierung beschäftiget. Philipp II. starb den 13. September 1598; Cervantes war noch in Sevilla, wo man zum Andenken dieses Fürsten ein prächtiges Trauergerüste errichtete; als die Exequien gehalten wurden, entstand in der Kirche und vor allem Volke ein Zank zwischen den Inquisitions- und den Magistrats-Mitgliedern. — Cervantes verfertigte ein Sonett über die Pracht dieser Exequien, und spottete ihrer langen Dauer, weil die Feyerlichkeit aufgeschoben wurde, bis der Hof über die Anmaßungen der Parteyen entschied.

Bisher, sagt sein Biograph, vermuthete man, daß er Sevilla verließ, und nach Mancha mit einigen Aufträgen ging; das Resultat der Reise war seine Einkerkerung, wo, wie man vermuthet, er den ersten Theil seines Don Quichotte schrieb; es ist jetzt an der Zeit, die verschiedenen Meinungen hierüber zu untersuchen. — Einige behaupten, Cervantes wäre beauftragt gewesen, rückständige Abgaben für den Großprior von St. Juan einzutreiben; die Einwohner von Argamasilla erregten einen Aufstand, und warfen ihn ins Gefängniß. Andere behaupten, er wäre wegen des ihm anvertrauten Geschäftes der Verfertigung des Salpeters und Pulvers alldort, da er sich zum Schaden der Einwohner des Wassers der Guadiana, welches dieselben zur Wässerung des Erdreichs brauchten, bedient hatte, eingesperrt worden. Endlich behauptete man, daß ihm dieses in Toboso geschehen sey, weil er einer Frau einige beissende Scherze sagte, wodurch sich ihre Verwandten und Freunde beleidiget fanden. Merkwürdig ist es, daß man in Argamasilla noch das Gefängniß zeigt, wo Cervantes gesessen seyn soll. Nach diesem scheint er von der Regierung als Schuldner einer Summe von 2700 und einigen Realen erklärt, zuerst in Sevilla festgehalten, dann wieder mit der Bedingung losgelassen worden zu seyn, zu einer bestimmten Zeit sich wieder zu stellen. Es ist zu vermuthen, daß er die Schuld bezahlte, weil er dort ruhig sein ganzes Leben verblieb.

Cervantes erschien bey Hofe. Seit der neuen Regierung beherrschte ein mächtiger Minister Spanien, ohne Rücksicht für alte Kriegsdienste und literärische Talente; Cervantes war genöthigt, aus sich selbst Hülfe zu schöpfen, indem er die schon verfaßten Werke zum Drucke bereitete, oder neue schrieb. — Der erste Theil des Don Quichotte erschien. Man hat gesagt und oft wiederholt, daß dieses Werk in Spanien nicht den allgemein günstigen Eindruck hervorbrachte, welches sein Werth vermuthen ließ. Ein früherer Biograph, Herr Pellecier, sucht diese zu sehr für Spaniens Ruhm nachtheilige verbreitete Meinung zu bekampfen. Vier Auflagen im Jahre 1605, da das Werk erschien, die neuen Auflagen in den folgenden Jahren in Frankreich, Italien, Portugall und Flandern bezeugen einen glücklichen Erfolg, und es ist zu glauben, daß es nicht nöthig war, die Spanier auf den Werth dieses Werkes aufmerksam zu machen, welcher vorzüglich für jene, die den Don Quichotte im Spanischen lesen, ganz augenscheinlich ist. Der neue Biograph mißbilligt, wie vor ihm Vincent de los Rios, die grundlose Behauptung jener, welche sagten, Cervantes habe in seinem Werke Karl den V., oder selbst den Minister, Herzog von Lerma, lächerlich machen wollen. Der sicherste Beweis des allgemeinen Beyfalls bey der Erscheinung des ersten Theils des Don Quichotte waren die Re-

zensionen und Verfolgungen, welche den Verfasser trafen. — Kurz darnach störte ein unglückliches Ereigniß Cervantes Ruhe: zwey Spanier geriethen in Streit, sie zogen den Degen; einer von ihnen, Don Gaspar von Espelzeta, Ritter des Ordens des heiligen Jakob aus Navarra, wurde verwundet, und flüchtete sich in das Haus, wo Cervantes mit seiner Familie wohnte; dieser eilte, dem Verwundeten Hülfe zu schaffen, er starb aber kurz darauf. Dieser Tod gab zu einer Kriminaluntersuchung Veranlassung; Cervantes wurde als Zeuge verhört; er erklärte, daß er die Wunde gesehen, aber den Urheber nicht kenne; man muthmaßte, daß diese Begebenheit die Folge eines Liebesverständnisses war, das der Verstorbene mit Cervantes Nichte, oder mit einer andern Dame unterhielt, die in diesem Hause wohnte. Viele Personen des Hauses wurden gefänglich eingezogen, unter denen auch Cervantes, seine Tochter und Nichte, auch seine Schwester sich befanden. Nach dem Verhöre wurden sie auf die Bedingung, wieder zu erscheinen, in Freyheit gesetzt. Nach vielen vergeblichen Versuchen, bey Hofe begünstigt zu werden, zog sich Cervantes zurück, und weihte sich ganz den Musen, und der Ausübung guter Werke.

Der neue Biograph vermuthet, daß Cervantes ein Mitglied der Akademie war, die in Madrid 1612 unter dem Namen Selvatica entstand, als eine Nachahmung der in Valencia, die unter dem Namen der Nächtlichen errichtet ward; aber er liefert hierüber keine Beweise. Nach dem Roman Don Quichotte erwarb sich Cervantes neuen Ruhm durch die Herausgabe seiner Novelas Exemplares; gegen die Beschuldigung, daß er sich hier mit fremden Federn schmückte, hat ihn sein Biograph gänzlich gerechtfertiget. —

Nun erschien ein Buch, Fortsetzung des Don Quichotte, unter einem erdichteten Namen, mit neuen Begebenheiten des Helden, und übertriebenem Tadel gegen den Verfasser. Es scheint, daß dieser Verläumder, der Cervantes Ruhm antastete, nicht mit der Strenge zurückgewiesen und beurtheilt wurde, wie sein niederes Benehmen verdient hätte. Diese Fortsetzung des Don Quichotte wurde unter dem Titel d'Alonzo Fernandez de Avallanada herausgegeben; ein Name, der gewöhnlich als der eines wirklichen Schriftstellers genannt wird. Der wahre Name des Verfassers ist bis jetzt noch unbekannt; man vermuthet, es sey ein vornehmer Herr gewesen, der nicht genannt seyn wollte. P. Murillo in seiner historischen Erdbeschreibung behauptet, es wäre ein Geistlicher, Don Juan Antonio Pellicer, von dem Orden der Dominikaner. Der neue Biograph sagt, er sey aus Arragonien gebürtig, und glaubt, die Mäßigung, die Cervantes in Ansehung dieses Menschen zeigt, rühre daher, weil sein Gegner als Dominikaner und Arragonier, von dem Beichtvater Sr. Majestät, ebenfalls Dominikaner und Arragonier, beschützt worden sey.

Im vorgerückten Alter hatte Cervantes den Schmerz zu erleben, daß die Schauspieler die Aufführung seiner neuen Komödien verweigerten, da er doch ehmals seine Stücke mit dem größten Beyfall gegeben hatte. Beleidigt, gab er ein Gespräch heraus, worin er sich das Publikum zum Richter erbittet. Als er die Komödien zum Drucke fertig hatte, wendete er sich an den Buchhändler Johann de Villaroel, der ihm sehr naiv antwortete, ein berühmter Schriftsteller habe gesagt, Cervantes Prosa wäre gut, aber von seinen Versen sey nichts zu erwarten. Cervantes, der sich immer als Dichter fühlte, war durch diese Antwort sehr beleidigt; endlich aber übernahm der Buchhändler doch den

Druck. Diese Ausgabe seiner Schauspiele wurde von dem Publikum gleichgültig, und noch gleichgültiger von den Schauspielern empfangen. Ein Schriftsteller behauptete, daß Cervantes die Komödien gleich den Romanen behandeln wollte, und daß er sie künstlich schlecht schrieb, um über die schlechten Stücke zu spotten, die zu seiner Zeit so viel Glück machten; ein anderer sagt, daß man unter dem Namen des Cervantes Stücke ohne Werth herausgegeben, indem man die von Cervantes unterdrückte oder travestirte; aber diese Behauptung scheint nicht gegründet. Cervantes Stücke haben die Fehler seiner Zeit, besonders jene Komödien, die er selbst als vollkommen und den Regeln der Kunst gemäß lobte. —

Die Worte Philipps III., da er von dem Balkon seines Pallastes einen Studenten an dem Ufer des Manzanares lesen sah, sind bekannt. Dieser machte öfters eine Pause, schlug sich mit der Hand vor die Stirn, und zeigte überhaupt lächerliche Bewegungen der Freude; der König bemerkte, der Student sey ein Narr, oder er lese den Don Quichotte. Die Hofleute erkundigten sich, und brachten dem König die Nachricht, daß er wirklich Don Quichotte lese; aber auch nicht einer sprach ein Wort zu Cervantes Gunsten, der arm und verlassen lebte. Vielleicht machte Cervantes eine Anspielung auf diese Begebenheit, da er dem Grafen Lemos schrieb, daß er seine Wohlthaten und Freygebigkeit dem Lobe des Kaisers von China vorzöge.

Die Ausgabe des zweyten Theils des Don Quichotte ward mit Beyfall aufgenommen. Das ganze Werk wurde commentirt, in die meisten Sprachen Europa's übersetzt, und neue Auflagen, besonders in fremden Ländern gemacht: die vielen Pracht-Auflagen, die schönen Kupfer ehrten öffentlich den Werth des Werkes. Cervantes lebte nur wenige Jahre mehr, arm und unbemerkt war sein Leben verflossen, so starb er auch, unterstützt durch die Wohlthaten zweyer Beschützer, deren Namen die Nachwelt gemeinschaftlich nennen und verehren soll, des Herzogs von Lemos und des Kardinals Aquaviva.

Nachdem der Herausgeber Cervantes Biographie beendigt, liefert er in seinem zweyten Theile jene Beobachtungen, Stücke und Dokumente, die er im Laufe der Erzählung nicht einweben konnte. Bemerkenswerth ist die kritische Untersuchung der Verfasser, die Cervantes Leben schrieben, seine Genealogie; die Auseinandersetzung seiner Studien; seines poetischen Talents; seiner Militärdienste; die Dokumente in Beziehung auf seine Gefangenschaft; Beobachtungen über die Komposition, und Bekanntmachung verschiedener seiner Werke; über seine literärischen Beziehungen; einige Schriften, die Cervantes der Regierung eingereicht, und die ihm gegebenen Aufträge; einige Untersuchungen in Betreff der über diesen Autor bestehenden Meinungen, von den Bewohnern von la Mancha aufbewahrt; und vorzüglich eine bibliographische Aufzählung der vorzüglichsten Auflagen und Uebersetzungen des Don Quichotte.

Das Werk empfiehlt sich überhaupt durch gelehrte Untersuchungen, richtige Bemerkungen, und literärische Ansichten; besonders vermied der Verfasser alle, den Biographen so gewöhnlichen Uebertreibungen; er verdient ganz das Vertrauen der Leser. Mit Vergnügen wird man am Ende dieses Werkes ein Fac-simile eines von Cervantes ganz geschriebenen und unterschriebenen Briefes finden. Madrid, Sevilla, Lucern, Toledo, Esquivias, Alcazar de San Juan y Consuegra machten Anspruch auf die Ehre Cervantes Geburtsstädte zu seyn; jetzt ist es bekannt, daß er aus einer adeligen Familie entsproß, und

zu Alcala in Henares den 9. Oktober 1547 zur Welt kam. Gleich Homer, machten auf Cervantes sieben Städte Anspruch. Merkwürdig ist noch, daß Cervantes und Shakspeare am nämlichen Tage starben.

Raynouard.

Nachtrag zu den Beyträgen zur richtigen Uebersetzung der syrischen Chronik des Gregorius Barhebräus.

Der Verfasser der Beyträge zu einer richtigen Uebersetzung der syrischen Chronik des Gregorius Barhebräus, welche im Jahre 1819 in Wien herausgekommen sind glaubt nach einer wiederholten Revision seiner Schrift verschiedene Stellen des Barhebräus anders erklären zu müssen, als er sie in den Beyträgen erkläret hat. Er hat uns die verbesserten Stellen in der Absicht mitgetheilet, damit sie in diese Blätter eingerückt werden. Wir glauben einem Theile unserer Leser einen Dienst zu erweisen, wenn wir der Absicht des Verfassers der Beyträge entsprechen. Die uns mitgetheilten verbesserten Stellen sind folgende:

Seite 32, Zeile 6 des syrischen Textes heißt לדניאיל שׁירא wahrscheinlich *Danieli*, viro *pio*, oder *veri Numinis cultori*. Man vergl. Ephräm T. III. p. 229, lin. 7. seq. von unten; p. 230, lin. 11, 12, 13, und p. 243, lin. 2 von unten.

S. 60, Z. 7 von unten scheint קרקיסיא דאיפסטיא auf den Circus maximus zu Rom zu gehen. Man sehe Nieupoort Sect. IV. cap. V. §. 1, 2.

S. 72, Z. 8 ist allem Anscheine nach anstatt לכריהוא מסכנא: לכריהא ומסכנא zu lesen; wornach es von der tugendhaften Gemalin des Theodosius hieße: aegrotis *et pauperibus* ipsamet inserviebat.

S. 84, Z. 3 von unten ist קנינא doppelsinnig, und bezeichnet sowohl *opes* als *pecus*. Man hat daher nicht nöthig, das darauf folgende Mittelwort יהא auf *homines errabundos*, wie in den Beyträgen geschieht, zu deuten. Der natürliche Sinn der ganzen Stelle ist: man sah zurückgelassenes Gut und Vieh, zerstreuet herumirren, und niemand war, der sich darum bekümmerte.

S. 88, Z. 4 von unten lese man נקלין anstatt נולין. Nach dieser Lesart sagt Barhebräus: consilium ceperunt *mortem contemnendi*, sie faßten den Entschluß, sich dem Tode Preis zu geben. Man vergl. Ephräm T. III. p. 480, lin 8.

S. 125, Z. 3 f. heißt רישא דחרניא *Sacrificulus Haranensium*. Haruspicum magister, wie die syrischen Worte in den Beyträgen erkläret werden, ist unrichtig. Man vergl. die Stellen des Barhebräus S. 124, Z. 4 von unten, und S. 146, Z. 4 f.

S. 150, Z. 4 ist der Spruch des Gauri höchst zweydeutig, weil מתכחר אנא מן ארעא mit und ohne Fragezeichen gelesen werden kann, und auch das im nächsten Satze stehende Mittelwort מצעל mehr als eine Deutung zuläßt.

S. 157, Z. 8 von unten nehme man כדו in der Bedeutung *adhucdum*, in welcher Bedeutung dieses Nebenwort bey Ephräm T. I. p. 397, lin. 35 vorkommt. כדו תקטלון לטייא gibt sodann den mit

Z. 6—10 vollkommen übereinstimmenden Sinn: adhucdum Arabes occidere vobis animus est? Ob das auf לטייא folgende על תורעתא zu נסיבא חנן, wie Bruns in seiner Uebersetzung thut, oder zu תקטלון zu nehmen sey, bleibt zweifelhaft.

S. 178, Z. 9—11 ist der wahre Sinn des Barhebräus: quum Moctaphi adveniret, et regnum capesseret, magnates continuo *carceres subterraneos* obstruxere, quos pater ipsius fieri curaverat, ut malefactores ibidem includerentur. Anstatt בארבא ist Z. 10 בארעא zu lesen.

S. 239, Z. 8 von unten heißt דיריא תקנא der fromme Mönch. Man vergl. Ephräm T. I. p. 272, lin. 21. p. 395, lin. 5.

S. 241, Z. 11 scheint ימתא דמיא ein emphatischer Ausdruck zu seyn, welcher sagt: ein ganzer See von Gewässer.

S. 296, Z. 8 von unten ist יהבא aus Ephräm T. III. p. 450 seq. Paraenes. XX. zu erläutern, wo Gott neun Mal hinter einander יהובא der Freygebige heißt.

S. 395, Z. 8 beginnt mit ולברה ein neuer Satz. In den Beyträgen wird es aus Versehen zu dem vorhergehenden Satze genommen.

S. 421, Z. 5 bekommt גאחוד דארא Licht aus den Stellen Ephräm T. I. p. 182, lin. 11, 24 penult., und p. 183, lin. 1, wo die syrische Redensart in der Bedeutung *pugnare* vier Mal wiederholt wird.

S. 478, Z. 7 geben die Worte דמתידעין בבני קמר אלדין keinen andern Sinn, als: *quibus filii Kemaraldini nomen erat.*

S. 490, Z. 2. von unten heißt אמלכו nicht *regnarunt*, wie in den Beyträgen übersetzet wird, sondern *potiti sunt.*

S. 520, Z. 2 kann כקליל קליל allerdings die Bedeutung *pedetentim* haben (man vergl. Ephram T. II. p. 341, lin. 12); diese Bedeutung passet aber schwerlich zu dem Kontexte.

S. 567, Z. 6 f. scheinen die dunklen Worte מטל דדילה הי אורחא den Sinn zu haben: weil ihn die Ordnung, Reihe traf. Man vergl. Ephräm T. II. p. 457, lin. 2, p. 467, lin. 7 von unten. T. III. p. 282, lin. 7.

S. 592. Z. 3 von unten ist אכרי die Form Apfel von כרא und sagt wörtlich *decurtavit.* Endlich

S. 612, Z. 11 schließt sich מתרפין הוו noch am natürlichsten an das darauf folgende ומשתרין an, wenn das Erstere in der Bedeutung *dimissi sunt* genommen wird. Man vergl. Ephräm T. II. p. 310, lin. 3 von unten.

Noch erinnert der Verfasser der Beyträge, daß es Mißverstand ist, wenn S. 11 des Nachtrages, welcher 1820 zu Wien herausgekommen ist, in der zweyten und den folgenden Zeilen gesagt wird: Es wird aber da (nämlich in den Beyträgen S. 81) zugleich bemerket, daß im Originaltexte ein Druckfehler Statt haben dürfte; indem die Beyträge nicht von einem Druckfehler im Originaltexte, sondern von einem Druckfehler in der lateinischen Uebersetzung reden.

Intelligenz-Nachrichten
der Verlagshandlung.

Bücheranzeigen.

So eben ist erschienen:

Codex medicamentarius Europaeus. Sectio Tertia, in II. Part., Pharmacopoeam Suecicam et Danicam continens. Lipsiae apud Friedr. *Fleischer*. 1821. 2 Rthlr. 16 gr.

Man wird mit Vergnügen das schnelle Fortschreiten einer so wichtigen und allgemein mit Beyfall aufgenommenen Unternehmung bemerken. Gleich zu Anfang des künftigen Jahres wird die Sectio Quinta, enthaltend die Pharmacopoeam Russicam, Fennicam et Polonicam, in zwey Abtheilungen erscheinen. Der Ladenpreis aller nun erschienenen vier Sektionen ist 12 Rthlr. 4 gr.

Friedrich Fleischer.

Codex medicamentarius Europaeus. Sectio Quarta, in II. Part. 8. maj. 4 Rthlr. 12 gr.

Auch unter dem Titel:

Pharmacopoea Batava cum notis et additamentis medico-pharmaceuticis, ita ut pro generali haberi possit, editore Dr. J. Fr. *Niemann*, 2 volumina.

Diese schon seit einigen Jahren erschienene Pharmacopöe, deren ausgezeichneten Werth der gelehrte Herausgeber durch seine vielfältigen Zusätze ungemein erhob, bildet nach Uebereinkunft mit dem Herrn Verleger die vierte Sektion des Codex medicamentarius Europaeus, was den Käufern dieses Werks gewiß angenehm zu erfahren seyn wird. Den Grundtext hat Herr M. R. Dr. Niemann mit einem durchaus untergelegten Commentar und den wichtigsten Bemerkungen und Ausführungen begleitet, und der zweyte Band, ganz seine eigene Arbeit, enthält Zusätze zur Materia pharmaceutica aus den drey Naturreichen; Aufführung chemisch-technischer Körper, deren Zubereitung oft von dem Apotheker verlangt wird, mehrere zusammengesetzte Arzneymittel, bey denen die wechselseitige chemische Einwirkung der Grundstoffe gegen einander nicht berücksichtigt werden kann; die Sciagraphie einer Armenapotheke; vergleichende Tabellen der neuen französischen Maße und Gewichte mit sonst gebräuchlichen, der verschiedenen vorzüglichern Barometerscalen, der Arzneynamen in mehreren öffentlichen autorisirten Dispensatorien und ein vollständiges Register. Gewiß ist es, daß diese Pharmacopöe in jetziger Gestalt an Vollständigkeit alle ihre Vorgänger übertrifft, und den Namen einer generellen unbedingt verdient, daher auch jeder Arzt und Apotheker gern ein Werk sich anschaffen wird, was viele ähnliche entbehrlich macht, und unmittelbar mit der Praxis in Verbindung steht, ja sogar als Commentar dem Besitzer der Originalausgabe unentbehrlich wird. Der Preis des

Ganzen mit vier Kupfertapfeln und Tabellen ist gewiß äußerst billig, da die Originalausgabe ohne die vielen Zusätze ungefähr acht Rthlr. kostet. Zugleich empfehle ich wiederholt die übrigen in meinem Verlage erschienenen Schriften des Herausgebers, als:

Heberden, Wilhelm, Commentarien über den Verlauf der Krankheiten und ihre Behandlung, aus dem Lateinischen mit Anmerkungen, vom Med. R. Dr. J. Fr. Niemann. gr. 8. 1804. 1 Rthlr. 16 gr.

Niemann, Dr. J. Fr., Anleitung zur Visitation der Apotheken und der übrigen Arzneyvorräthe, so wie der chirurgischen Apparate, welche medizinische Polizeyaufsicht fordern, in Bezug auf die preußische Medizinalverfassung. Zweyte Auflage. 1811. 14 gr.

— — Handbuch der Staatsarzneywissenschaft und staatsärztlichen Veterinärkunde nach alphabetischer Ordnung. Zwey Theile. gr. 8. 5 Rthlr. 12 gr.

— — Versuch einer Uebersicht der Wundarzneykunde mit Bezug auf die Arzneywissenschaft 2c. Erster Band. gr. 8. 1816. 1 Rthlr. 16 gr.

— — desselben Werkes zweyter Band. gr. 8. 1816. 2 Rthlr. 8 gr.

— — desselben Symbiotikon für öffentliche und Privatärzte zur Erinnerung und Erholung. 8. geb. 2 Rthlr.

Leipzig im Oktober 1820.

Joh. Ambr. Barth.

Zwey Bühnenstücke vom Freyherrn von Thumb, enthaltend: 1. Christian von Wolfenbüttel, Schauspiel in vier Akten, 2. Ehestands=Repressalien, Lustspiel in einem Akt. Tübingen bey Laupp 1820. 8. 1 Rthlr. 45.

Die Muse.

Unter diesem Namen erscheint mit Anfange des Jahres 1821 eine von mir besorgte Monatschrift für Freunde der Poesie und der mit ihr verschwisterten Künste. Sie tritt an die Stelle der mit dem achten Bändchen beschlossenen Sammlung: Die Harfe, und darf um so gewisser auf günstige Aufnahme hoffen, da sie sich nicht nur, mit geringer Ausnahme, der Unterstützung derselben Mitarbeiter, sondern auch des sehr zahlreichen Beytritts mehrerer, gleich berühmter und beliebter Schriftsteller zu erfreuen hat. Die neue Monatschrift wird enthalten: Gedichte, Erzählungen, kleine Theaterstücke, biographische Skizzen, dichterische Reisebeschreibungen, Reliquien, Denkmale u. s. w., zum Theil aber auch wird sie theoretische und polemische Abhandlungen über Gegenstände der schönen Wissenschaften und Künste, so wie Beurtheilungen, Anzeigen, Berichtigungen über die neuesten und wichtigsten Erscheinungen der Literatur, der Musik, der Malerey, der Schauspielkunst u. s. w. mit freymüthiger

Unpartenlichkeit, doch stets ohne Verletzung des für Gebildete und Gelehrte ziemenden Anstandes, liefern. Keine Art der Einkleidung ist hierbey ausgeschlossen, und so wie sich die Herren Mitarbeiter, wo es die Sache erfordert, jederzeit der Gründlichkeit und des Ernstes befleißigen werden, so soll es auch hoffentlich an angenehmer und belustigender Unterhaltung für Freunde des Scherzes, der Laune und der Satyre nicht mangeln. Das erste Heft wird zu Ende d. J. zu haben seyn, und unter andern eine Uebersetzung aus: Ritter Haralds Wanderungen (nach dem Englischen des Lord Byron), von Arthur von Nordstern, und Bruchstücke aus: Tonkünstlers Leben, von Karl Maria von Weber, enthalten.

Dresden im August 1820.

F. Kind.

Vorstehend angekündigte Monatschrift kommt in meinem Verlage heraus. Um mit der eilenden Zeit gleichen Fortschritt zu halten, wird zu Anfange jedes Monats ein Heft von acht Oktavbogen (in einem geschmackvollen Umschlage) ausgegeben. Drey Hefte bilden ein Bändchen.

Georg Joachim Göschen.

Subscriptions-Anzeige.

M. A. v. Thümmels Werke, sechs Bände, 8. in einer schönen und wohlfeilen Ausgabe.

Die gute Aufnahme, welche Wielands Werke im Taschenformat, mit deutschen Lettern auf schönes Velinpapier gedruckt, gefunden haben, bestimmt mich, auch

Thümmels Werke, sechs Bände

im gleichen Format mit denselben Lettern und auf gleiches Papier zu drucken. Wer Wielands Werke gern lieset, läßt auch Thümmel in seiner Bibliothek nicht fehlen, und wird gern die Schriften zweyer Männer, deren Geist so ähnlich in mehr als einer Rücksicht ist, in gleich schönen und korrekten Original-Ausgaben zu besitzen wünschen, in einer Ausgabe, die bey aller Schönheit so wohlfeil ist, als ein Nachdruck nur seyn kann. Die Bände sind ungleich an Stärke. Im Ganzen beträgt die Bogenzahl in dieser neuen Ausgabe mehr als sechs Alphabete; die Subscribenten bezahlen aber nur sechs Alphabete. Wer darauf bis Michaelis dieses Jahres subscribirt, und jeden Band beym Empfang bezahlt, der erhält solchen zu 1 Rthlr. 4 gr. sächs. Von Michaelis an kostet jeder Band 1 Rthlr. 16 gr. Jede Buchhandlung nimmt die Subscription an.

Leipzig 1820.

Georg Joachim Göschen.

Von

Rosenmülleri Scholia in V. T. Pars I, Genesis et Exodus,
— — Pars IV, Vol. I, II, III, Psalmi,

ist gegenwärtig die zweyte durchaus umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Ausgabe unter der Presse, und hoffe ich beyde zu Neujahr 1821 zu

versenden. Ich bitte, um die nachherigen Expeditionen auf das schnellste machen zu können, mir etwaige Bestellungen hierauf bald gefälligst zukommen zu lassen. Die übrigen Theile dieses mit Recht so hoch geschätzten Werkes sind zu folgenden Preisen zu haben:

Pars II, *Leviticus*, *Numeri* et *Deuteronomium*, 8. maj. Ed. II. emend. 1798. 1 Rthlr. 12 gr.

Pars III, Vol. I, *Jesaias*, Ed. II. 8. maj. 1810. 2 Rthlr. 8 gr.

Pars III, Vol. II, *Jesaias*, Ed. II. 8. maj. 1817. 2 Rthlr. 4 gr.

Pars III, Vol. III, *Jesaias*, Ed. II, 8. maj. 1820. 2 Rthlr. 12 gr.

Pars V, Vol. I, *Jobus*, 8. maj. 1806. 2 Rthlr. 8 gr.

Pars V, Vol. II, *Jobus*, 8. maj. 1806. 1 Rthlr. 4 gr.

Pars VI, Vol. I, *Ezechiel*, 8. maj. 1808. 2 Rthlr. 12 gr.

Pars VI, Vol. II, *Ezechiel*, 8. maj. 1810. 2 Rthlr. 20 gr.

Pars VII, Vol. I, *Prophetae minores*, Tom. I, *Hoseas* et *Joel*, 8. maj. 1812. 1 Rthlr. 20 gr.

Pars VII, Vol. II, *Prophetae minores*, Tom. II, *Amos*, *Obadja* et *Jonas*, 8. maj. 1813. 1 Rthlr. 16 gr.

Pars VII, Vol. III, *Prophetae minores*, Tom. III, *Micha*, *Nahum* et *Habacuc*, 8. maj. 1814. 1 Rthlr. 20 gr.

Pars VII, Vol. IV, *Prophetae minores*, Tom. IV, *Zephania*, *Haggai*, *Sacharia* et *Maleachi*, 8. maj. 1816. 1 Rthlr. 16 gr.

Leipzig im September 1820.

Joh. Ambr. Barth.

Bey H. L. Brönner in Frankfurt am Main ist so eben erschienen:

Blätter für höhere Wahrheit. Aus ältern und neuern Handschriften und seltenen Büchern. Mit besonderer Rücksicht auf Magnetismus. Herausgegeben von Johann Friedrich von Meyer. Zweyte Sammlung; nebst einer Abbildung in Steindruck. Preis geheftet 1 Rthlr. 16 gr.

Auf die vielfach geschehene Nachfrage kann endlich die Erscheinung dieser zweyten Sammlung angezeigt werden. Es gilt von ihr, was von der ersten gesagt worden; es ist auch hier ein großer Reichthum geistlicher und philosophischer Ansichten unter anmuthiger Form und mit Mannigfaltigkeit der Gegenstände entwickelt. Für die Kritik der so oft mißverstandenen Mystik, für Naturwissenschaft und Magnetismus finden sich bedeutende Beyträge, Aufschlüsse und Andeutungen. Die eingestreuten poetischen Blumen sind höherer Natur, und den edelsten Zwecken der Menschheit entsprechend. Die metrische Uebersetzung Orphischer Hymnen ist fortgesetzt. Wenn einiges Wunderbare des Inhalts ans Unglaubliche zu grenzen scheint, so zeigt sich überall die Unparteylichkeit des Herausgebers, der bey der Vielseitigkeit seiner Aufgabe und ihrer Behandlung immer zu-

gleich an seinen Ort zu stellen weiß, was für das wichtigste Bedürfniß des Menschen unwesentlich ist, und was als Schwärmerey gefährlich werden kann. Nach dem Beyfall, welchen schon die erste Sammlung gefunden hat, ist zu hoffen, daß gegenwärtige nicht die letzte bleiben werde.

Bey C. F. Amelang, in Berlin, sind folgende empfehlungswürdige Erbauungsschriften erschienen, und an alle Buchhandlungen des In- und Auslandes versandt worden:

Ehrenberg, Fr., Blätter dem Genius der Weiblichkeit geweiht. 8. 1 Rthlr. 18 gr.
— — Seelengemählde. Zwey Theile. (Erster Theil enthält: Agathe's Morgengedanken. Zweyter Theil: Agathons Abendgedanken und Theobalds Nachtgedanken.) Komplet 2 Rthlr. 16 gr.
Eylert, R., die weise Benutzung des Unglücks. gr. 8. 1 Rthlr. 16 gr.
Preuß, J. D. E., Herzenserhebungen in Morgen- und Abend-Andachten der vorzüglichsten deutschen Dichter. 8. Mit Titelkupfer und Vignette. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Elegant geheftet. 1 Rthlr. 12 gr.
Wilmsen, Hersiliens Lebensmorgen oder Jugendgeschichte eines geprüften und frommen Mädchens. Ein Buch für Jungfrauen. 8. Mit einem Titelkupfer und Vignette. Geheftet 1 Rthlr.

Im Verlage von P. G. Hilscher in Dresden ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Denkwürdigkeiten Ludwig Bonaparte's, ehemaligen Königs von Holland, von ihm selbst beschrieben. Doe wel en zie niet om. (Thue Recht und scheue Niemand.) Preis 1 Rthlr. 8 gr.

Es bedarf keiner Anpreisung bey einem für die neuere Geschichte so höchst wichtigen und merkwürdigen Werke, das über viele Begebenheiten unserer Tage überraschende Aufschlüsse gibt, das zur richtigen Würdigung eines achtungswerthen Volkes in einer verhängnißvollen Zeit führen wird, so wie zur gerechten Beurtheilung eines selten unparteyisch gewürdigten Mannes, der das Volk zu jener Zeit mehr als einmal dem Verderben entriß, und auch in der Art, wie er sich hier selbst das Urtheil zu sprechen sucht, sich als den Redlichsten seines Hauses zeigt.

Bey Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen, und in der Geroldschen Buchhandlung in Wien zu haben:

Dr. W. G. Tennemanns Grundriß der Geschichte der Philosophie für den akademischen Unterricht. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage, herausgegeben von Dr. Amad. Wendt. gr. 8. 1820. 1 Rthlr. 16 gr.

Auf das vortheilhafteste zeichnet dieses Kompendium sich vor allen früher erschienenen aus, und seine beyden ersten Auflagen haben sich, allen Forderungen und Bedürfnissen der Zeit Genüge leistend, gar bald vergriffen. Mit Vermeidung der Fehler und Mängel der älteren stellte der Verfasser die Hauptdata der Geschichte, und die vorzüglichsten Richtungen des philosophirenden Geistes mit Treue, Deutlichkeit und in zweckmäßigster Kürze dar, und gab somit Lehrern und Lernenden einen sicheren Leitfaden für die fruchtbare Betrachtung der stufenweisen Entwickelung der Vernunft in ihrem Streben nach Wissenschaft, den der geschätzte Herausgeber der dritten Ausgabe durch reiche Zusätze, Nachträge (besonders für die neueste Philosophie), Berichtigungen, Abänderungen im Ausdrucke und in der Anordnung zu noch größerer Brauchbarkeit und Vollkommenheit erhob. In Hinsicht auf die beygefügte philosophische Literatur kann es als vollständiges Repertorium angesehen werden, dessen Gebrauch mehrfache Register ungemein erleichtern. Der äußerst wohlfeile Preis bey weit sparsameren Drucke und vermehrter Bogenzahl dürfte dem Buche wohl auch günstige Meinung erhalten. Ueber die Fortsetzung und völlige Beendigung von

Tennemanns Handbuch der Geschichte der Philosophie (erster bis eilfter Band 20 Rthlr. 8 gr.)

wird bald Näheres angezeigt werden.

Auch ist noch ein kleiner Vorrath von

Tennemanns System der Platonischen Philosophie. Vier Bände. 3 Rthlr. 8 gr.

vorhanden, der hiermit gebührend in Erwägung gebracht wird.

In der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist erschienen:

Heinsius, Dr. Theodor (ordentlicher Professor am Berlinisch-Köllnischen Gymnasium), volkthümliches Wörterbuch der deutschen Sprache, mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung, für die Geschäfts- und Lesewelt. Dritter Band. L bis R. achtzig und ein halben Bogen. gr. 8. Hannover. Pränumerationspreis Druckpapier 2 Rthlr. 12 ggr. Schreibpapier 3 Rthlr. 8 ggr.

Für das Publikum bedarf es nur der Anzeige, daß die Fortsetzung eines Werkes erschienen ist, welches vor den Richterstühlen der Kritik Anerkennung seines Werthes, und in der Geschäftswelt die seltene Auszeichnung gefunden hat, daß es von dem Preußischen Ministerium der geistlichen,

Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten der ehrenvollsten öffentlichen Empfehlung an sämmtliche Provinzial-Regierungen der preußischen Monarchie gewürdigt worden. Der Verfasser hat glücklich die Aufgabe gelöset, den ganzen reichen Sprachschatz der Deutschen, aus allen Gegenden, aus einheimischen und fremden Quellen alter und neuer Zeit, zu sammeln, und allen Ständen des gemeinsamen Vaterlandes, im Gebiete des höhern und niedern Wissens, im praktischen Leben des Umgangs, in der Welt der Geschäfte, wie der Schriftsteller und Dichter, ein sicherer Führer zu werden. — Der vierte Band, welcher das Ganze vollendet, wird schon im Laufe des Jahres 1821 erscheinen. Der Pränumerationspreis eines jeden Bandes ist 2 ½ Rthlr. auf Druckp., und 3 Rthlr. 8 ggr. auf Schreibp.

Fiorillo, J. D. (Prof. in Göttingen), Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland und den vereinigten Niederlanden. Vierter Band. gr. 8. Hannover. 2 Rthlr.

Jeden Freund vaterländischer Bildungs- und Kunstgeschichte wird die Vollendung dieses klassischen Werkes erfreuen. Die Einleitung des vorliegenden Bandes gibt ein interessantes kunstgeschichtliches Gemälde der Schweiz. Dann wird ein fester, unbefangener kritischer Blick geworfen auf den heutigen Zustand der Malerey in Deutschland; das Entstehen, das Fortschreiten einer religiösen, der Antike widerstrebenden Kunsttendenz in den letzteren Jahrzehenden wird, nach seinen Quellen, Ursachen und Wirkungen, unparteyisch gewürdigt. Zwey, mit der größten Genauigkeit gearbeitete Register erleichtern den Gebrauch des Werks.

Nachricht für Freunde der griechischen Literatur.

Verminderter Preis der Weiske'schen Ausgabe von Xenophon's sämmtlichen Werken. — Unterzeichnete Verlagshandlung hat sich entschlossen, die wenigen noch vorhandenen Exemplare von:

Xenophontis Atheniensis Scripta, in usum lectorum, graecis literis tinctorum, commentariis, ad rerum et verborum intelligentiam, illustrata a Benjamin *Weiske*, Vol. I. — VI.

statt des bisherigen Ladenpreises von 8 Rthlr. 8 ggr. für 4 ½ Rthlr. gegen baare Bezahlung, zu erlassen. Diese Preisverminderung würde für die einzelnen Werke nach folgendem Verhältniß eintreten: Cyri disciplina (2 Tomi) würde kosten statt 2 Rthlr. 1 Rthlr. 4 ggr. Anabasis, statt 1 Rthlr. 16 ggr. 1 Rthlr. Historia Graeca, statt 1 Rthlr. 16 ggr. 1 Rthlr. Oeconomicus, Symposium, Hiero, Apologia Socratis, Memorabilia (zusammen) statt 1 Rthlr. 8 ggr. 20 ggr. Opuscula minora et Reliquiae (zusammen) statt 2 Rthlr. 1 Rthlr. 4 ggr.

Die Vorzüge dieser Ausgabe sind Lehrern und Lernenden bekannt genug, um sicher erwarten zu können, daß ein solcher Vorschlag allgemein willkommen erscheinen werde. Die Käufer erhalten den, mit echtem gelehrten Fleiße ausgearbeiteten, fortlaufenden Commentar eines praktischen Schulmannes, und einen korrekten, sauber gedruckten Text, dessen bequeme Lettern dem Auge wohl thun.

Hahn'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

A Tibulli Carmina, textu ad Codd. Mss. et editiones recognito, insigniori lectionis varietate, notis indicibusque adjectis, edidit. Ern. Car. Christ. *Bach*. 8. maj. Lipsiae, sumt. Hahnii. 1 Rthlr. 16 ggr.

Diese, von dem, mit dem Alterthum ganz vertrauten Herrn Pastor Bach besorgte, wohlfeile Ausgabe steht zwischen dem reichen Apparate großer Kritiker, und dem Bedürfniß solcher Freunde der Poesie, welche, zur Bildung oder zur Erheiterung, römische Dichter lesen, befriedigend in der Mitte.

M. Tullii Ciceronis libri tres de natura Deorum, ex recensione J. A. Ernesti, et cum omnium Eruditorum notis, quas Jo. Davisii editio ultima habet. Accedit apparatus criticus, ex amplius XX Codicibus Mss. nondum collatis, digestus a Geo. Henr. Mosero, Phil. D. et in Gymnasio Ulmensi Professore, qui idem suam annotationem interposuit. Copias criticas congessit, Dan. Wyttenbachii selecta scholarum suasque animadversiones adjecit Fridericus *Creuzer*, Theol. et Phil. Dr. et literarum in academia Heidelbergensi Professore. 8. maj. Lipsiae, sumt. Hahnii. 3 Rthlr. 12 ggr.

Die Herausgeber haben es unternommen, einen neuen, kritisch bearbeiteten Text dieses viel gelesenen Meisterwerks zu konstituiren; und zwar auf den Grund der, sehr selten gewordenen Ausgabe von Davis. Die Arbeiten der Kritiker und Ausleger aller Jahrhunderte sind, ihrem Kern nach, hier geprüft, um eine Recension zu liefern, die keinem, mit ächter Bildung und philologischer Wissenschaft befreundeten Gelehrten fehlen darf.

Pindari Carmina. Recensuit, metra constituit, lectionisque varietatem adjecit Christ. Guil. Ahlwardt. editio minor, in usum praelect. academ. et scholarum. 8. maj. Lips. sumtibus librar. Hahnianae. 18 ggr.

Das Verdienst des Herausgebers um die Kritik, besonders um die, äußerst schwierige Metrik Pindar's, ist lange als klassisch anerkannt. Mit seiner Arbeit beginnt eine neue Periode in der Geschichte des Textes, von welchem er eine gereinigte kritische Recension liefert.

D. Junii Juvenalis Aquinatis Satyrae XVI. ad optimorum exemplarium fidem recensitae, varietate lectionis perpetuoque commentario illustratae a Geo. Alex. Ruperti. Editio altera et emendatior. Vol. I. II. 8. maj. Lipsiae, sumt. Hahnii. 7 Rthlr.

Charakter und Werth dieser trefflichen Ausgabe sind längst entschieden. Der sorgsam fortschreitende Fleiß des würdigen Herausgebers zeigt sich auf jeder Seite: die neue Auflage kann daher mit Recht eine ganz neue Ausgabe genannt werden.

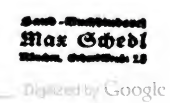
Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich vier Bände zu [illegible] Gulden W. W. für die österreichischen Staaten, und zu 8 Rthlr. [illegible] für das Ausland [illegible] [illegible] Die Versendung [illegible] [illegible] handlung in Leipzig [illegible] [illegible] zur Auslieferung verpflichtet. Ueberdieß [illegible] Exemplare versandt, und sind zu haben:

Aarau, [illegible] Sauerländer.
Abo, [illegible]
Amsterdam, bey Müller u. Comp.; [illegible]
[illegible], bey Kunz.
Berlin, [illegible] Buchhandlung; [illegible] Christiani; [illegible] u. Humblot; [illegible] Flittner; in der Maurer'schen Buchhandlung; bey Mittler; [illegible]; Nicolai.
Bonn, bey Marcus; Weber.
Braunschweig, bey Lucius; in d. Schulbuchhandlung.
Bremen, bey Heyse; Kaiser.
Breslau, bey [illegible]; [illegible] Fr. Korn, W. G. Korn, Max u. Comp.
Brünn, bey [illegible]; Treßler.
Coburg, bey [illegible]
Cölln, bey Bachem; [illegible]berg.
Copenhagen, b. Brummer; [illegible]
Cracau, bey Matecki.
Darmstadt, bey Heyer u. Leske.
Dresden, bey Arnold; Hilscher; Walther.
[illegible] Schreiner.
[illegible]
[illegible], bey Keyser.
[illegible]angen, bey H[illegible]; [illegible]
Essen, bey Bädeker.
Frankfurt a. [illegible]
Freyberg, bey [illegible]
Freyburg, bey [illegible]
Gießen, bey Heyer.
Göttingen, bey Dieterich; Vandenhoeck u. Ruprecht.
[illegible], bey [illegible]
[illegible]stadt, bey Vogler.
[illegible], bey Hemmerde u. Schwetschke; in der [illegible] Buchhandlung.
Hamburg, bey Herold jun.; [illegible]mann u. [illegible]; Perthes u. Besser.
Hamm, bey Schulz u. [illegible]
Hannover, bey [illegible]
Heidelberg, bey Mohr u. Zimmer; Oswald.
[illegible]
Her[illegible], in der Hechtmeister'schen [illegible]
[illegible], bey Gerstenberg.
Jena, bey [illegible] Schmidt.
Innsbruck, in der Wagner'schen Buchhandlung.

Kaschau, bey Otto Wigand.
Klagenfurt, bey Kleinmayr; Sigmund.
Königsberg, bey Dornträger; W[illegible]
Laibach, bey Licht[illegible]
Landshut, bey [illegible]
Leipzig, bey [illegible] Brockhaus; [illegible] in der D[illegible] Buchhandlung; bey [illegible]; [illegible], Kummer; [illegible] Vogel
[illegible], bey Staff; [illegible]
Liegnitz, bey Kuhlmey.
Linz, bey Fink; Haslinger.
London, bey Black u. Sohn; bey J. Bohte u. Comp.
Lüneburg, bey Herold u. Wahlstab.
Magdeburg, bey Creutz.
Mailand, bey Fusi Stella u. Comp.
Mainz, bey Kupferberg.
Mannheim, bey [illegible]
[illegible]burg, bey Krieger.
[illegible]
[illegible]
[illegible], bey [illegible]; [illegible]
[illegible], bey Carl Wigand.
[illegible], bey Gebrüd. Baudouin; Treuttel u. Würz; A. Eymery.
[illegible], bey Hartleben; Kilian; Eggenberger.
Petersburg, bey W. Mayer, Buchhändler der Akademie der Wissensch.
Philadelphia in Nordamerika, Hennings u. Zimmernagel.
Potsdam, bey Horvath.
Prag, bey Calve; Enders; Kraus; Widtmann.
Pressburg, bey Landes.
Rostock, bey Stiller.
Rudolstadt, in der Hofbuchhandlung.
Salzburg, bey Mayr.
Sondershausen, bey Voigt.
Stralsund, in der Regierungsbuchhandlung.
Strasburg, bey Treuttel u. Würz.
Stuttgart, bey Metzler.
Tübingen, bey Laupp; Osiander.
Ulm, bey Stettin.
Warschau, bey Glücksberg.
Weimar, bey Gebrüder Hoffmann; in dem Landes-Industrie-Comptoir.
Wiener Neustadt, bey Holzschuh.
Würzburg, bey Stahel.
Zittau, bey Dörrmann.

Carl Gerold.




Max Schedl

